Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

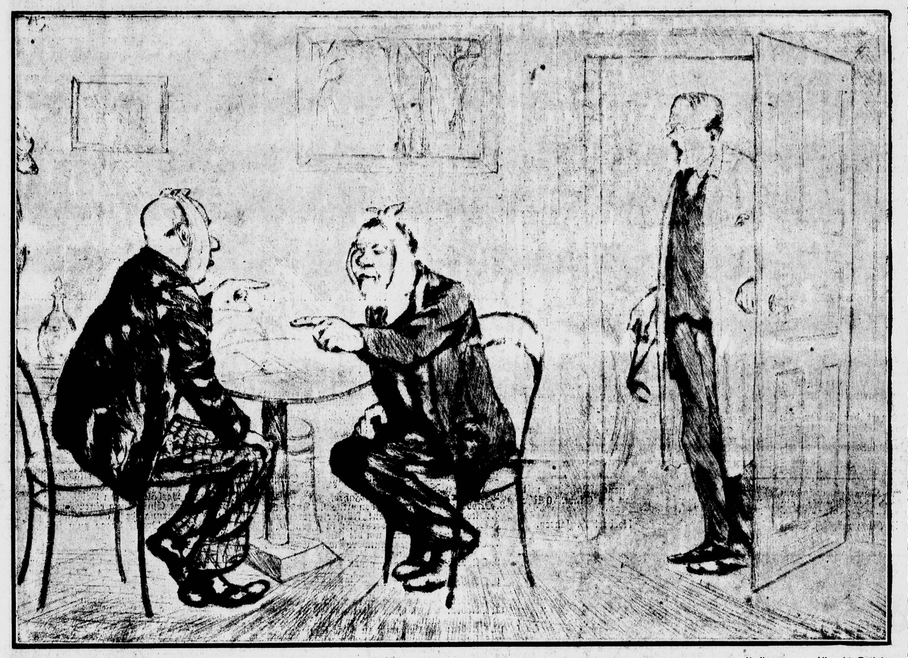
ermöglicht

1. Jahrgang – Blatt Nr. 32

Sonntag, 6. November 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Bitte nach Ihnen!

Radierung von Albrecht Gutjahr

Vom Zahnschmerz

Sind Zahnschmerzen eine Kulturerrungenschaft? — Die Tropensonne als Vorbeugungsmittel. — Der Hecht mit dem kariösen Gebiß. — Nur die Schlangen haben es gut

Es gibt heute wohl kaum einen Menschen der zivilisierten Welt, der es noch nicht nötig gehabt hätte, den Zahnarzt zu bemühen. Das Gebiß ist also ein besonders „wunder Punkt" am menschlichen Körper. Man war bisher der Ansicht, daß die durch die Kultur herbeigeführte Verweichlichung, das Genießen von zubereiteten Speisen und die oft unnatürliche und unzweckmäßige Ernährung uns die Plagegeister der Zahnschmerzen zugeführt haben. Je mehr also der Mensch sich verfeinere, in desto größerem Maße müßten die Erkrankungen, also auch die der Zähne, zunehmen. Daraus wäre umgekehrt zu schließen, daß, je näher die Geschöpfe dem Urzustand stehen, eine desto geringere Häufigkeit krankhafter Zustände festzustellen sei. Dann müßte es also auch einmal eine Zeit gegeben haben, in der Erkrankungen unbekannt gewesen wären, die Menschen sich also einer untadeligen Gesundheit erfreut hätten.

Um so mehr muß es uns in Erstaunen setzen, daß nach Untersuchungen an vorgeschichtlichen Funden, wie Professor Dr. Friedrich Proell, Greifswald, in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte" mitteilt, unsere fossilen Ahnen durchaus nicht frei von Zahnschmerzen waren und wahrscheinlich froh gewesen wären, wenn sie sich in die Behandlung eines geschickten Zahnarztes hätten begeben können.

Der Neanderkalermensch weist zwar noch ein untadeliges Gebiß auf. Der Zufall kann es aber gefügt haben, daß gerade das von uns aufgefundene Exemplar ein besonders gesunder Mensch gewesen ist, während viele seiner Zeitgenossen schon von Zahnschmerzen geplagt gewesen sein können. Denn im mittleren Paläolithikum finden sich Gebisse mit stark kariösen Zähnen, so besonders beim Rhodesia-Mann.

Bemerkenswert ist der Sitz der Zahnerkrankungen beim Urmenschen. Die erste menschliche Karies wurde am Zahnhals festgestellt. Erst später traten kariöse Erscheinungen an den Kauflächen und zwischen den Zähnen zutage. Wahrscheinlich ist die Umformung der Zahnkronen, die Höhe der Höcker und auch die Rückbildung der Kiefer hierfür verantwortlich zu machen. Paradentotische Erkrankungen — das sind solche, in deren Verlauf die den Zahn umschließenden Gewebe sich zurückbilden, so daß der Zahnhals frei liegt — sind sowohl bei dem Heidelberger Fund als auch bei fast allen Neanderkalern festzustellen.

Wenn die Theorie richtig wäre, daß die Verzärtelung durch die Zivilisation uns die Zahnkrankheiten beschert habe, so müßten die Naturvölker von ihnen frei sein. Das ist nun nicht der Fall. Allerdings weisen die Eingeborenen unkultivierter Gegenden bis zum 30. Lebensjahre verhältnismäßig wenig Krankheiten des Gebisses vor. Von dieser Zeit an aber, besonders zwischen dem 45. und 50. Lebensjahre, treten Karies und Paradentose fast ebenso häufig auf wie bei den zivilisierten Völkern Europas. Kommen die Eingeborenen vorher in Großstädte oder unter sonstige Einflüsse der Zivilisation, so verlieren sie ihre Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen schon zehn bis fünfzehn Jahre früher.

Das Sonnenklima Afrikas scheint eine besonders günstige, nämlich vorbeugende Wirkung gegen Zahnerkrankungen auszuüben. Während z. B. 90 v. H. der untersuchten Schulkinder in der Greifswalder Gegend kariöse Erscheinungen an den Zähnen aufwiesen, stellten die gleichaltrigen Kinder zivilisierter Deutscher in gesunden tropischen Gegenden nur 25 bis 50 von Hundert Zahnerkrankte. Man kann daher wohl der Ansicht sein, daß an der Häufigkeit unserer Zahnerkrankungen mehr der Mangel an Sonne als die Zivilisation schuld ist.

Auch in der Tierwelt sind krankhafte Zustände der Zähne gar nicht so selten, wie man allgemein annimmt. Es soll hier nicht auf die zahnärztlichen Patienten hingewiesen werden, welche die Zoologischen Gärten und die Tierschauen stellen. Die Erkrankungen dieser Tiere können immerhin durch die unnatürliche Lebensweise der Gefangenschaft begünstigt sein. Aber jeder Jäger wird bestätigen, daß Zahnerkrankungen des Reh- und Rotwildes eine sehr häufige Erscheinung sind. Auch Raubwild, Katzen, Füchse, Dachse usw. weisen vielfach kariöse Zähne auf. Selbst bei Wasserbewohnern, Hechten und Haien, hat man häufig an Karies erkrankte Gebisse gefunden. Es wird sich kaum ein Zahnarzt finden, der einem Menschenhai die schadhaften Zähne zu plombieren bereit ist. Gut haben es dagegen die Schlangen. Bei diesen hat man bisher noch keine hohlen Zähne festgestellt; das liegt aber daran, daß sie ihre Zähne wiederholt wechseln können. Vor allem zu den Häutungszeiten verlieren sie die alten Zähne, die mit der Nahrung verschluckt und mit den Kotballen ausgestoßen werden, so daß diese häufig mit ausgefallenen Zähnen dicht durchsetzt sind.

Aus den Funden des Diluviums und des Vordiluviums hat sich ergeben, daß sich Krankheiten schon frühzeitig zur Plage der Geschöpfe eingestellt haben. Außer den Versteinerungen wurden Erkrankungen durch Parasiten beobachtet, von denen wirbellose Tiere und Fische betroffen wurden. Je höher sich die Tierwelt nun entwickelte, desto häufiger und zahlreicher stellten sich krankhafte Zustände ein. Zusammenfassend kann man also wohl berechtigt behaupten, daß nicht die Zivilisation zur Krankheitsanfälligkeit führt, sondern die Entwicklung der Lebewesen. Je höher entwickelt sie sind, also je komplizierter ihr Körperbau wird, in desto stärkerem Maße neigen sie zu Erkrankungen.

Ernst Lehwaldt-Sperl.

Von der Seelensammlung durch den Zahnschmerz

Von Wilhelm Busch

Das Zahnweh, subjektiv genommen,
ist ohne Zweifel unwillkommen,
doch hat's die gute Eigenschaft,
daß sich dabei die Lebenskraft,
die man nach außen oft verschwendet,
auf einen Punkt nach innen wendet
und hier energisch konzentriert.
Kaum wird der erste Stich verspürt,
kaum fühlt man das bekannte Bohren,
das Rucken, Zucken und Rumoren —
und aus ist's mit der Weltgeschichte,
vergessen sind die Kursberichte,
die Steuern und das Einmaleins —
kurz, jede Form gewohnten Seins,
die sonst real erscheint und wichtig,
wird plötzlich wesenlos und nichtig.
Ja, selbst die alte Liebe rostet,
man weiß nicht, was die Butter kostet,
denn einzig in der engen Höhle
des Backenzahnes weilt die Seele
und unter Toben und Gesaus
reift der Entschluß: Er muß heraus!

Postflugzeug funkt SOS

In den folgenden Zeilen sucht ein junger Flieger mit seiner Phantasie die Katastrophe des Postflugzeuges D 2017 zu gestalten. D 2017 verließ am Sonnabend 20.55 den Flughafen Croydon, sandte nach 40 Minuten SOS-Signale aus und blieb dann verschollen.

Croydon, dreiviertelsieben abends. Trostloser Regentag dämmert zur Nacht. Flugzeugführer Cuno stapft mürrisch auf dem nassen Beton der Ablaufbahn umher. Den Kopf seiner Pfeife hat er nach unten gedreht, damit der ewige Regen wenigstens dem glimmenden Tabak nichts anhaben kann, wenn er mir schon sonstwieso die ganze Strecke versaut", knurrt Cuno und schaut böse auf die kleinen Bäche, die von dem Wellblech der Tragflügel wie Perlschnüre herabrinnen. Der Propeller sticht eine Wolke von Wasserstaub im Kreis und Drebs, der Mechaniker, schüttelt sich wie ein nasser Pudel, als er kommt und meldet: „Alles klar, Herr Cuno!" Der brummt Zustimmung und paßt auf, ob der Chauffeur des Postautos die Postsäcke trimmgerecht im geräumigen Rumpf verstaut. Drebs hat das Postauto als Windschutz benützt, und sich mit viel Streichhölzern eine Zigarette angezündet, die er in der hohlen Hand schützt. Wodkinn eigentlich, dieses Rauchverbot auf dem Flugplatz, denkt er. Kein Mensch kümmert sich drum. Und bei dem Regen könnte hier Dynamit pfundweise herumliegen, ohne daß was passiert . . .

6.56 Uhr. Der Wetterzettel kommt. „Man tau", ruft Cuno. (Er liest den Wetterzettel grundsätzlich erst in der Maschine. Der „Wetterfrosch" von Croydon redet ihm zuviel.) Zigarette und Preßeninhalt zischen auf den Boden, die beiden klettern auf die triefenden Flächen, schwingen sich in den Führersitz Cuno hat den Wetterzettel auf den Knien liegen und liest, während er die Schutzbrille blank reibt: „Nordsturm im Kanal, erst über 1 500 Meter ruhigere Luftschicht". Als ob er Höhenflüge machen könnte mit seiner vollbeladenen Maschine, an der noch ein paar hundert Kilo Wasser hängen . . .!

Drebs wendet sich zurück vom Funkgerät. „Kann losgehen!" Cuno straft sich, schiebt den Gashebel nach vorn. Langsam. Der Motor brummt auf, orgelt immer höher, immer reiner, immer heller, der Wasserstaub steht wie ein Kreis aus Regenbogen im Licht der Scheinwerfer. Wieder Leerlauf. Cuno winkt: „Wrenstliche weg!" Der Startpolizist hebt die Fahne, ab!

Gas . . . Wieder donnert der Motor, die Räder drehen sich . . . das Biest rollt heute endlos lange, denkt Cuno — da ist die Maschine schon frei vom Boden und steigt schwer in die Dämmerung, die schon regennasse Nacht ist.

Ab und zu tauchen unter den treibenden Fetzen der Regenvollen Lichter auf. Städte, Dörfer, eine Bahnlinie, ein Dampfer auf dem schwarz spiegelnden Band der Themse, ein Windfeuer — aber viel kann Drebs nicht sehen, und Bodenorientierung ist kaum möglich. Schade auch nichts. Cuno steigt wunderbar Kompaß-Kurs und außerdem haben sie Funkpeilung.

Wie ein kleines Zimmer ist der Führersitz — fast gemütlich mit dem matten Schimmer der Instrumentenbeleuchtung, wenn man an das Sauwetter draußen denkt. Aber Drebs ist doch froh, daß dies heut der letzte Flug ist für einige Zeit; nun gibts erst mal vier Wochen Urlaub und er freut sich wie ein Kind darauf, mal in der Nacht schlafen zu dürfen und am Tage was zu unternehmen, wie andere vernünftige Menschen. Und jetzt im Urlaub will er mit seiner Frau —

Er schrickt zusammen. Der Motor hat „gemeckert" und schuft unregelmäßig, so, als ob Wasser im Vergaser wäre . . . Aber schon ist er wieder auf normaler Drehzahl. Drebs schielt hinüber zu Cuno. Die steile Falte auf dessen Stirn ist zwar verschwunden, aber der Höhenmesser steigt langsam, Cuno sucht Höhe zu gewinnen — ein Zeichen, daß er dem Frieden doch nicht ganz traut.

Drebs lauscht angestrengt. Wenn's nur gut geht. Er flucht leise vor sich hin: diese verdammte englische Nässe. Bei dem Wetter ne Notlandung? Womöglich brennen die Landefackeln garnicht! Er versucht festzustellen, wo sie sind. 35 Minuten nach dem Start: da müßten sie gerade am Kanal sein. Er beugt sich hinaus. Nichts zu sehen. Fliehende Wolken ahnt man, sonst Nacht, triefende Schwärze.

Da — jetzt, der Motor setzt völlig aus — 4,5 Sekunden lang. Cuno schaut herüber: „Schöner Mist, das — vielleicht gehen wir noch baden heute . . ." Drebs grinst: „Ach, i wo!" Aber die Antwort ist etwas unsicher.

Da sind Wellen. 10, 20 Meter hoch mit Schaumkronen, von wütendem Sturm gepeitscht . . . Drebs funkt mechanisch . . . kurz, kurz, lang, lang, kurz, kurz, kurz D 2017 S . . . O . . . S . . . Seine Augen stieren sinnlos in das schäumende Wasser und er denkt nur immer: schöner Urlaub wird das!

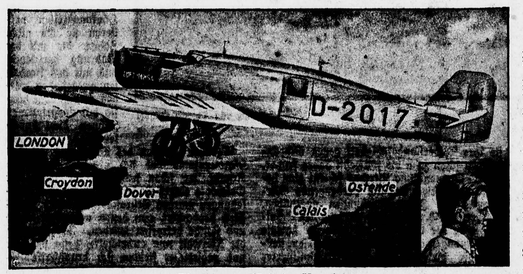
Cuno nimmt die Maschine flacher, um sie mit möglichst wenig Fahrt auf Wasser zu setzen. Noch 20 Meter etwa, dann — Da — eine Zündung, noch eine — der Motor läuft wieder, stockend, aber er läuft!

Cuno hat sofort beruhigt: ganz flach nehmen die Maschine, noch 2, 3 Sekunden schneiden, dann kommen wir vielleicht wieder hoch. Eine Böe drückt die linke Fläche herunter. Cuno gibt Querruder — zu wenig Fahrt — wirft nicht . . . schwarze Wasserwand kommt drohend, rasend — löscht die Fackel und wirft sich krachend auf die linke Fläche. Drebs schreit auf. Die Maschine schlägt im Halbkreis herum, klatscht ins Wasser. Und die nächste Welle deckt sie zu . . .

*

— Morgen steht eine neue Maschine mit neuer Besatzung in Croydon am Start. 6 Uhr 56 Nachrichtsitzung London—Köln.

Herbert A. Jansen.



Flugzeugunglück im Kanal

Das deutsche Postflugzeug D 2017, das die Nachtstrecke London—Köln befliegt, ist spurlos verschwunden. Es muß angenommen werden, daß das Flugzeug in den Kanal gestürzt ist. Wohl liegen Sichtmeldungen vor, die sich jedoch sämtlich als unzutreffend herausgestellt haben. Besonders tragisch wirkt es, daß dieser Flug der letzte in diesem Jahr war, da dann der Nachtflugverkehr eingestellt werden sollte. Die aus dem Piloten Cuno und dem Funker Drebs bestehende Besatzung hatte die Strecke bereits seit zwei Jahren beflogen. — Unser Bild zeigt das verunglückte Flugzeug, darunter eine Skizze des Aermelkanals. Rechts unten der verunglückte Pilot Cuno, der bereits eine Strecke von 300 000 Kilometer geflogen ist.

Das älteste Theater Deutschlands

In Ansbach, jener kleinen bayerischen Geburtsstadt Kaspar Hauses, steht noch heute ein primitives Theaterchen; das älteste Theater Deutschlands, das, wie gesagt wird, Friedrich der Große hier erbaut haben soll. Dort war es, wo ich zum ersten Male wieder nach langen Jahren auftrat. Ich kam durchaus nicht mit dieser Absicht hin. Ich wurde vielmehr leise immer wieder auf den Gedanken zurückgeführt, und zwar von einem Freunde, der meinen Wert als Schauspieler kannte und ihn nicht verloren gehen sehen wollte. Zunächst wollte mir das nicht einsehen; ich hatte in der Dunkelkammer meiner Leidenschaft das buntflitterte Kleid des Komödianten längst abgestreift. So recht eigentlich für immer. Hinter meinem Rücken aber wurde gehandelt, und eines Morgens wurde mir ein Kontrakt zur Unterschrift vorgelegt. Das war allerhand. Man hatte mich sozusagen überrumpelt. Schließlich unterschrieb ich. Aber ich gab mir einen anderen Namen. Florentin Marx ließ ich mich auf den Zettel setzen.

Na, soweit hatten sie mich nun. Ein ganzer Haufen Rollen wurde mir zugeschickt. Um des Himmels willen, dachte ich bei mir, denn das Lernen war nun mal meine Sache nicht. Der liebenswürdige, feine Regisseur, nebenbei gesagt ein Könner, der an dem kleinen Theaterchen wirkte, vor ein Herz von Heldorf. Er verstand es, mich zu nehmen, er hatte Form, und ich lernte ihn schätzen. Mitten in der Saison trat ich ein. Der Apparat war im Rollen. In Vorbereitung: Der Baßsteinreich. Die erste Probe (Leseprobe) war am Schwarzen Brett angeschlagen. Ich hatte den Leutnant Höven zu spielen und erschien pünktlich zur Probe. Von einem der Kollegen bemerkte ich so etwas wie einen gewissen Respekt mir gegenüber. Das war mir auf den guten Ruf von Heldorfs zurückzuführen. Er behandelte mich mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, etwas, was sonst umgekehrt zu sein pflegt. Ich merkte schon, ich war Hahn im Korbe. Das machte mir Stimmung. Ich bekam ordentlich Lust. Und die Rolle Kainz hatte sie gespielt — lag mir. Ich lernte, lernte, Lernte immerzu. Es war einfach scheußlich, wie schwer ich lernte. Der blutigste Anfänger war mir darin über. Es ist bekannt, daß an kleinen Theatern schneller gearbeitet werden muß, als an großen Bühnen. Bei der nächsten Probe also mußte der Text sitzen. O weh! Der Tag kam schnell heran. O weh, o weh, ich hatte es nicht im Schädel. Und was nun? — Als einziger absiehen. — Das ging auf keinen Fall. Ein rascher Entschluß, ich ging nicht zur Probe. Und während alles schon in Bereitschaft stand und nur noch auf mich wartete, lag ich im Bett. Drehte mich mit süßer Gelassenheit auf die andere Seite. — —

Der vornehm gütige von Heldorf, mit der Uhr in der Hand, wurde (wie mir später erzählt wurde) unruhig, gab für mich die Stichworte und schickte endlich einen Theaterdiener nach mir, der mich auf alle Fälle mitzubringen hatte. Er kam, zog die Klingel, klopfte bei mir an. Mit matter Stimme rief ich „Herein!" Als er mich im Bett sah, lachte er bestürzt: „O, Sie sind wohl krank?" „Ja", hauchte ich, entschuldigen Sie mich bitte bei dem verehrten Herrn von Heldorf, ich bedauere sehr, nicht kommen zu können. Ich hatte niemanden, den ich schicken konnte, die Botschaft auszurichten." Er entfernte sich leise. Als die Haustür ins Schloß fiel, atmete ich erleichtert auf. Nun aber lernen, lernen, lernen. —

Ich nahm die Rolle zur Hand, lich mich am Nachmittag zmal von einem Freunde abhören und — o Wunder! — endlich ging's. Das Spiel war gewonnen.

Mit welcher Freude ich nun bei der nächsten Probe empfangen wurde, das kann ich gar nicht ausdrücken. Ich konnte sogar zur Regie Wünsche äußern. Kurz, man stellte sich ganz auf mich ein. Und das blieb so die Saison hindurch. Ich konnte, wie gesagt, anfellen, was und wie ich's wollte. „War Herr Marx schon da, hat er was gesagt, was hat Herr Marx gesagt?" so ging es fort und fort im Theater.

Das liebe, kleine Theater! Ich sehe noch die beiden großen Oefen, die rechts und links im Zuschauerraum aufgestellt waren und die so oft ihre Rauchwolken in den Raum hinein bliesen, daß einem fast der Atem verging. Und dann die gemütlichen, dicken, sogenannten Kuchenfrauen die sich mit ihren Brezelkörben Reihe für Reihe im Parkett durchwängten, um ihre Ware los zu werden. Ein Stück harmloser Theater-Vorzeit!

Es wurde auf der Bühne fleißig gearbeitet. Kean" stand auf dem Theaterzettel, Eines Vormittags — ich sehe die Szene noch ganz deutlich vor mir —, ich wollte aus meiner Garderobe etwas holen, lag der alte Herr von Heldorf auf den Knien auf der Bühne und malte Kulissen zu der Operette „Die gefesselte Frau". Dieses Fleiß, dachte ich. „Und das beherrschen sie auch?" sagte ich zu ihm. „Ja", erwiderte er, „sehen Sie, Herr Marx, ich liebe die Kunst, und da fällt mir nichts zu schwer. Im Gegenteil, es macht mir Freude." Ich stand bewundernd. Die Bilder wuchsen vor meinen Augen. — — Seine Frau, eine kleine, verhärmte Person, hatte auch ihr Amt. Sie mußte Abend für Abend im Souffleurkasten sitzen. Sie tat es mit Hingabe.

Und als die Spielzeit ihren Ende zuging, und die Kollegen sich nach allen Windrichtungen hin verloren, war auch für mich die Episode, wieder einmal Schauspieles gewesen zu sein, vorüber.

Als ich dem alten Herrn von Heldorf meinen Abschiedsbesuch machte, fand ich ihn zu Bett, erkrankt. Sein einprägsamer Charakterkopf hob sich von den Kissen ab wie ein Marmorbild von einem weißen Totenhemd. Er bot mich freundlich heranzutreten. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes, das mitten im Zimmer stand. Er schien wie ein Gezeichneter. Aber trotz seiner Schmerzen blieb er immer liebenswürdig und gütig und gab mir gute Wünsche auf den Weg. Er ließ sich von seiner Frau ein kleines Kätzchen reichen. „Sehen Sie", sagte er zu mir, „ich habe eine Passion für Edelsteine. Ich sammle sie." Und dabei überreichte er mir einen Amethyst zur Erinnerung.

Wir schieden, schieden für immer. Nicht lange darauf las ich von seinem Tode. Er war ein treuer, tapferer Freiner und doch auch großer Pionier deutscher Bühnenkunst.

Heinz Gottwald.

Monat der Konflikte

Der Oktober brachte eine rege Tätigkeit der Reichsregierung, zur Befestigung ihrer innen- und außenpolitischen Stellung. Die feserviierte Haltung gegenüber der Abrüstungskonferenz wurde beibehalten und immer aufs neue die Forderung nach Gleichberechtigung betont. Im Innern mußte Papen durch das Leipziger Urteil vieles einstecken, fuhr aber trotzdem auf dem Wege der Machtzerteilung in Preußen fort. Ueberall Konflikte!

1. Oktober: Freselder Kundgebung für Eupen-Malmedy.
2. Oktober: Hindenburg 85 Jahre.
3. Oktober: Konflikt um den Ausw. Ausschuß.
4. Oktober: **England plant Fünferkonferenz.**
5. Oktober: **Personaländerungen in Preußen.**
6. Oktober: Rätselraten um die Fünferkonferenz.
7. Oktober: Deutsche Antwort auf Englands Einladung.
8. Oktober: Lesterreich gegen internationale Gleichberechtigung.
9. Oktober: Gerüchte über Bündnis Japan-Frankreich.
10. Oktober: **Prozeß Preußen—Reich in Leipzig.**
11. Oktober: Papen zum Staatsbesuch in München.
12. Oktober: Herriot reist zu Mac Donald.
13. Oktober: Londoner Besprechungen über Abrüstung.
14. Oktober: **Verordnungen über Preußenkasse und Ostsiedlung.**
15. Oktober: Matsolinis Ausfälle gegen deutsche Schuppo.
16. Oktober: Papenreden in Paderborn und Dortmund.
17. Oktober: **Riesenkundgebung des Zentrums mit Kaasrede.**
18. Oktober: Kabinettskrisen in aller Welt
19. Oktober: **Verordnung über Abänderung der Sozialleistungen.**
20. Oktober: Luther fordert Ruhe und Rechtssicherheit für die Wirtschaft.
21. Oktober: Briefwechsel Hitler-Papen über Rüstung.
22. Oktober: Deutsch-französischer Wirtschaftsabschluß.
23. Oktober: Mussolini greift USA. und Frankreich an.
24. Oktober: Norman Davis bespricht mit England die Abrüstung.
25. Oktober: **Urteil im Prozeß Preußen—Reich.**
26. Oktober: Aufnahme der Regierungsarbeit Brauns.
27. Oktober: Neue Personaländerungen in Preußen.
28. Oktober: Verfassungsreform durch Gayl angekündigt.
29. Oktober: **Braun und Papen bei Hindenburg: Keine Einigung.**
30. Oktober: Neue Preußenverordnung bekanntgegeben.
31. Oktober: **Popitz, von Braun und Kähler neue Kommissare.**

Wochenrundschau

Donnerstag, 27. Oktober: Neue wichtige Personalveränderungen in Preußen: Regierungs-, Polizeipräsidenten und Landräte werden neu ernannt. — Die Besprechungen über Zusammenarbeit zwischen Stahlhelm und Kreuzer nehmen ihren Anfang. — In optimistischer Stimmung beginnen in Genf wieder die Abrüstungsbesprechungen. — Hungerdemonstration in London.

Freitag, 28. Oktober: Große Verfassungsrede von Gayls. — Die Staatsform bleibt unberührt, kein deutsches Land soll gegen seinen Willen der Eigenstaatlichkeit beraubt werden, Preußen kommt in ein enges Verhältnis zum Reich. Die Reichsregierung plant Einrichtung einer Zweiten Kammer und Aenderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes. — Propst Legge zum Bischof von Meißen geweiht.

Samstag, 29 Oktober: Bekanntgabe des französischen Abrüstungs-Konstruktionsplanes zur Bildung einer Miliz — Braun und Papen bei Hindenburg: Keine Einigung erzielt — Amtliche Meldungen erklären den Konstruktionsplan Herriots für durchführbar, wenn Deutschlands Gleichberechtigung anerkannt wird. — Bayern protestiert gegen die beporstehenden Maßnahmen gegen Preußen.

Sonntag, 30. Oktober: Bekanntgabe der neuen Preußenverordnung zur „Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung" — Herriot bekommt in der französischen Kammer ein Vertrauensvotum mit 480 gegen 20 Stimmen. — „Unser System kann nur funktionieren, sagt Minister Severing in Düsseldorf, wenn seine Parlamentsmehrheit sich für die Regierung ausspricht.

Montag, 31. Oktober: Erlaß der neuen Preußen-Verordnung: Prof. Popitz, von Braun, Dr. Kähler als preußische Kommissare, Dr. Popitz und Prof. neue Reichsminister. — Auflösung des Wohlfahrtsministeriums gegen den Wunsch der Preußischen Regierung. — Minister a. D. Groener spricht sich für den französischen Plan eines Milizsystems aus. — Protest Danzigs in Warschau wegen Behinderung des Warenabsatzes.

Dienstag, 1. November: Der Reichsinnenminister beruft den Reichsrat auf den 10. Nov. ein. Die Preußische Regierung widerspricht dieser Maßnahme und setzt Ausschußsitzung am 8. November durch. — Im preußischen Finanzministerium übernimmt Reichsminister Popitz die Geschäfte. — Der Leiter der inländischen Presseabteilung, Geheimrat Kahenberger (Z.) wird zur Disposition gestellt.

Mittwoch, 2. November: Die Preußenregierung beschwert sich wegen der Nichtbeachtung des Staatsgerichtshofurteils durch die Reichsregierung. — Dr. Bracht und das Reichskabinett geben eingehende Erwiderung. — Großes Diplomatenreihrement im Reich. — Schweres Flugzeugunglück der Luftthansa im Spessart: 5 Tote.

Der Nobelpreis für Medizin

ist den englischen Professoren Sherrington (unser Bild links) in Oxford und Adrian in Cambridge wegen ihrer Entdeckung der Funktionen des Neurons verliehen worden. Professor Sherrington ist einer der bedeutendsten Gehirnanatomen der Welt, und auch in Deutschland gut bekannt. Seinen Arbeiten ist es zu verdanken, wenn es heute möglich ist, die feinere Struktur der Gehirnpartien abzugrenzen und ihnen spezielle Funktionen zuzuschreiben. Auf dem Gebiet der mikroskopischen Anatomie der Hirnrinde haben die Preisträger Bahnbrechendes geleistet.

Der neue Vorsitzende des Kyffhäuserverbandes

Streifzug durch die Woche

Brief aus Wien

Obgleich ich die Auslandspresse immer gut verfolge, hat es mich doch überrascht, jenseits der Grenzen eine Kriegspsychose anzutreffen. die ich nicht für möglich gehalten hätte. Sie ist gewiß nicht bei allen Kreisen der Bevölkerung, wohl aber gerade bei solchen, die vom Ausland her hereinkommen und die man sich als besonders gut unterrichtet vorstellt. Ihre Nahrung erhält sie offenbar von Frankreich her, das sich in seiner Sicherheit bedroht fühlt, dann aber auch von Italien, wobei vor allem der Rede Mussolinis in Turin gedacht wird, endlich auch von Polen her. Man spricht genau so wie vor dem Weltkrieg es sei eine bewaffnete Auseinandersetzung eben nicht zu vermeiden, es werde bald keinen anderen Ausweg mehr geben, und was dergleichen mehr ist. Die einen sagen es mit sensationeller Lüsternheit, andere mit erschütterndem Ernst, wieder andere mit stumpfer Gleichgültigkeit. Die Militärmusik des deutschen Rundfunks, die wir bei uns gewiß nicht im kriegerischsten Sinne meinen, wirkt in einer solche Psychose aufpeitschend hinein. Man lauscht und horcht der Dinge, die da kommen sollen. Ich habe zuerst gelächelt und das alles für einen Spuk gehalten. Als sich derartige Gespräche aber wiederholten und ich immer wieder um meine Meinung gefragt wurde, habe ich mich nicht mehr zurückgehalten. Ich habe gesagt, daß das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nicht daran denke, einen Krieg zu führen. Ich habe an Ludendorff und sein fachmännisches Urteil über die Unmöglichkeit eines neuen Krieges von Deutschlands Seite aus erinnert. Ich habe die Bricht der Generation, die den Weltkrieg noch mitgemacht hat, betont, daß sie alles tun müsse, um den modernen Krieg all seiner Romantik zu entkleiden. Ich habe darauf hingewiesen, daß ein neuer europäischer Krieg sehr wohl die Weltrevolution bringen könne. Aber so ist der Mensch: Statt die sozialen Einrichtungen zu bessern, statt die Opfer neuer Aufbauarbeit zu bringen, statt zu lieben und zu arbeiten, stürzt er sich lieber in die wahnsinnigsten Abenteuer.

Wien hat sich im übrigen wenig geändert. Es bleibt doch die große deutsche und europäische Metropole des Südostens. Es zeigt noch wie vor jenen liebenswürdigen Menschenschlag, der auch im Unglück noch bezaubert. Bisweilen stößt man auch noch auf jenen echten Oesterreicher, der sich des Kulturerbes voll bewußt ist, das er einst so tapfer gegen die Türken verteidigt hat. Gewachsen ist die Armut, in der Armut aber auch ein neuer Wille, sich selbst zu behaupten. Das sogenannte Anschlußproblem ist ganz in den Hintergrund getreten vor jenem andern, wie man sich selbst hilft in solcher Zeit, die noch nicht am Ende schwerster wirtschaftlicher Katastrophen ist. Man spürt, daß die Beziehungen zum Reichsdeutschland schwächer geworden sind. Seltener kommen bekannte deutsche Redner hierher, seltener wird auch das teure deutsche Buch. Die politischen Verhältnisse sind verworrener als je, und es wird für eine Weile der Radikalismus seinen Vorteil daraus ziehen. In solcher Zeit wirkt besonders erbauend die Gestalt des neuen Erzbischofs, der sich zum Wahlspruch das Wort geprägt hat „In caritate servire", „In Liebe dienen". Sonntag wird die Inthronisation des neuen Oberhirten im Stefansdom sein, und das fromme Volk wird zeigen, wie sehr es schon jetzt seinen Erzbischof liebt und verehrt. Dr. Innitzer ist der Mann der still wirkenden Güte. Er versagt sich nicht, wo immer man ihn ruft. Am Tage des hl. Judas Taddäus, der heute der besondere Schutzpatron Europas ist — er ist doch der Heilige, der in verzweifelten Fällen hilft — sah man ihn in der „Kirche am Hof" in der sich eine Gnadenstätte dieses Apostels befindet. Hunderte von Votivtafeln bezeugen doch, wie oft Judas Taddäus schon geholfen hat. Rührend war die Sammlung des Geldes durch kleine Kinder, das für die Winterhilfe in Wien bestimmt ist. In caritate servire, das ist wirklich die Aufgabe der Kinder in einer Stadt, die von der Propaganda der Gottlosen durchwühlt wird. Gibt es nicht Menschen überall, die an der Religion völlig irre geworden sind, die kein offenes Herz mehr haben für irgend ein belehrendes Wort, die einzig und allein der helfenden opfervollen Liebe noch vertrauen? Wo Liebe ist, da spüren sie, da muß Gott sein.

Alle jene, die einen mehr oder weniger plötzlichen Umschwung zum Besseren erwarten, täuschen sich. Nirgendwo sieht man das besser als auf dem Balkan, wo allenthalben der Staatsbankerott umgeht. Gerade hier kann man auch höchst interessante volkswirtschaftliche Studien machen, zumal über das Verhältnis von Industrie und Landwirtschaft. Kein Agrarland kann aufblühen, wenn es keine starke Industrie gibt. Es müssen eben Leute da sein, die dem Bauern seine Produkte abkaufen. Fehlen diese Leute, so nützt auf die Dauer keine Subvention, die man unmittelbar der Landwirtschaft zuführt. Tiefen Eindruck machte es auf mich, wenn alte erfahrene Staatsmänner, die man in Wien wohl antrifft, vor jeglicher Rechtsunsicherheit warnen. Diese Rechtsunsicherheit ist leicht die Folge von staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft, die oft mit einem Federstrich die Sicherheit von Renten und Zinsen ins Wanken bringen. Solche Experimente mögen sich da und dort nicht umgehen lassen, und doch richten sie leicht mehr Unheil an, als die Urheber ahnen. Unweigerlich wird das Geld aus jenen Ländern abwandern, in denen die Rechtsgrundlage des Wirtschaftslebens bedroht ist. Ist für eine Ankurbelung der Wirtschaft der psychologische Faktor von größter Bedeutung, so ist er es auch für die Erhaltung des noch Bestehenden.

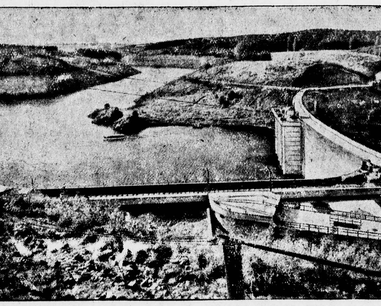
Wo wir alle unablässig darüber nachdenken, wie wir wieder hochkommen, will ich einige Gespräche aufnotieren, die ich hier und daheim mit Führern der Wirtschaft hatte. Sehr tröstlich war mir z. B. eine Geschichte, die mir über eine Firma erzählt wurde, die durch einen glücklichen Umstand ein paar Millionen verdient hatte. „Diese Millionen", so meinte der Inhaber, „die wir mehr dem Glück als unserer Arbeit verdanken, gehören eigentlich nicht uns. Wir sind sie der Gemeinschaft schuldig und wir wollen sie im Dienst der Nächstenliebe verwenden." Tatsächlich wurde mit dieser erheblichen Summe eine Stiftung für die engenische Siedlung gemacht. Also so etwas gibt es auch noch in unserer Zeit. Ein anderer Unternehmer sprach mir von einer Krankenkasse, die zum eigenen Betrieb gehörte. Er versicherte, daß man dort nur die Hälfte der Beiträge zahle, die bei den staatlichen Krankenkassen verlangt werden, daß aber die Leistungen doppelt so groß seien.

Es ist das gewiß nicht unfoziale über solche Dinge nachzudenken. Wieder ein Direktor, der schon Jahre hindurch mit seiner Arbeiterschaft auf Gedeih und Verderben verbunden war, setzte mir auseinander, wie sehr das gegenseitige Vertrauen sich in schweren Zeiten bewährt habe. Der Betrieb konnte gehalten werden, ohne daß Entlassungen auf den Gedanken gekommen wäre, man habe ihn übervorteilt oder zu Unrecht geschädigt. Diese Kraft des gegenseitigen Vertrauens wird in der Zukunft noch eine ganz andere Rolle spielen müssen, denn das zeigt gerade der europäische Südwesten, daß die Tage der Prüfung noch nicht zu Ende sind.

Ergreifend ist es, wenn man in all der wirtschaftlichen Not doch immer wieder Menschen trifft, die unentwegt den höheren geistigen Interessen dienen. Nahe beim Stefansdom ist hier eine Art Bildungszentrale, die sich vor allem mit den Fragen des guten Buches und der Leihbüchereien beschäftigt. Sie arbeitet auch mit den öffentlichen und deutschen Vorromäusvereinen zusammen, ebenso wie mit der Arbeitsgemeinschaft für die Verbreitung guter Bücher. Freiwillige Helfer sah ich dort, die Zeit und Arbeit diesen ihren Bestrebungen widmen. Sieht man nicht, wie heute alle jene Elemente, die die menschliche Gesellschaft, Glaube, Religion und Sitte zerfetzen, unermüdlich mit ihren Büchern und Zeitschriften arbeiten? Ist es nicht höchste Zeit, daß wir dieser furchtbaren Propaganda begegnen? Muß nicht über unsere großen Organisationen und über die vorhandenen Bibliotheken hinaus ein freiwilliges Hilfstorps in immer größerer Zahl erwachsen? Wie viel können gebildete Leien vor allem hier tun! Unsere Presse, unsere Zeitungen, unsere Schriftsteller sollen hier den Weg zu den Menschen bahnen. Wie warm die etwa fünfzig, die ich hier versammelt sah, begeistert waren von der großen Idee, der sie dienen!

Das schöne Wien! Traurig ist sein Antlitz. Die fröhliche Form Mozartscher Musik führt nicht mehr die Melodien. Düster flutet die Donau dahin. Vor 250 Jahren wurde hier die Türkenschlacht geschlagen, die Europa gerettet hat. Vergessen wir nicht diese Stadt und dieses Land. Einmal muß doch jenes Groß-Deutschland kommen, das in schöner Freiheit all seinen Ländern und Völkern Raum bietet. Dann wird die alte Kaiserstadt in neuem Glanze aufleuchten. Das Zukunftsbild soll uns auch eine düstere Gegenwart nicht rauben. Es gibt Kraft und Mut, das zu bewahren, was Deutschtum und Christentum hier geschaffen haben.

Der Mann im Monde.



Ein neuer See in Thüringen

Im Gebiet der oberen Saale ist jetzt nach Fertigstellung der Bleilochsperre mit der Aufstauung der Saale begonnen worden. Dadurch entsteht ein etwa 28 Kilometer langer See, der der Landschaft ein völlig neues Gepräge gibt. Auf unserem Bilde ist der See bereits bis zu einer Höhe von 40 Meter aufgestaut, weitere 20 Meter kommen in der nächsten Zeit hinzu. Die Sperrmauer ist so breit, daß man auf ihrer Krone eine regelrechte Chaussee angelegt hat.

Die Niobe-Katastrophe vor dem Kriegsgericht

Am Donnerstag begann im Falklandsaal der Marineschule zu Kiel eine öffentliche Kriegsgerichtssitzung, die den Untergang des Segelschulschiffes „Niobe" klären soll. Angeklagt ist der Kommandant des Schiffes, Kapitänleutnant Ruhfuß (unser Bild), dem die Anklage Fahrlässigkeit in der Wahrnehmung des Dienstes vorwirft, wodurch der Untergang des Schiffes und der Tod von 69 Seekadetten verschuldet worden sei.

Die Hölle auf Erden

Nach Zeitungsmeldungen ist es etwa 30 Sträflingen gelungen, aus der berüchtigten Strafkolonie auf der Teufelsinsel auszubrechen, unter denen sich auch zahlreiche Deutsche befanden. Damit erlangt die Teufelsinsel wieder eine traurige Aktualität. Hinlänglich bekannt sind die grauenhaften Zustände, unter denen die Strafgefangenen dort leben müssen, die sich nicht nur aus Schwerverbrechern, sondern oft genug aus politischen Verbrechern, ja sogar Kriegsgefangenen zusammensetzen. — Unsere seltene Aufnahme zeigt die drei der Küste von Guayana vorgelagerten Eilande, auf denen die französische Strafkolonie untergebracht ist. Von links nach rechts: die Teufelsinsel, die gefürchtetste der dreien, dann die Royalinsel und die Josefsinsel.

Thüringen hungert — und bettelt

Thüringen und namentlich seine Heimindustrie ist das Gebiet, das von der Wirtschaftskrise am schwersten betroffen wurde. Die Heimarbeit hat fast ganz aufgehört. In den meisten Gemeinden sind vier Fünftel aller Einwohner ohne jeden Erwerb. Hunger und Krankheiten grassieren, da die Gemeinden natürlich nicht in der Lage sind, ihre Bewohner zu unterstützen. Oben sieht man die hungernde Bevölkerung beim Gemeindevorstand von Daesbach, der den Einwohnern amtliche Bettelscheine ausstellt, damit ihnen in den anderen Dörfern behördlicherseits keine Schwierigkeiten bereitet werden. — Unten sieht man die Bewohner eines Dorfes auf dem Bettelgang. Sie halten ihre Bettelbriefe in der Hand.

Der neue Präsident des Internationalen Arbeitsamtes

Der Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes in Genf wählte auf seiner letzten Tagung in Madrid den indischen Regierungsvertreter Sir Atul Chatterjee zu seinem Präsidenten.

Aus fernen Zonen

5 Jahre als Meteorologe in der Wüste Gobi

Dr. Haude von der Sven-Hedin-Expedition berichtet.

Der deutsche Meteorologe Dr. Haude, der seit fünf Jahren in China im Rahmen der großen Expedition Sven Hedins gearbeitet und die Leitung der gesamten meteorologischen Arbeiten der Expedition inne gehabt hat, ist soeben wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Die Errichtung von meteorologischen Stationen, die regelmäßigen Messungen der Wärme, des Windes, des Luftdrucks usw. mögen bei uns in Europa zu den alltäglichen trockenen wissenschaftlichen Arbeiten gehören. Im heutigen China bedeutet das noch einen zähen Kampf gegen Klima — die Wüste Gobi z. B. geht im Sommer zu den heißesten und im Winter zu den kältesten Gebieten der Erde — gegen Weg- und Reiseschwierigkeiten, gegen die Unwirtlichkeit völlig vereinsamter Gebiete, gegen verwickelte politische Verhältnisse und gegen die Räuberbanden, die überall dort ihr Unwesen treiben.

Ein langjähriger Mitarbeiter Dr. Haudes, Major Zimmermann, befindet sich jetzt auch gerade in Deutschland. Beide Herren — wettergebräunt und frisch aussehend — erzählen von ihren Erlebnissen und Schwierigkeiten. Im Innern wird der Europäer immer wieder als der Mann angesehen, der ungeahnte Dinge kennt und beherrscht. Man braucht nur Europäer zu sein, um von den Eingeborenen in allen erdenklichen Dingen, insbesondere in medizinischen, um Rat angegangen zu werden. Haude und Zimmermann mußten immer wieder kranken oder verletzten Mongolen helfen.

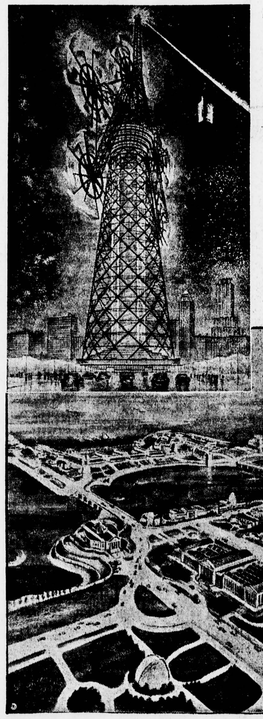
„Das ist zuweilen eine sehr unangenehme Sache", erzählte Major Zimmermann, „denn wenn man einen schwerkranken Mongolen pflegt und dieser stirbt, dann hat man die größten Scherereien mit den Eingeborenen und mit den Lokalbehörden und wird womöglich wegen Mordes eingesperrt. Ich habe einen solchen Fall erlebt und seitdem bin ich vorsichtig geworden." — Major Zimmermann zeigt uns ein Bild eines Mongolen mit einer tiefen Halswunde. „Ich habe diesen Mann in allen Phasen der Behandlung photographiert", sagte er, weil man mir sonst die Geschichte in Europa doch nicht glauben würde! Der Mongole war unterwegs auf einem Ritt durch die Wüste und da er am Abend die Mongolensiedlung nicht fand, wo er übernachten wollte, legte er sich unter einen Baum und schlief ein. Nachts träumte er noch von zwei Männern, die ihn überfallen hätten. Am nächsten Mittag erwacht er von den heißen Strahlen der Sonne vollkommen benommen und elend. Sein Kamel ist fort, sein Sattel und sein Gepäck ist fort. Er faßte sich an die Brust und merkt, daß alles voll Blut ist, am Hals fühlt er eine tiefe Wunde. Dann gesichtet etwas Unfaßbares, der Mongole reißt den schmutzigen Saum seines Rockes ab und wickelt es sich um den Hals und läuft zu der Jurte, die er am Abend nicht gefunden hatte. Die Mongolen dort sagten ihm, daß neun Tagereisen entfernt ein Europäer lebe und der könne ihm vielleicht helfen. Der Mongole in seinem unglaublichen Zustand marschierte neun Tage lang und stand plötzlich hinter mir in meiner Jurte. Ich habe die Wunde gewaschen, ausgebeizt und angeordnet, daß der Mann ohne Verband jeden Tag eine Stunde in der Sonne liegen muß. Die Wunde heilte und war schließlich nur noch so groß wie ein Daumen. Nach vierzehn Tagen habe ich den Mann weggeschickt, da ich die größten Scherereien gehabt hätte, wenn ihm noch irgend etwas passiert wäre. Ich bekam aber von seinen Verwandten einige Tage später allerhand kleine Geschenke, ein Zeichen, daß es ihm gut ging. Das Loch im Hals aber wird er wohl zeit seines Lebens behalten."

Um sich bei den Expeditionsreisen, sofern sie nicht in großen Gruppen oder unter Begleitung von Soldaten ausgeführt wurden, vor Räuberüberfällen zu schützen, wurde oft eine listreiche Methode angewandt. Die einheimischen Begleiter errichteten die Jurte und schliefen in dieser. Dr. Haude und Dr. Zimmermann legten sich etwa 100 Meter von dieser entfernt irgendwo im Schlafsack in den Wüstensand. Allerdings trotz Kleidern und Felldecken eine äußerst kalte Angelegenheit. Im Schlafsack hört man eher Geräusche "s im Zelt und ferner kann man etwa heranschleichende Räuber, die sich natürlich zuerst der Jurte nähern, besser beobachten und evtl. durch Schüsse vertreiben.

Das wissenschaftliche Programm begann Tag für Tag schon vor Sonnenaufgang mit Temperaturmessungen. Das Schwierigste bei der täglichen Beobachtung war das Steigenlassen der Drachen mit den Registrierinstrumenten. Es war gewissermaßen immer die „Aufregung des Tages". Das Steigen der Drachen hängt — wie jedes Kind weiß — vom Wind ab und dieser wollte nicht immer. Die Forscher führten im übrigen ein regelrechtes Robinsondasein. Sie machten sich selbst Schuhe, bauten Feuerherde aus Lehm, fingen Fische, pflanzten in der Wüste Mais an, waren ihre eigenen Mechaniker, zimmerten und kochten. Kurz man bekommt den Eindruck, daß auf solche vorgeschobene Posten der Wissenschaft wirklich nur Leute gehören, die außer ihrer wissenschaftlichen Qualifikation außerdem noch einfach alles können und mit Menschen umzugehen verstehen.

„Und zu alledem", meint Dr. Haude schließlich kopfschüttelnd, „muß man ständig auf die Sitten und Gebräuche der Einheimischen Rücksicht nehmen. Zwei Jahre lang mußte ich beim Hineingehen in meine Jurte stolpern und habe mir beinahe die Beine gebrochen, weil an der Schwelle ein Holzbrett befestigt sein mußte, damit die bösen Geister nicht hineinkommen!"

Dr. A. Lang.



Ein Riesenwindkraftwerk für Chikago. Die im nächsten Jahre stattfindende Chikagoer Weltausstellung soll als besonderen Anziehungspunkt auch ein riesiges Windkraftwerk erhalten, dessen Entwurf unser Bild zeigt. Der Turm soll etwa 650 Meter hoch werden und alle bisherigen menschlichen Bauwerke weit in den Schatten stellen. Fünf Windräder von 122 Meter Durchmesser werden eine Leistung von 80 000 PS entwickeln. In den Turm wird ein zehnstöckiges Restaurant eingebaut, das 15 000 Personen Platz bieten soll. Der deutsche Erfinder Honnel, von dem bekanntlich die Idee der Windkraftwerke ausgeht, steht bereits mit Chikago in Verhandlungen. „Das Jahrhundert des Fortschritts." Unter diesem Titel findet im nächsten Jahre in Chikago die große Weltausstellung statt, für die bereits jetzt alle Vorbereitungen getroffen werden. Auf unserem Bilde sieht man die nördliche Hälfte des Ausstellungsgeländes, das ein Gebiet von mehr als 300 acres umfaßt. Mit der Ausstellung will Chikago sein hundertjähriges Bestehen als Stadt feiern und zugleich den Fortschritt zeigen, den die Menschheit in diesem Jahrhundert erzielte.

Die Schlange, die Hühnereier legt

Enthüllungen von Zaubertricks im modernen Ägypten

Port Said ist ganz auf die durchziehenden Touristen eingestellt. Aber was es an Interessantem dort gibt, ist schnell gesehen. Bald wartet man ungeduldig auf die Weiterfahrt des Schiffes. Doch die Langeweile wird angenehm unterbrochen durch die arabischen Zauberer, die eine Eigenart dieses Hafens sind.

Der Zauberer, den ich zum erstenmal sah, bekam nicht nur viel Geld, sondern erntete auch stets aufrichtige Bewunderung. Er war ein schmächtiger, braungebrannter Araber, trug eine weiße Galabieh (langes, bewdarziges Gewand) und als Kopfbedeckung den üblichen Turban. Von seiner Schulter hing ein Tuch herab, das unten eine große Tasche bildete. Darin lagen seine Instrumente — wenn man z. B. eine anderthalb Meter lange Schlange so nennen darf. In seiner Begleitung war sein etwa 15jähriger Sohn, der erst hervortrat, wenn sein Vater mit seinen Vorführungen fertig war.

Der Alte begann damit, daß er die Schlange sich um seinen linken Arm wickeln ließ, so daß er nur den Kopf des Tieres in seiner Hand behielt. In gebrochenem Englisch sagte er ungefähr folgendes: „Ladies and Gentlemen,

haben Sie schon eine Schlange Hühnereier legen sehen?

Nein, nicht wahr? Meine Schlange aber tut es, und zwar legt sie die Eier durch den Mund." Nun öffnete er mit zwei Fingern der linken Hand den Rachen der Schlange und strich ihr mit der Rechten über den Kopf . . . und schon hatte er ein Hühnerei in der bisher leeren Hand. Er legte es in die große Tasche und wiederholte die gleichen Bewegungen etwa zehnmal, wobei er das auf diese Weise erhaltene Ei jedesmal in die große Tasche legte.

Nun nahm er eines der Eier wieder heraus und fuhr fort: „Sie wissen, meine Damen und Herren, daß es ziemlich lange dauert, bis eine Henne ein Ei ausgebrütet hat. Die Henne ist altmodisch und umständlich. Warum macht sie es nicht so wie ich?" Mit diesen Worten nahm er das Ei in die andere Hand, wobei es verschwand — statt dessen zeigte er ein piepsendes Küken vor. Er ließ es in die große Tasche wandern und zog ein weiteres Ei heraus, das schnell auf die gleiche Art in ein Küken verwandelt und wieder in die Tasche gesteckt wurde, in der sich demnach ebensoviele Küken wie früher Eier befinden mußten.

Der Zauberer fuhr fort: „Was soll ich jetzt mit den vielen Küken machen? Soll ich warten, bis sie groß sind? Die essen mich ja inzwischen arm. Ich werde sie lieber töten, und wenn sie dann groß geworden sind, wieder lebendig machen. Lachen Sie nicht, meine Damen und Herren, ich töte die Küken, indem ich ihnen den Kopf abreiße, ohne daß es blutet. Und weil sie kein Blut verlieren, können sie weiter wachsen; nur essen können sie nicht, weil sie ja keine Köpfe haben. So ersparе ich mir das Futter. Und wenn sie nicht glauben, daß ich die getöteten Tierchen wieder lebendig machen kann, so zeige ich es Ihnen schon jetzt, bevor sie noch erwachen sind. Hier ist ein Küken. Ich mache es einfach so!"

Mit diesen Worten riß er ihm den Kopf vom Rumpf. Es blutete wirklich nicht.

Beide Teile legte er in seine große Tasche, nahm ein weiteres lebendes Küken heraus, riß auch ihm den Kopf ab, wie auch allen andern, die er vorhin in die Tasche gesteckt hatte.

Das Wieder-lebendig-machen ging dann viel einfacher vor sich. Er legte Kopf und Rumpf einfach zusammen, und das Küken piepste wieder.

*

Nachdem ich diese Vorführung bereits mehrere Male gesehen hatte und mit dem Araber bekannt geworden war, besuchte ich ihn einst in seinem Heim, einem villenartigen Holzbau am Kanal. Ich bat ihn, mir einige von seinen Kunststücken zu verraten und zu erklären, indem ich ihm versicherte, daß ich nicht die Absicht hätte, ihm Konkurrenz zu machen.

Er erklärte sich gern dazu bereit, band sich die große Tasche um, legte die Schlange, ein einziges Ei, ein einziges lebendes Küken und einen präparierten Rumpf und ebensolchen Kopf hinein. Es war also

immer das gleiche Hühnerei, das er aus dem Rachen der Schlange hervorzauberte.

Und die Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Bewegungen, mit denen er das Ei in die Tasche zurücklegte, ließ garnicht den Gedanken aufkommen, daß er es gleich wieder herausnahm, indem er es auf dem Handrücken mit zwei ein wenig zurückgelegten Fingern festhielt. Den Kopf der Schlange brauchte er eben dazu, die Aufmerksamkeit der Zuschauer ein wenig abzulenken und den mit unglaublicher Geschicklichkeit vorgenommenen Wechsel des Eies vom Handrücken in die Handfläche zu verdecken. Aehnlich machte er es auch mit Rumpf und Kopf, indem er einfach das lebende Tierchen mit den präparierten Teilen vertauschte. Ich versuchte aber gar nicht erst, das Kunststück nachzuahmen, trotzdem er mir alles langsam vorgemacht und erklärt hatte.

*

Dann weiste er mich in das Geheimnis der Fortsetzung seiner Vorführungen ein. Er sagte: „Meine Damen und Herren! Meine Schlange will einem von Ihnen ein von ihr gelegtes Hühnerei als Andenken schenken. Nur einem von Ihnen, denn sie ist geizig. Halten Sie, bitte, Ihre rechten Hände geöffnet vor; wir wollen sehen, wen die Schlange mit dem Geschenk beehren will."

Nach diesen Worten griff er in seine Tasche, nahm ein Ei hervor, wollte es in die offene Hand eines der Zuschauer legen. Dabei warf er einen Blick auf seine Schlange in der linken Hand und fragte sie: „Taieb?" (Gut?) Und gab auch gleich wieder die Antwort, als hätte er sie von der Schlange erhalten: „Musch taieb!" (Nicht gut!) Dabei hatte er seine rechte Hand zusammen, öffnete sie.

— und das Ei war verschwunden.

Diesen Vorgang wiederholte er öfter, bis die vermeintliche Antwort der Schlange „Riwa!" (Ja) lautete und einer der Zuschauer wirklich ein Hühnerei erhielt.

Das Geheimnis dieses Kunststückes liegt darin, daß der Zauberer so viele Eier vorbereitet, als er zum Verschwinden zu bringen gedenkt. Es sind ausgeblasene Eier, also nur die Schalen. Durch schnelles und starkes Zusammenballen der Hand wird das Knacken der zerbrochenen Schale gedämpft, und die dabei gesprochenen ein, zwei Worte genügen, um das Ohr der Zuschauer abzulenken. Die so zusammengepreßte Schale wird mit dem Mittelfinger zwischen Daumenballen und Handteller gedrückt und dort auch beim Wiederöffnen der Hand festgehalten. Beim Herausnehmen des nächsten Eies fällt die zerbrochene Schale in die Tasche, bis schließlich einer der Zuschauer mit dem nicht ausgeblasenen Ei beschenkt wird.

Ed. Varadi-Mautner.

DAS

Gesicht der Scholle

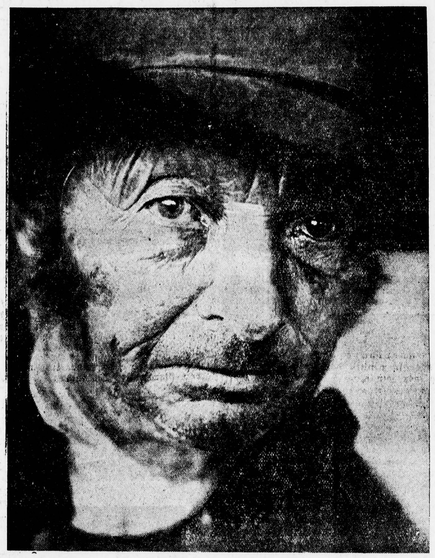
Die deutschen Lande und ihre Menschen

Vielgestaltig, wie das Antlitz der deutschen Landschaft, ist das Gesicht ihrer Bewohner. Das Spiel und Widerspiel der Kräfte — Natur und Mensch — zeichnet ihre Köpfe mit den Runen des Kampfes und der Arbeit. Soviel Dialekte, soviel Stämme, soviel Verschiedenheit der Lebensauffassungen und Veranlagungen. Dennoch die ganze Zahl der Landschaften und Menschen geeint von einem gemeinsamen Band: der Liebe zur deutschen Scholle!

Die hessische Bäuerin
hält sich und die Ihren streng in Gottesfurcht und Glauben

Mit langen, schweren Schritten geht der Bauer hinter dem Pfluge her, Hart mühen sich die Pferde, das Eisen durch den Acker zu reißen. Das langgezogene „Hooo" des Bauern treibt sie immer wieder an —

Und vor dem Pfluge her laufen die Kinder. Die Enkel und die Kinder von Angeheirateten — viele Kinder. In flachen Körben sammeln sie die Steine, die dieser Acker immer wieder und wieder alljährlich bei seiner Neugeburt aus der Tiefe heraufbringt. Es ist ein großer Steinhaufen, der seitlich aufgetürmt liegt. Er wächst von Jahr zu Jahr und bildet schon eine stattliche Mauer.



Den Charakterkopf dieses Eifelbauern
kennzeichnen Starrsinn und Schläue

Weit schweift der Blick über die Hänge der rauhen Alp, über den unregelmäßigen Baumschlag mit den vielen Windbrüchen und hinunter ins grüne Schwabenland.

Dort unten liegt der Hof, Stattlich, umgeben von den Wirtschaftsgebäuden, Obstgarten und Viehkoppel — stattlich gehalten trotz allem. Schwere Notzeit ist gewesen und **wird vielleicht ärger noch,** sagen die Leute.

Gutmütig und ein wenig verschlagen
schaut der Kleinbauer aus dem Ostland drein

Der alte Bauer geht selbst hinter dem Pflug, entschlossen, keine Handbreit jenes **Bodens,** den sein Geschlecht seit dreihundert **Jahren hier beackert hat, preiszugeben —**

Und jetzt steht die alte Frau am Strand und blickt mit kleinen, hellen Augen übers Meer.

*

„Rüm Hart, kloar Kimming", der alte ostfriesische Wahlspruch, heißt: „Reines Herz, klarer, weiter Blick!"

Das Dorf liegt weit auseinandergezogen am Fließ entlang, vor und hinter sich den Wald mit seinen Buchen und hellen Kiefern — weit hinunter glänzt der See aus Schilf und Binsen. — Der Bauer in seinem Flauschrock zuckelt mit seinem Wagen den ausgefahrenen Sommerweg entlang. Hinter ihm im Kasten wieder die beiden Schweinchen, die Kniesel, die er zu Markt fahren will.

Das Pferdchen läßt sich Zeit, der Bauer auch. Wozu sich eilen? Man will doch auch etwas vom Leben haben. Gottchen gibt ein so schönes Wetterchen und der Tag ist so lang. Zur Stadt kommt man immer noch früh genug und gar nicht schön ist es da.

Keine Handbreit des ererbten Bodens
würde dieser schwäbische Bauer freiwillig aufgeben!

Immer rennen die Leute, können gar nicht genug verdienen. Wozu das Geld? Ja — die Steuern! Der Bauer seufzt. Schlimm ist das. Warum können sie einen nicht in Frieden lassen? Ganz ruhig sitzt man hier auf der Abseite, bestellt sein Aeckerchen, arbeitet wie man muß. Das Dorf ist groß genug. Man braucht die Welt nicht. Braucht die Welt denn das kleine Bauerchen?

Der Wagen rumpelt und das Lederzeug knarrt. Wind weht mit Heugeruch von den Wiesen herauf übers Dorf, über Masuren — das Land der blauen Seen, der stillen Wälder — eine Welt für sich . . .

*

Sittsame Käuze gibt es unter den Bauern der Eifel und des Schwarzwalds. Wer ihre Art nicht kennt, wird leicht schwanken, ob er sie für Dummköpfe oder große Gauner halten soll . . .

Es kann geschehen, daß man auf einem einsamen Weg solch einer mageren, gebückten Gestalt mit Knotenstock und verschossenem Filzhut über den pfiffigen Augen begegnet. Ist das die Gerstenheimer Straße? Gewiß, das ist sie schon! Vielleicht geht der Alte auch ein Stückchen mit.

Aber von einem Gespräch kann keine Rede sein. Außer einem knappen Nicken oder Kopfschütteln, höchstens einem kurzen Aufsachen oder Brummeln, wird man nichts zur Antwort bekommen.

Und dann kann es geschehen, daß man am Ende der Straße im Dorf anlangt. Aber das ist Haindorf, nicht Gerstenheim. Er hat doch gesagt, der Bauer, es ist die Gerstenheimer Straße?

Gewiß ist sie das, sagt er und schaut treuherzig und ein wenig blöde drein. Aber wenn der Herr sie in falscher Richtung geht — — Und dann stapft er von dannen — und es scheint, daß sein Buckel verulgt schüttelt. Im Wirtshaus bei der Pfeife beim Kirsch und den Karten wird er vielleicht was zu erzählen haben —

*

Dort unten in den bayerischen Bergen, wenn die Hütten sich in die entlegendsten Täler, auf die unwegsamsten Höhen verlieren, haben die Bauern oft herzlich wenig.

Aber wenn sie auch sonst gar nichts haben — eines haben sie gewiß: Zeit!

Fünf Stunden braucht man von der einen Hütte zu Tal, gut sieben wieder herauf. Wenn die Kuh eine Kolik hat und selbst die Heilkunst der Bäuerin versagt, dann steigt der Bauer herunter.

Weit über Land und Meer
ist der Blick der alten Friesin gerichtet

Nach drei Stunden kommt der Arzt und sagt, er hat noch was im Ort zu tun. Er kommt gleich nach. Der Bauer steigt hinauf.

Am nächsten Morgen begegnet der Doktor dem Bauern auf halbem Wege. Er ist wieder auf dem Wege herunter. Hat nur sagen wollen, daß die Kuh besser ist — es wär' nicht mehr nötig.

T. Berber.

Klein Mieke / Von Ulf Uweson

Disteln blühten am Rhein, auf dessen halber Höhe der Feldweg entlanglief. Viel Stacheln streckten sich abwehrend nach allen Seiten. Schillernde Pflänlinge beugten sich tief in die purpurnen Blüten und tranken sich satt. Manche jener Stachelpflanzen hatten sich mitten auf dem Fußpfad breit gemacht. Um die ging Volkwart Murmann vorsichtig herum; denn er war nicht mehr gut auf den Füßen. Trotzdem er auf drei Beinen ging. Auf den beiden, die ihm seine Mutter gegeben, und auf einem hölzernen, das ihm das achtzigste Lebensjahr aufgezwungen hatte. Schritt für Schritt setzte er den Rain entlang. Ihm zur einen Seite lag es grünschimmernd da, zur andern in fließendem Rot. Volkwart Murmann kannte das Grüne wohl. Und auch den braungründigen Bach, der die Wiese in seltsamen Winden durchfloß. Er kehrte das starke Rot der Unterflügel in dem matten Strahl der Abendsonne. Volkwarts Blick ging nach dem Himmel. Er merkte, daß er zu lang gesäumt. Schneller schritt er, und auch der Knotenstock bekam reichlich zu tun.

Zu beiden Seiten war es eben geworden. Der Rain lag weit hinten. Vorne ragten schwarze Ecken in den abendlichen Himmel. Des Dorfes Häuser.

Leis klimkte der Heimkehrer auf. Vom Fleet drang schwaches Knistern. Das letzte Holz wollte gerade zu Asche werden. Etliche Scheite fielen auf die Glut. Die ließ dafür seltsame Schatten über dunkle Wände tanzen und zeigte auch eine Gestalt, die hinter dem ungefügen Eichentisch saß. Sie schlief. Der schmale Kopf lag auf den Armen. Volkwarts schwere Hand hielt den Docht an die aufwachenden Flammen. Mit einer Hand, die zart sein sollte, strich er später dem Mädchen über Haar und Zopf. Ohne Worte sah das Kind an dem alten Mann hinauf, aber die braunen Augen sprachen Dank.

— — „Mien Kind, leg di man."

Gehorsam ging die Kleine in ihre Kammer hinaus. Es war eine Waise, die der alte Volkwart bei sich aufgenommen hatte, als deren Eltern in der Stadt schnell hintereinander an einer Seuche — gestorben waren. Sie tat ihm die Hausarbeiten. Das Kochen und das Reinemachen. „Mieke" hatte er das Kind genannt, weil er selbst einmal eine „Mieke" gern gehabt. Das war das erste und das letzte Mal gewesen, daß er ein Weib im Herzen und in den Gedanken getragen. Die lustige „Mieke", des bärbeißigen Müllers einziges Kind, die dann einer heimführen durfte, der nicht arm war wie Volkwart Murmann.

Mit dem Namen wurde also, über fünf Jahrzehnte später, die Waise gerufen. Sie hatte auch gleich darauf gehört. Zwar, der knurrige Dorfschulmeister war mit ihr zufrieden und hatte sie zurechtgekommen und hatte sie nach langem Hin und Her zu ihrem Wiegevater zurückgeschickt. Der war aber darüber mit der Kleinen recht zufrieden. Wenngleich sie ihn auch ohne Antwort ließ. Sie verstand ihn stets. Das war gewiß. Sie tat ihre Arbeiten, und Volkwart hatte an ihr einen Kameraden, der ihm die Einsamkeit wegnahm und dem er erzählen konnte. Geschichten, die er einst selbst in seiner Jugendzeit von den Lippen des Vaters getrunken. Märchen waren es zumeist, darinnen Gräser und Kräuter, Felsen und Tiere ihre Rolle mindestens ebenso gut spielten, wie es die Menschen im Menschenleben tun. Bei derlei abendlichen Reden war es auch, daß Mieke etwas in ihre sonst so gleichblickenden Augen bekam, das aussah wie volles Verstehen, wie Miterleben. Und als Volkwart das erst einmal herausgefunden hatte, wurde er mit seinem Erzählen zwiefach eifrig.

Der nächste Abend. Harzige Zweige bogen sich in der Flamme. Fischten und knackten. Murmann und Mieke hatten die Mahlzeit hinter sich. Leicht rach die Buchweizengrütze nach, und auf dem Tisch stand noch die Schüssel mit den eingedickten Taubeeren. Greis und Kind faßen vor dem Herd. Mieke starrte in die Flamme. Der Alte erzählte. Die Geschichte, die er seinem stillen Kameraden wohl am häufigsten erzählt haben mochte. Bei der die Braunaugen stets am ärgsten geflackert hatten. Gierig hörte Mieke da ein jedesmal von dem feierlichen Weiterkinde Olla, das sich auf der weiten Heide verirrt hatte und mit Füchs und Has, mit Schmetterling und Spinne und mit Falk und Kranz zusammengetroffen war. Und bebend hörte sie endlich, wie ein arglistiges Flackerlicht das verlassene Menschenkindlein zu sich in den tiefen Sumpf lockt. Der hatte Klein-Olla still umarmt und ihrem zudenden Herzen Friede und Ruhe gegeben. Wenn dann Murmann mit dem Gedicht schloß, gingen Miekes weite Augen nach seinen Lippen. Die ihrigen aber bewegten sich, als ob sie jedes Wort genau nachsprechen müßten:

— — — Sargklandelüfter
Schwarz die Farb vom Sumpf.
Rohrgeflüster;
Unkenruf hohl und dumpf.

Stickig die Luft;
Trüb das Wasser vom Sumpf.
Die stillste Gruft.
Wächter ist ein Weidenstumpf.

Einmal war Murmann mit Mieke draußen an einem Sumpf vorbeigekommen, Mieke war stehen geblieben. Sie hatte hastig nach der braunschwarzen Fläche hingedeutet: „Olla —"

„Ja — Olla" — hatte der Alte blaßerschrocken bestätigt, aber Mieke fortgefragt.

Seit jenem Tag konnte er die Geschichte nimmer erzählen. Etwas hielt ihn ab. Es drohte ihm jemand. Was, wer, das wußte er nicht.

Wieder einmal. Das Kind hockte vor Volkwart auf dem plumpen Schemel. Die schmalen Händchen waren wie zum Beten gefaltet. Der Alte erzählte. Doch mit einem Schlag, da hielt er ein. Denn er fand sich mitten in der Geschichte von Klein-Olla. Nur, weil Mieke jetzt so voll Angst und Ungeduld zu ihm aufsah und so flehend mit dem Wimperköpfchen auf- und niederging, nur um deswegen fuhr der Alte fort.

Hatte die Kleine sonst immer gewartet, bis es ihr gestiegen wurde, so stand sie diesen Abends gleich nach dem Erzählen auf und lief hastig in ihre Kammer.

Murmann war mit sich recht ungufrieden. Lang noch saß er wach. Erst als die leise Atemme sich zur Ruhe anschickte, ging er schwerfällig in die Höhe. Bedächtig nahm er die abgegriffene Hausmütze vom Kopf. Zehn knöcherne Finger schlossen sich eng zusammen, und dann sprach der Alte mit seinem Gott.

Eine gute Handbreit stand die Sonne schon über der Wohld, als Murmann aus der engen Schlafkammer trat. So spät war es nicht oft geworden, aber sein Selbstmmer war dumpf gewesen und gegen den Morgen hin schwer. Des Alten Augen kamen ins Staunen; denn alles lag noch umher wie am Abend zuvor. Er stieß die Tür von Miekes Kammer auf. Die war leer. Und der Ratlose fühlte es wieder über sich drohen. Kalt und hart.

— „Mien Gott — mien Gott" — ging es ihm von den weiten Lippen, als er noch dem Stock hastete, den Hut Hut sein lieb, und hinaushumpelte. Er kannte den Weg, den er zu gehen hatte. Die Stimme, die ihm gedrohl, die tief ihm auch den Weg zu Hans, den Fleischneider, den nahm er unterwegs mit auf, und dem gab er in abgerissenen Worten Nachricht über das, was sich zugetragen, und über jenes, das er ahnte. Dann stapften sie wortlos nebeneinander her. Wenn Murmann dabei ab und zu „mien Gott" flüsterte, wollte der Schneider immer irgendeinen tröstenden Spruch sagen. Aber er fand nie, weil er ja selbst an die Kraft glaubte, die den Sümpfen eigen ist und die sie wirken lassen können, auf wen sie nur wollen.

— „Mien leiwe Gott" — schrie Volkwart Murmann auf. Und im nächsten Augenblick hielt er ein Ding in den Armen.

Verfaulte Gräser und Kräuter, sumpfwasserdurchtränkte Brocken von Laub, Schlamm über Schlamm. Und um das alles herum lag ein wildes Gerank von Schilf, das der Morast vor langem bereits begraben haben mußte. Auf das eine Ende des schauderlichen Bündels aber, da drückte Murmann den stöhnenden Mund. Denn da schaute ein Menschengesicht heraus. Schlammige Flechten, die schwarz herfahen, klebten um einen Mädchenkopf.

Miekes Augen sahen alles, was um sie vorging. Nur die Kraft war erschöpft. Ihr Geist aber, der wohl in der jüngsten Kindheit durch Fürchterliches in einen tiefen Schlaf gefallen war, der hatte zurückfinden, als in der letzten Nacht in ihren schwachen Körper Tod und Leben miteinander ringen mußten.

Die Geschichte von Klein-Olla mochte Mieke fortan nimmer hören. Aber Jahr für Jahr lauten an einem Tag Leute Wellen über den sonst toten Sumpf. Das kommt daher, weil seiner gedacht wird. Ein sorgfältig gebundener Kranz fällt da auf ihn. Behutsam faßt ihn stets der warme Frühwind und zieht ihn vorsichtig hinüber bis zur Mitte. Dort geben die Blüten unter, wenn der Tag untergeht. Feierliche Glockentöne kommen von der Dorfkirche zur selben Stunde über die Ebene herangelaufen. Mit ihrem Verklingen begleiten sie den farbigen Kranz von Miekes Lieblingsblumen in die schwarze Tiefe. Einen Kranz von mächtigen Disteln mit scharfen Stacheln und weiten, purpurroten Blüten.

Bischofsweihe in Eichstädt

Mit großer Feierlichkeit fand in Eichstädt die Weihe des neuen Bischofs Graf Preysing (X) statt. Links neben ihm sieht man den Bischof von Würzburg, rechts den Bischof von Passau.

Die Inthronisation des neuen Wiener Fürstbischofs

Unter außerordentlichem Zeremoniell fand in Wien die feierliche Inthronisation des neuen Erzbischofs Dr. Innitzer (X) statt. Studenten in großem Wichs geleiteten ihn in feierlicher Prozession von der Augustinerkirche zum Stephansdom.

Hier wurde der Weltkrieg abgeblasen

Zur Erinnerung an das Ende des Weltkrieges wurde jetzt von den Franzosen in Haudroy ein Denkmal errichtet an der Stelle, wo am 7. November 1918 der französische Korporal Slier das erste Trompetensignal zum Einstellen des Feuers gab.

Rasputins Tochter als Zirkusreiterin

Die Tochter des berühmten russischen Mönches Rasputin, der, wie bekannt, einen unheilvollen Einfluß auf die Geschicke des Vorkriegsrußland ausgeübt hat, tritt zur Zeit in einem Pariser Zirkus in einer Pferdenummer auf.

Die Entdeckerin des Radiums

Am 7. November wird die bekannte Physikerin Frau Marie Curie 66 Jahre alt. Frau Curie, eine gebürtige Polin, entdeckte zusammen mit ihrem Mann das Radium und das nach ihrer Heimat benannte Element Polonium. 1911 wurde ihr der Nobelpreis für Chemie verliehen.

Intrigen um Christina

1. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Pleau, Salzburg 1

Beim Nachtisch benützte Honoria die Gelegenheit, ihre schon in Hove begonnenen Erkundigungen über die Gewohnheiten und die Lebensweise in Beatens Haushalt in Oxford fortzusetzen. Durch ihre geschickt gestellten Fragen brachte sie aus dem jungen Mädchen bald alles heraus, was sie zu wissen wünschte. Der Eindruck, den sie gewann, war, daß Beate ein heillos verworrenes Dasein führte. Dem Mädchen rechnete sie es hoch an, daß sie unter solchen Verhältnissen gute Manieren und so viel Bildung erworben hatte.

Gute Manieren sind an einer Sekretärin etwas sehr Löbliches, und Arbeitseifer nicht minder. Honoria erhob sich.

„Möchtest du wohl so gut sein, mein Kind, mir noch diese Einladungen fertig zu schreiben? Ich will sie morgen ausschicken."

„Sehr gerne", sagte Christina eifrig und erleichtert.

Honorias eindringliche Fragen hatten ihr ein Gefühl des Unbehagens verursacht. Sie hatte den leidenschaftlichen Wunsch gehabt, die tiefe Liebe, die sie für ihr Elternhaus hegte, auch erkennen zu lassen, den Leuten zu sagen, wie gut sie es bei ihren Eltern hatte und was für ein auserlesener Kreis geistvoller Menschen bei ihnen verkehrte. Aber als sie mit der Beschreibung beginnen wollte, fand sie nicht die rechten Worte, und was sie sagte, klang mager und dürftig. Sie wußte nicht, was sie vor der Taute so unfrei machte. Waren es ihre großen, forschenden Augen, die sie beständig auf sich gerichtet fühlte? Diese vornehme Frau erschien ihr herzlos und jedenfalls ohne jedes Verständnis für sie selbst.

Lady Honoria ließ die neue Sekretärin an einem Schreibtisch mit Stößen von Einladungskarten, Namen und Adressen zurück und begab sich in das Arbeitszimmer ihres Gemahles. Sie fand ihn Briefe schreibend.

„Wo hast du Christina gelassen?"

Honoria sagte es ihm.

„Nach dem Essen, am ersten Abend? Ist das nicht ein bißchen viel verlangt?" wagte Herbert einzuwenden. „Gleich nach der Reise?"

„Unsinn! Eine so kurze Reise ist für ein junges Mädchen gar nichts. Ich hoffe, du wirst sie nicht verwöhnen."

„Ich dachte nur, weil auch Miß Johnstone nie nach dem Essen gearbeitet hat, so viel ich weiß."

„Miß Johnstone war eine unleidliche Person. Ich verstehe nicht, wie wir es mit ihr so lange aushalten konnten", erwiderte Honoria schroff.

„Hoffentlich wird sich Christina bei uns wohl fühlen", sagte Herbert etwas unsicher.

„Ich sehe keinen Grund, warum sie sich nicht wohlfühlen sollte. Nach allem, was sie mir erzählte, muß es bei ihr zu Hause trostlos bestellt sein. Diese unglückselige Beate hat ihr Leben gründlich verpfuscht."

„Sie scheint aber doch nicht unglücklich zu sein."

„Eingestehen wird sie das natürlich nicht, am allerwenigsten ihren Verwandten! Niemand gibt gern zu, daß er sich verdaut hat." Sie wandte sich nach der Tür.

„Hast du es eilig?" hielt Herbert sie zurück. „Da ist mit der Abendpost ein Brief von Philippa gekommen, der mich beunruhigt."

„Philippa!" sagte Lady Morland scharf. „Was ist denn wieder los mit ihr?"

„Nur noch einen Augenblick bitte. Ich bin gleich fertig."

Lady Morland setzte sich und nahm die Zeitung zur Hand. Die Andeutung ihres Mannes hatte sie unruhig gemacht. Sie legte das Blatt ungelesen wieder hin und wandte ihre Gedanken ihren drei Töchtern zu: die Erziehungsmethode, die Honoria bei ihren Töchtern in Anwendung gebracht hatte, war, wie Jaspar Lumley zu Beate richtig bemerkt hatte, eine Art taktisches Experiment. Sie hatte im Kreise ihrer Bekannten die Töchter beobachtet, die schon vor dem Krieg in den neuen, freien Formen aufwuchsen, und hatte gefunden, daß das Ergebnis unbefriedigend war. Die kommende Knappheit an Heiratskandidaten hatte sie vorausgesehen, und auch, daß ihre Töchter mit einem neuen Frauentypus würden in Wettbewerb treten müssen. In der Voraussicht, daß es zu einem Ueberangebot an flotten, modernen Mädchen kommen würde, verfiel sie auf den Gedanken, daß heimkehrende Krieger möglicherweise an dem Gegensatz zu solcher Modernheit Gefallen fingen, den könnten. Daher beschloß sie, ihre Töchter von modernen Einflüssen fernzuhalten und sie in altenglischer Strenge zu erziehen. Das war natürlich nur so lange möglich, als sie sie von dem Beispiel anderer Mädchen fernhalten konnte. Schloß Morland, abseits gelegen wie es war, schien dazu wie geschaffen. Der Krieg, der vielen einen Pfad zur Ungebundenheit öffnete, bewirkte für die Töchter des Hauses Morland gerade das Gegenteil. Ihre Eltern waren meist in London, und Besuche kamen keine aufs Land. Um an den verschiedenen Hilfsaktionen der Gesellschaft teilzunehmen, waren die Mädchen noch zu jung, und es war leicht, sie in völliger Abgeschlossenheit unter der Obhut ältlicher Gouvernanten zu halten. Lange über das Ende des Krieges hinaus ließ sich dieses System freilich nicht aufrecht erhalten, aber Lady Morland rechnete damit, daß sie ihre Töchter rasch unter die Haube bringen werde. Und sie hatte sich, was die beiden älteren betraf, auch tatsächlich nicht geirrt.

Mit diesem Gedanken ließ Honoria ihre Augen nach dem Kaminsims wandern, wo Herbert die Bildnisse seiner Töchter, sie selbst im Staatskleid mitten darunter aufgestellt hatte. Zuerst kam Flora. Lady Morlands Blick ruhte auf dem Bilde ihrer Erstgeborenen. Sie erinnerte sich, wie enttäuscht sie bei ihrer Geburt gewesen war. Flora war fünf Jahre älter als Pearl, aber was für ein Gegensatz! Lady Morland hatte für junge Mädchen nichts übrig, und sie erinnerte sich noch, mit welchen Befürchtungen sie ihre älteste Tochter in die Gesellschaft eingeführt hatte — ehrbar und unverdorben, das war sie, weiter nichts! Ein angenehmes Gesicht und ein schöner Charakter, aber keine Reize. Und doch, wie gut hatte sie abgeschnitten! Und wie hatte sich ihr System bewährt! Nach vier Wochen war sie verlobt, mit Archibald Allister, einem der größten Grundbesitzer Schottlands und so reich, daß er außer seinem Hochlandschloß auch noch ein Haus auf dem Eton Square in London halten konnte. Uebrigens ein langweiliger Geselle, maßlos stolz auf seine Stellung als Clanchef. Infolge seiner konservativen Erziehung blickte er auf die modernen Mädchen mit frommem Abscheu herab. Flora war sein Ideal. Ein Jahr nach der Hochzeit hatte sie einem gesunden Stammhalter das Leben geschenkt. **Anderthalb Jahre später folgte ein Mädchen, und jetzt war ein drittes Kind unterwegs. Sechs Wochen vor dem erwarteten Familienzuwachs wurde das Haus auf dem Eton Square instand gesetzt, und die Allisters übersiedelten nach London, damit Flora bei der Entbindung die Hilfe der besten Aerzte zur Hand habe. Vier Wochen nach der Entbindung wollte die Familie wieder nach Schottland zurückkehren, zu Lady Honorias Erleichterung, denn bei aller Schätzung für ihren Schwiegersohn war sie der Meinung, daß er sich am besten in seiner Hochlandumgebung ausnehme.** Es ging dort alles erstaunlich gut und glatt, und Floras mit pünktlicher Regelmäßigkeit eintreffende Briefe waren stets voll von häuslichem Glück. Langweilig, aber sehr befriedigend. — Lady Honorias Blick wanderte weiter, zu Philippa, und verdüsterte sich. Philippa war das Familienübel. Schon bei ihrer Geburt hatte sie ihrer Mutter durch ihr Geschlecht noch mehr enttäuscht als Flora, und als Kind war sie schwer zu behandeln gewesen. Bei Philippa hatte sich das System nicht so gut bewährt. Sie war von Natur aus dem Geist der neuen Zeit verfallen; bei ihr war Honoria mit ihrer Strenge auf Widerstand gestoßen. Philippa war im Jahre 1922 in die Gesellschaft eingeführt worden, zu einer Zeit, wo das Leben wieder anfing, in normalere Bahnen zurückzukehren. Und sechs Monate später, als sie sie am Arme ihres Vaters nach dem Traualtar der Margarethenkirche in Westminster schreiten und gleich darauf als Gattin des Baronets Montagu Harris zurückkommen sah, hatte sie erleichtert aufgeatmet. Aber diese sechs Monate waren nichts weniger als angenehm gewesen. Was es in dieser Zeit an Kämpfen mit ihrer Tochter gegeben hatte, das wußte nur sie allein. Philippa hatte sich in die Ehe geflüchtet. Ein Jahr später hätte sie das vielleicht nicht mehr getan; aber sie war recht impulsiv, und die Willenskraft ihrer Mutter im Verein mit der warmen, ehrlichen Liebe Montagus hatten den Ausschlag gegeben.

Honoria war auf diese Partie nicht eben stolz. Sie hatte ein feines Gefühl für gesellschaftliche Abstufungen, und daß eine ihrer Töchter einen Emporkömmling geheiratet hatte, war durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Aber sie hatte da zusehen müssen, Philippa an den Mann zu bringen, damit sie ihre volle Aufmerksamkeit ihrer jüngsten Tochter Pearl zuwenden konnte, die im nächsten Jahre an die Reihe kommen sollte. Montagu war beinahe unanständig reich. Sein Vater war einer der großen Lieferanten im Kriege gewesen und hatte es durch klug angebrachte Geschenke, durch marktschreierische Wohltätigkeit und durch seine untrügliche Witterung für alle Stellen, die Ehre und Würden zu vergeben hatten, dahin gebracht, daß er geadelt wurde. Der Sohn, in Eton erzogen, war nun der Erbe des Vermögens seines Vaters. Honoria war es nicht unangenehm, daß der alte Sir Samuel Harris so viel Einsehen gehabt hatte, rechtzeitig aus dieser Welt zu verschwinden, und auch daß er Witwer war, so daß man von der Verwandtschaft des Hauses Harris eigentlich nicht viel zu sehen bekam. Schließlich besaß Philippa so große Reichtümer, daß sie sich den Pfad des ehelichen Lebens leicht verschönern konnte. Wenn sie nur so viel Verstand hätte, das einzusehen und nicht Schwierigkeiten machte!

Ihre harten Augen wurden weicher, als sie auf dem Bildnis der jüngsten Tochter haften blieben. Hier wenigstens war bisher Grund zu uneingeschränkter Zufriedenheit gewesen, und auch für die Zukunft durfte man das Beste hoffen.

Sir Herbert erhob sich.

„Verzeih, daß ich dich warten ließ! Wie gesagt, in dem Brief hier ist eine Bemerkung, die mir nicht gefällt. Philippa schreibt aus Paris, wo Montagu geschäftlich zu tun hatte."

Lady Morland nahm den Brief mit Widerwillen aus der Hand ihres Gatten. Der erste Teil war voll von Plänen. Das Ehepaar Harris war auf dem Wege nach Deauville, und nachher wollten sie auf ihr Landgut gehen. Sir Montagu hatte Grebe Hall gekauft, einer des berühmtesten historischen Schlösser, die noch zu haben waren. „Aber, was hilft es mir, wo ich bin, lieber Papa", schloß Philippa ihren Brief, „wenn alles mir verhaßt ist? Ich glaube, ich hätte lediq bleiben sollen."

„Was soll das nun heißen?" fragte Sir Herbert.

„Was das heißen soll? Gar nichts! Eine vorübergehende Verstimmung: Wahrscheinlich besteht er auf Deauville, während sie lieber nach Aix gehen möchte", sagte Lady Morland.

„Das glaube ich nicht", antwortete Sir Herbert. „Ich meine, das Kind ist nicht glücklich."

„Du bist wirklich komisch, Herbert! Kommt es nicht in jeder jungen Ehe zu solchen Gefühlsschwankungen? Mach doch nicht aus allem gleich eine Tragödie!"

Sir Herbert schwieg, aber er war nicht überzeugt. Der Brief brachte ihm einen Vorfall in Erinnerung, der sich an Philippas Hochzeitstag zugetragen hatte. Philippa, seit jeher sein Liebling, war furchtbar blaß gewesen, als sie in ihrem Hochzeitskleide die Treppe herabkam und mit ihm in das Auto einstieg. In dem Augenblick, als das Fahrzeug sich in Bewegung setzte, zuckte sie zusammen und sagte: „Können wir dem Chauffeur nicht sagen, er soll umkehren und nach der anderen Seite fahren?"

Als er in größter Bestürzung fragte, was sie damit sagen wolle, antwortete sie nur mit einem kurzen, unsicheren Lachen. Sie habe kopfschmerzen, sagte sie. Und dann, als sie bei der Kirche vorfuhren, griff sie nach seiner Hand, drückte sie fest in der ihren und sagte leise: „Wenn ich es nicht aushalte, Papa, komme ich wieder zu dir zurück."

Er wollte Fragen an sie stellen, aber der Wagenschlag wurde von einem Lakaien aufgerissen, eine gaffende Menge erwartete die vornehme Braut, im Nu hatten die kleinen Pagen Philippas Schleppe ergriffen, die Brautjungfrauen waren hinter sie getreten, ihre Hand ruhte auf seinem Arm, und unter den Klängen des befeuernden „Treulich geführt" ging es in die von Menschen gefüllte Kirche hinein. Seit damals hatte Sir Herbert den Brautmarsch aus Lohengrin.

„Ich kann mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren", sagte er. „Vielleicht behandelt er sie nicht gut. Mir gefällt der Mensch überhaupt nicht."

Honoria war an diesen Ton nicht gewöhnt. Für gewöhnlich war Herbert ein Mustergatte, der ihre Anordnungen, ihre Urteile und Auslegungen ohne Gegenrede akzeptierte. Nur in Dingen, die Philippa betrafen, war er geneigt, Schwierigkeiten zu machen. Sie lächelte daher nachsichtig.

„Wie kannst du so von deinem Schwiegersohn sprechen?"

„Wollte Gott, er wäre nicht mein Schwiegersohn! Ich kann nicht begreifen, warum Philippa sich gerade den einbildete. Ich hatte ihn bloß einmal gesehen, als du mir sagtest, sie hätten sich miteinander versprochen. Aber du kanntest ihn — wie konntest du das zugeben?"

Jetzt wurde Honoria böse:

„Ich weiß nicht, Herbert, was du heute hast? Philippa ist nicht jedermanns Geschmack, und er war sehr verliebt in sie. Das Perlenhalsband, das er ihr schenkte, hat 90 000 Pfund gekostet. Das ist eine Tatsache."

„Aber kein Verdienst, wenn's einer so dick hat!" antwortete Sir Herbert. Dann kat ihm seine Schroffheit leid, und er fügte hinzu: „Vielleicht bin ich ungerecht gegen ihn. Ich hatte ihn gewiß für einen braven Menschen, aber zu Philippa paßt er nicht. Wenn Philippa sich ihn in den Kopf setzte, so war sie noch jung genug, daß man sie davon abbringen konnte."

Honoria, die recht gut wußte, wie wenig Philippa sich Montagu in den Kopf gesetzt hatte, erhob sich von ihrem Sitz auf dem Sofa.

„Heutzutage lassen sich die jungen Mädchen nichts mehr verbieten. Aber mach dir keine Sorgen, Philippa wird schon zurechtkommen. Sie hatte immer eine Neigung zum Revolutären. Das wird sich geben, wenn du nicht den verhängnisvollen Mißgriff begehst, ihr in einem fort die Stange zu halten. Wahrscheinlich steht ein freudiges Ereignis bevor — das erklärt alles. Ein Kind wird ihrem Leben Inhalt geben."

„Glaubst du wirklich, daß dies der Grund ist?"

„Sie hat es mir nicht gesagt, aber es ist die wahrscheinlichste Erklärung. Gute Nacht."

Sie verließ ihn. Herbert jedoch saß noch lange reglos da und machte sich seine Gedanken.

Viertes Kapitel
Die kostbare Perle

Es war Sommer und ein lieblicher Nachmittag. Cornelia Morland saß unter den Linden vor dem Schloß. Sie war heute nicht recht zufrieden mit sich selbst und der Welt. Im Sommer pflegte sie ihre Wohnung in London zu vermieten und den verschiedenen Einladungen aufs Land zu folgen. So hatte sie es seit Jahren gehalten und gefunden, daß man dabei zwar billig, aber nicht immer angenehm lebte. Besonders diesmal hatte sie das Leben in fremden Häusern satt, und sie wünschte sich die nötige Willenskraft, mit dieser Gewohnheit ein für allemal zu brechen. Nur hier bei den Morlands war sie trotz allem gerne. Sie liebte ihren Bruder Herbert, und ihre Schwägerin Honoria war zum mindesten ein interessantes Studienobjekt für sie. Ehrgeizig, intrigant und nicht wenig skrupellos, war diese Frau doch so voller Leben und eine so starke Persönlichkeit, daß Cornelia sie wider Willen bewunderte.

Christina, die einen scharfen Arbeitstag hinter sich hatte, fühlte sich abgespannt, aber glücklich. Sie war froh, daß sie wieder auf dem Lande sein durfte. Das Leben in der Leere der großen, sommerlich verödeten Londoner Wohnung, wo sie in Abwesenheit der Familie mit Sir Herbert allein gehaust hatte,

Greifst du auf deiner Leier ... / Von Franz Predeek

Greifst du auf deiner Leier, Freund,
nur wehmutschwere Saiten?
Weshalb den Rosen nachgeweint?
Es kommen and're Zeiten.

Schau! Wenn der Sonne lichte Spur
im Westen bleich vergeht,
gleich zieht von Ost durch Feld und Flur
des Neulichts Majestät.

Wenn auch der Halm im Sterben sich
fruchtschwer der Sense beugt,
denk, was im Herbste fahl verblich,
bald neuem Leben weicht.

Und selbst das letzte Blatt vom Baum,
das raschelnd fällt ins Laub,
deckt schützend nur den Frühlingstraum
einst Leben und nun Staub. —

Drum wein' nicht ob der bunten Welt
geheimnisvollen Gehen;
Wart' nur, es gibt im Stoppelfeld
ein jubelnd Auferstehen!

war weit weniger verlockend für sie gewesen als der Aufenthalt in Sussex. Doch hatte sie an ihrer Arbeit Freude gehabt. Viele Stunden des Tages hatte sie in der Nationalbibliothek zugebracht, damit beschäftigt, für ihren Onkel allerhand Werke nachzuschlagen und Auszüge zu machen, deren er für sein Memoirenbuch bedurfte. Dabei hatte sie so viel Verständnis an den Tag gelegt, daß Sir Herbert des Lobes voll war. Auch sonst war er von seiner Sekretärin begeistert. Bei Honoria war das nicht im gleichen Maße der Fall, aber auch sie war geneigt, sich anerkennend über Christina zu äußern. Sie ging sogar soweit, davon zu sprechen, daß man dem Mädel eine Belohnung zuteil werden lassen könnte, indem man sie gelegentlich zu einer der Unterhaltungen zuzog. Und nachdem sie, nicht ohne zu schaudern, Christinas Toilettenvorrat einer Musterung unterzogen hatte, kramte sie ein paar Kleider hervor, die ihre Tochter Philippa als Mädchen getragen hatte. Philippa war groß und schlank, Christina desgleichen, wenn auch etwas breitschultriger. Da ließ sich das eine oder das andere für sie zurechtmachen. In Brighton wohnte eine Schneiderin, die in dieser Hinsicht Wunder tat, und Christinas äußere Erscheinung veränderte sich dermaßen zu ihren Vorteil, daß Lady Morland beinahe bedenklich wurde, ob man da nicht zuviel des Guten getan habe.

„Christina", sagte sie jetzt, da sie die Sekretärin unbeschäftigt fand, „in einer halben Stunde fährt das Auto auf die Bahn, um Pearl abzuholen. Ich hätte einige Besorgungen im Dorf. Möchtest du mir das abnehmen? Ich bringe dir sofort den Zettel, wo alles aufgeschrieben steht."

Als Lady Morland außer Sicht war, begann Cornelia:

„Du wirst also heute zum erstenmal unsere schöne Pearl sehen?"

„Ja", antwortete Christina, „ich freue mich darauf. Ich habe so viel Gutes über sie gehört."

„Du wirst nicht enttäuscht sein", bemerkte Cornelia nachdenklich, „Meistens ist man enttäuscht, aber bei Pearl ist nicht alles Reklame. Sie ist wirklich ein entzückendes Geschöpf. Zu wenig temperamentvoll nach meinem Geschmack. Auf mich wirkt ihr Plegma oft geradezu aufreizend. Jedenfalls erwartet man viel von ihr."

„Zu welcher Hinsicht?"

„Sie ist Honorias Meisterstück, und an ihr will sie sich dafür schadlos halten, daß sie keinen Sohn hat. Meine Schwägerin ist eine furchtbar ehrgeizige Frau, und sie hat, wie man sagt, alle ihre Eier in diesen einen Korb getan. Wenn die ihr zerbrechen, dann weiß ich nicht, was geschieht. Um die beiden anderen hat sie sich nie viel gekümmert, aber Pearl ist ihre Schwache Seite. Sie hat sie erzogen, daß sie jeder Stellung gerecht werden kann. Nur muß es eben eine Stellung sein! Kein schottischer Krautjunker und auch nicht der Sohn eines Kriegsmillionärs. Wir haben uns ein höheres Ziel gesteckt!"

Christina sah verblüfft drein. Ein solcher Grad von Unverblümtheit machte sie verlegen. Cornelia jedoch lachte.

„Zu gehörst doch zu uns, Christina! Daher darf ich wohl mit dir über unsere gemeinsamen Verwandten sprechen. Wenn Herbert Wechsel fälschte, so hätten wir alle die Schande mitzutragen. Warum sollen wir uns da nicht auch alle geehrt fühlen, wenn Pearl sich einen Herzog erobert?"

Jetzt mußte auch Christina lachen. Sie stand auf und ging. Ihr Leben im Hause Morland war bisher mit Arbeit ausgefüllt gewesen; jetzt freute sie sich auf die Gesellschaft einer Gleichaltrigen. Als sie dann aber auf dem Bahnsteig stand und den Zug daherbrausen sah, beschlichen sie Zweifel, ob ihre vornehme Base nach dem eben beendeten Triumphzug in der großen Welt an dem Umgang mit einer so obskuren Verwandten überhaupt Gefallen finden werde.

Ein paar altmodische Provinzlerinnen mit Paketen in den Händen entstiegen dem Zug; dann kam Pearl. In Christinas bewundernden Augen erschien sie wie ein Wesen aus einer höheren Welt. Und alle ihre Zweifel schwanden, als Pearls Gesicht bei ihrem Anblick sich erhellte.

„Christina, nicht wahr?" sage sie. „Wie lieb von dir, daß du mich abholst!"

Christina, die ihr ohnehin schon die besten Gefühle entgegenbrachte, verlor jetzt völlig ihr Herz an sie. Uebrigens war das Wohlgefallen gegenseitig. Auch Pearl fühlte eine rasch aufspringende Sympathie für die neugefundene Base, nun auch sie Anwalt des Lieblingskind ihrer Mutter, empfand die strenge Atmosphäre des Hauses oft drückend. Bei allen Huldigungen, denen sie auswärts begegnete, sobald sie ihrer Mutter unter die Augen trat, war sie wieder das verschüchterte kleine Mädchen. Ihr Vater war fortwährend von Geschäften in Anspruch genommen, ihre Schwestern waren verheiratet, und die jungen Leute, die ins Haus kamen, wurden alle nur aus gesellschaftlichen Rücksichten eingeladen. Bei Christina hatte sie das deutliche Gefühl, daß sie eine Freundin an ihr gewinnen werde.

Wie hoch Pearl im Hause Morland gewertet wurde, zeigte sich sofort nach ihrer Ankunft. Lady Morland betrachtete sie voller Besorgnis und fragte, ob sie sich nicht überanstrengt habe, sie sehe blaß aus. Ihr

Kapelle in der Eifel

bot man keinen abgestandenen Tee, eine frische Kanne wurde sofort gebracht. Und Lady Honoria legte ihr aus Herz, nachher, vor dem Diner, auszuruhen. Endlich erhob sie sich von dem Teetisch, faßte ihre Tochter unterm Arm und führte sie hinauf in ihr Schlafzimmer.

„Es ist von größter Wichtigkeit, unsere Schönheit zu erhalten", bemerkte Cornelia, nachdem die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Als dann Pearl, erfrischt und ausgeruht, wieder herabkam, brachte sie einige Fotografien mit, Gruppenbilder zumeist, die im Hause ihrer letzten Gastgeber aufgenommen worden waren.

„Die Herzogin hat mir besonders aufgetragen", sagte sie zu ihrer Mutter, „dir dieses Bild hier zu zeigen. Du sollst sagen, ob es dir gefällt."

Honoria betrachtete das Bild aufmerksam. Da war der Herzog, der aussah wie ein alter Bauer, die stattliche Herzogin, eine verheiratete Tochter mit vorstehendem Gebiß, und noch verschiedene andere Standespersonen, alle auf der Freitreppe vor dem Schloß zu einer Gruppe geordnet. Auch mehrere junge Mädchen aus vornehmen Geschlechtern mit den dazugehörigen jungen Herren waren darunter, aber in die Augen fallend und sehr vorteilhaft gestellt war Pearl, und unmittelbar hinter ihr, gewissermaßen als ihr Ritter, ein junger Mann, groß und blond, nicht besonders hübsch, und mit einem gelangweilten Gesicht, so als ob er sich ärgere, daß er sich fotografieren lassen mußte. Diese beiden waren es, auf denen Honorias Augen wohlgefällig ruhten.

„Dürfen wir auch sehen?" sagte Cornelia, und nahm ihr das Bild aus der Hand. Da tat Christina, anstatt die erhabene Gesellschaft mit Ehrfurcht zu bewundern, den unziemlichen Ausruf:

„Das ist ja Biddles!"

„Biddles?" rief Lady Morland befremdet. „Wer, wenn man fragen darf, ist Biddles?"

Christina legte ihre Fingerspitze auf das Gesicht des hochgewachsenen jungen Mannes, hinter Pearl.

„Das", sagte Lady Morland abweisend, „ist Lord Lionel Comberton."

„Ich weiß", sagte Christina. „Aber Lionel ist ein so unmöglicher Name, daß wir ihn immer nur Biddles nannten."

Honoria ärgerte sich, ohne eigentlich zu wissen warum. Man konnte es Christina doch nicht verübeln, daß sie ihn kannte, diesen Löwen der Saison, dieses Mekka der Herzen sovieler Mütter, dessen nähere Bekanntschaft zu machen nicht wenig Mühe gekostet hatte. Aber, daß sie so familiär von ihm sprach, war entschieden unpassend.

„Und wie", fragte sie kalt, „bist du dazu gekommen, Lord Comberton kennen zu lernen?"

„In Oxford", antwortete Christina. „Er war damals erst neunzehn Jahre alt, knapp vor Kriegsende. Bald darauf ging er an die Front. Und als er dann abgerüstet hatte, kam er nach Oxford an die Hochschule. Dort erkrankte er und weil er niemand hatte, der sich um ihn kümmerte, nahm ihn meine Mutter ins Haus und pflegte ihn. Damals war er aber noch nicht Lord Comberton, da sein Onkel noch lebte."

„Ach so", sagte Lady Morland trocken. Das war dann freilich etwas anderes.

„Er war meiner Mutter riesig anhänglich", sagte Christina nachdenklich, „Ich möchte ihn gerne wieder mal sehen."

„Dieser Wunsch soll dir in Erfüllung gehen", sagte Pearl. „Nächsten Samstag kommt er zu uns."

Lady Morland schoß einen raschen Blick nach Christina, sah aber, daß zur Beunruhigung kein Grund vorhanden war.

„Hast du ihn schon lange nicht gesehen?" fragte sie.

„Eine ganze Ewigkeit", antwortete Christina.

„Mehr als zwei Jahre. Er hat uns oft eingeladen, auf sein Gut nach Schottland. Aber Mutter sagt immer, es gehe nicht. Vermutlich hatten wir kein Geld", schloß sie etwas trivial.

Mehr als zwei Jahre. Sie kann also nicht über sechzehn gewesen sein, dazu noch ein so täppiges Ding, dachte Lady Morland. Das sah übrigens Beate ähnlich. Welch ein Leichtsinn, einen kranken Studenten ins Haus zu nehmen, der sie gar nichts anging, zu einer Zeit, wo sie selbst nicht wußte, wo das Nötige hernehmen. Noch dazu einen Menschen, der gar keine besonderen Aussichten hatte, denn das war damals noch vor dem schrecklichen Unfall, der den beiden Söhnen des alten Lord Comberton das Leben gekostet hatte. —

Die folgende Woche brachte für die Sekretärin eine Arbeitspause. Sir Herbert und Lady Morland waren verreist. Tante Cornelia war durch Besuche bei Nachbarn in Anspruch genommen. So kam es, daß Pearl und Christina viel allein waren. Lady Morland hatte ihrer Tochter eingeschärft, sich Mühe zu gönnen, bevor sie eine neue Besuchskurve unternahm, und Pearl selbst wünschte sich nichts Besseres. Es war eine betrübliche Tatsache, daß die vielbewunderte Miß Morland an ihrer ersten Saison in der Gesellschaft keinen Gefallen gefunden hatte. Die Natur hatte ihr verschwenderisch alles gegeben, womit sie in der Gesellschaft glänzen konnte, und ihre Mutter hatte diese Gaben der Natur nach Kräften unterstützt.

Pearl selbst aber war gleichgültig gegen das alles. Sie verabscheute große Gesellschaften, und die Vorstellungen und Lehren, die sie von ihrer Mutter darüber zu hören bekam, waren ihr entsetzlich. Dagegen liebte sie, wie ihr Vater, das Landleben. Sie hatte eine hübsche Begabung für Malerei, und ihr Wunsch wäre gewesen, sich in dieser Kunst auszubilden, wenn nicht der bloße Gedanke daran schon anstößig gewesen wäre. Jedenfalls hatte sie es nie gewagt, ihrer Mutter auch nur andeutungsweise damit zu kommen.

Die beiden Mädchen verbrachten nahezu eine Woche in Freiheit Seite an Seite, wobei Christina Gelegenheit hatte, ihrer Base vieles zu entlocken und die Quellen zu erkennen, aus denen ihr eigentlicher Zauber floß. Neben ihrer außergewöhnlichen Anmut und Schönheit besaß Pearl etwas ihr ganz Eigentümliches: es umschwebte sie ein romantischer Hauch, eine weltferne Schüchternheit, die alle entwaffnete. Jeder fühlte sich ihr gegenüber zu Ritterlichkeit verpflichtet, denn dieses ätherische Geschöpf war ja doch nicht imstande, den Kampf mit einer Welt aufzunehmen, in der auch die Frauen im Wettbewerb mit den Männern sich drängten und stießen, und im besten Falle nur als Kameraden gewertet wurden.

Christina dachte mit gemischten Gefühlen an den Samstag und an die angekündigte vornehme Gesellschaft; hochnäsige junge Damen vielleicht, die sie von oben herab behandeln würden, und die dazu gehörigen jungen Herren. Freilich, Biddles sollte auch mit dabei sein, aber der war vielleicht nicht mehr der treuherzige Bursche von ehedem, der sich mit ihr über eine Partie Halma ereifern konnte und sich einmal tüchtig die Finger verbrannte, als sie zusammen im Studierzimmer braunen Zucker kochten, anstatt zu lernen. Nur ganz allmählich begann Christina zu verstehen, warum man um Biddles so viel Aufsehens machte. Die ältesten Söhne der Herzöge waren bereits alle verheiratet, oder verlobt. Daher war Lionel Rayner, Markgraf von Comberton, Besitzer großer Ländereien und ertragreicher Industrien, einer der wenigen zurzeit heiratsfähigen Edelleute, die eine wirklich gute Partie genannt werden konnten.

Die Gesellschaft traf bereits am Freitag ein. Doch Sir Herbert, der eben erst aus London zurückgekommen war, hatte dringende Briefe zu diktieren und hielt Christina den ganzen Tag an der Schreibmaschine fest. Als er sie dann um fünf Uhr mit innerem Widerstreben entlassen wollte, erriet Christina seinen Wunsch, weiterzuarbeiten; sie erklärte, sie sei noch nicht müde, worüber er sich sehr erfreut zeigte.

Der Klang jugendlicher Stimmen scholl freundlich aus dem Garten herüber, wo man beim Tee saß. Zum ersten Male hatte Christina das schmerzliche Gefühl, eine Enterbte des Glückes zu sein. Herbert entließ sie erst, als es bereits Zeit war, sich zum Speisen umzukleiden; und als sie dann aus ihrem Kämmerchen die Treppe herunterkam, fühlte sie sich als Aschenbrödel. Honoria stellte sie zwei entzückend gekleideten jungen Damen vor, die für sie ein kurzes, freundliches Kopfnicken hatten und dann in ihrem Gespräch fortfuhren, ohne sie weiter zu beachten. Linkisch durchquerte sie den Salon, mit dem Wunsche, nicht so auffallend groß zu sein, und sie fühlte schmerzlich den Blick, den eine der jüngeren jungen Damen auf Philippas ungeändertes Kleid warf. Endlich fand sie einen Platz, setzte sich nieder und hoffte, man werde so ihrem Kleide seine Herkunft weniger anmerken. Dann entstand neben ihr eine Bewegung: ein großer blonder Herr trat auf sie zu, hinter ihm Pearl mit strahlendem Gesicht.

„Gnädiges Fräulein", sagte der junge Mann mit einer tiefen Verbeugung, „wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen mit meiner alten Freundin und Spielgefährtin Kay, alias Langbein."

„Biddles!" rief Christina und sprang auf. Ihre Schüchternheit war vergessen. „Wie freue ich mich, daß du da bist!"

„Dann sit hier nicht so trübsinnig", sagte Pearl und zog sie mit sich in eine Fensternische. „Lord Comberton ist außer Rand und Band vor Freude. Er sagt, er habe sich die ganzen Jahre her nach nichts anderem gesehnt, als nach euch."

„Na, na, er hat es ganz gut ausgehalten," sagte Christina glücklich.

„Nein doch! Ich habe mich bemüht, euch zu finden," verteidigte sich Lord Comberton. „Ich war neulich in Oxford, Jugenderinnerungen aufzufrischen, und so weiter, da hab' ich auch bei euch angeklopft, wurde aber sehr kühl empfangen, von einer mir ganz fremden Person, die wohl dachte, ich habe es auf ihre Silberlöffel abgesehen, denn sie ließ mich vor der Tür stehen und bedeutete mir, daß ihr alle ins Ausland gereist seid. Dein Vorwurf ist daher ungerecht."

Da wurde das Gespräch durch Honoria unterbrochen, die die Szene mit Mißfallen beobachtet hatte und nun ihre Gäste in das Speisezimmer bat.

Man war kaum bei Tisch, als Lord Comberton, der neben der Hausfrau saß, das Feuer eröffnete:

„Ich hatte keine Ahnung, daß Kay mit Ihnen verwandt ist, Lady Morland."

„Kay?"

„So nannte ich sie, als sie noch ein kleines Mädel war, um sie zu necken. Ich tat immer so, als glaube ich, ihr Name werde mit „K" geschrieben, und dann wurde sie gallig und besserte mich aus. Spitznamen entstehen immer aus solchen Dummheiten, nicht wahr?"

Honoria stimmte dem bei und führte das Gespräch auf die Aussichten der Hühnerjagd. Man hatte ihr gesagt, der Abschuß sei vorzüglich in diesem Jahr. Er bestritt das nicht und kam sogleich wieder auf Christina zurück. Er war ein junger Mann mit modernen Manieren und gewöhnt, von dem zu sprechen, was ihm beliebt.

„Ich freue mich ungeheuer, Christina hier zu finden. Ihre Mutter war engelsgut zu mir, damals als ich krank lag. Ich habe nie oft gedeten, zu mir zu kommen, aber jedesmal hatten sie irgend ein Hindernis. Was für ein prächtiges Mädchen sie geworden ist!"

„Das ist sie in der Tat, und man darf ihr nachrühmen, daß sie auch ein vernünftiges und tüchtiges Mädchen ist. Sie ist hier die Sekretärin meines Mannes."

„Oh?" rief Lord Comberton überrascht.

„Ja", bestätigte Honoria. „Sie und ihre Mutter sind völlig mittellos, und, wie ich fürchte, auch ein wenig unbedachtsam. Christinas Stiefvater mußte wegen eines Lungenleidens in die Schweiz, und da mußte sie nicht, wohin mit dem Mädel. Christina hatte den gesunden Ehrgeiz, sich ihr Brot selbst zu verdienen, und da hat mein Mann sie als Sekretärin angestellt. Freilich ist sie noch Anfängerin, aber man hilft ja gern, wo man kann."

„Sehr edel von Ihnen, Mylady. Und von dem Mädel freut's mich, daß sie den Mut zur Arbeit hat. Ich hoffe sehr, daß es dem Professor Erskin besser geht. Er ist ein ungemein feiner Mensch."

„Ja, das hoffe ich auch! Er hat ja nun freilich seine Kur erst begonnen, aber wie ich höre, hat er sich bereits gut erholt", antwortete Honoria, die sich in Wirklichkeit nach dem Befinden des Professors nie erkundigt hatte.

„Hätt' ich nie gedacht, daß Kay so hübsch wird", murmelte der unverschämte junge Mann.

„Wie meinen Sie?" fragte Honoria und starrte überrascht nach der entfernt sitzenden Christina hinüber.

(Fortsetzung folgt)

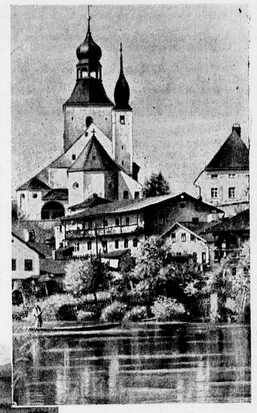
Gefahren im Böhmer- und Bayer-Wald

Von Fritz Heinz Reimesch

Dieser Tage hatte der Reichs-Innenminister v. Gayl der bayerischen Ostmark seinen Besuch abgestattet. Es war für das Gebiet zwischen Cham und Passau von allergrößter Bedeutung, daß einmal ein Mann wie Gayl, der alle Fragen der Grenznot aus Ostpreußen her bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein kennt und mit den Sorgen der Grenzdeutschen innig vertraut ist, auch die bayerische Ostmark besuchte und ihre Gefahrenpunkte in Augenschein nahm. Dies war aber nicht nur für Bayern von Bedeutung, sondern für das Gesamtdeutschtum. Leider konnte ja der Reichsminister des Innern die Strecken der deutschen Volkstumsgrenze nicht besuchen, die in allergrößter Gefahr sind, nämlich die viele hundert Kilometer lange Sprachgrenze, die innerhalb des tschechischen Hoheitsbereiches liegt, und die durch den Vertrag von St. Germain der deutschen Selbstbestimmung entrissen wurde. Immerhin war aber die Erkundungsreise des Freiherrn v. Gayl, dessen bedeutsames Wirken als Abstimmungskommissar in Ost- und Westpreußen der volksdeutschen Geschichte angehört, auch für das Sudetendeutschtum von Bedeutung, denn Millionen Reichsdeutsche wurden auf diesen Teil der Ostgrenze hingewiesen, und es wird mancher Einsichtige erkannt haben, daß das Sudetendeutschtum der Kernpunkt der gesamten deutschen Ostfront ist.

Bei einem Besuche des bedrohtesten Gebietsteiles, des Böhmer- und Bayern-Waldes, können die Gefahrenmomente klar erkannt werden, die sich hier ergeben. Die alte Sprachinsel Budweis in der Tschechoslowakei mag als Ausgangspunkt einer kurzen Wanderung durch das bedrohte Gebiet genommen werden. Noch 1918 hatte diese Stadt einen deutschen Bürgermeister und ein zur Mehrheit deutsches Stadtparlament. Heute wirkt sie auf den ersten Blick wie eine rein tschechische Stadt. Durch Eingemeindungen, Wahlbataillone und sonstige politische Schiebungen, vor allem aber auch durch die Ausreibung von vielen hundert deutschen Beamtenfamilien ist das Deutschtum dieser Stadt prozentual so geschwächt worden, daß es keinen maßgebenden Einfluß mehr im Stadtparlament besitzt. Das blühende deutsche Schulwesen ist vernichtet — kaum noch ein Drittel der Anstalten besteht —, aber an den deutschen Vereinen scheinen sich die Tschechen doch etwas die Zähne ausgebissen zu haben. Der Deutsche Böhmerwaldbund entwickelt sich seit dem Umsturz immer besser und er führt alle die Kräfte zusammen, die den volksdeutschen Widerstand leisten. Budweis ist durch die großen Fabrikanlagen der — wohlbemerkt — sudetendeutschen Firma Hardtmuth, die hier die älteste und größte Bleistiftfabrik der Welt besitzt und jährlich an 144 Millionen Bleistifte aller Art erzeugt, Mittelpunkt eines regen Handels.

In der näheren Umgebung von Budweis liegen einige entzückende alte deutsche Städte, mittelalterliche Schmuckkästlein in schönster Gegend, die dem Fremdenverkehr bisher nur sehr wenig erschlossen sind, wenngleich sie es verdienten, ebenso wie Rothenburg oder Dinkelsbühl überall bekannt zu sein. Es sind dies die Residenz der Fürsten Schwarzenberg, Krumau an der Moldau, eine Stadt, die ihresgleichen in Europa nicht hat; sodann Rosenberg inmitten herrlichster Wälder und ebenfalls umrauscht von den schäumenden Fluten der Moldau, weiter Prachatitz, die alte berühmte Salzhandelsstadt, aus der im Mittelalter der größere Teil des bayerischen Salzes nach Innerböhmen verfrachtet wurde. Nicht zu vergessen ist auch das Städtchen Oberplan, in dem Adalbert Stifter geboren wurde, und die interessante, zumeist aus geschnitzten Blockhäusern bestehende Stadt Wallern. Der von Stifter so großartig besungene Hochwald ist tatsächlich der schönste, größte und urwüchsigste Waldkomplex Mitteleuropas.



Krumau an der Moldau,
die schönste Stadt des Böhmerwaldes

Von Waldmünchen bis nach Passau hin, bis nach Urfahr bei Linz zieht sich der Böhmerwald mehr als 180 km lang dahin zwischen Bayern, Oberösterreich und Böhmen, ohne jedoch eine Völkerscheide zu sein, da er reindeutsch besiedelt ist. Die Bewohner sind alle bayerischen Stammes. Auf der zur Tschechoslowakei gehörenden Lehne des Böhmerwaldes leben rund 350 000 Deutsche, die in schwerstem Abwehrkampf gegen die Tschechen stehen, die hier mit den schärfsten Mitteln gegen das Deutschtum vorgehen.

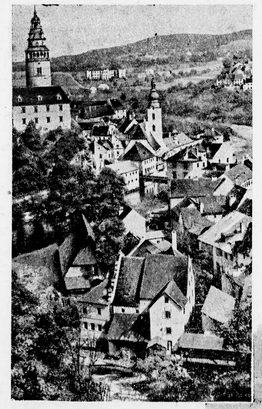
Die Gegend ist arm und heute von der Wirtschaftskrise ganz besonders hart getroffen, denn das russische Holzdumping macht sich in diesem Gebiet, dessen Wirtschaft völlig auf dem Holzhandel beruht, außerordentlich schwer fühlbar. Die riesigen Forste, die zum Teil ihren früheren deutschen Besitzern vom tschechischen Bodenamte aus strategischen Gründen entzogen wurden, können heute nicht mehr geschlagen werden, so daß Zehntausende von deutschen Holzarbeitern, Forstgehilfen und Beamten brotlos sind. Das wenige Ackerland, das aus sehr kargem Boden besteht, kann die Bevölkerung nicht ernähren, so daß hier schon seit Jahren eine latente Hungersnot herrscht. In dieses wirtschaftlich geschwächte Gebiet haben nun die Tschechen ihre vielen sogenannten „Minderheiten"schulen hineingesetzt, die unter der heranwachsenden deutschen Jugend einen schamlosen Seelenfang treiben, indem nämlich die Kinder der armen Häusler oder der vom Staate irgendwie abhängigen Existenzen durch Versprechungen aller Art, Kleidergeschenke und Speisungen in die Tschechenschulen verlockt werden, wo man sie ihrem angestammten Volkstum abwendig macht. Da auch die geringe Industrie völlig darniederliegt — von ehemals 56 Glashütten arbeiten nur noch vier — sind die Erwerbsmöglichkeiten für die kinderreichen deutschen Familien gänzlich geschwunden. Die Arbeitslosenunterstützung beträgt 5.— Mark monatlich.

Auf der bayerischen Seite aber sind die Verhältnisse nicht viel besser. In den Kreisen Zwiesel, Grafenau, Kötzing, Furth im Walde ist die Arbeitslosigkeit ungeheuer. Auch hier ist das Holz maßgebend für die gesamte Wirtschaft. Leider haben in den letzten Monaten selbst altbekannte Firmen ihre Betriebe stillegen müssen, und auch in den großen Staatsforsten werden nur die unbedingt notwendigen Aufräumungsarbeiten gemacht, so daß auch hier Zehntausende von Familien arbeitslos sind. Auf der bayerischen Seite ist die Industrie ebenfalls so gut wie gänzlich lahmgelegt, und nur noch ganz wenige der Glashütten arbeiten, während altberühmte Werke langsam verfallen. In den kleinen Städten ist die Arbeitslosigkeit so furchtbar angewachsen, daß 70, ja sogar — in Bodenmais z. B. — 85 Prozent der Bevölkerung unterstützungsbedürftig sind — ein Zustand, der unmöglich tragbar ist, weil die Gemeinden einfach die notwendigen Unterstützungen nicht mehr aufbringen können. Solange noch Beeren und Pilze in den unendlichen Forsten gesammelt werden konnten, hatte die Bevölkerung wenigstens einen kleinen Verdienst, da westdeutsche Aufkäufer die Früchte des Waldes verhältnismäßig gut bezahlten. Jetzt aber herrscht auch hier der graue Hunger.

Diese sehr bedrohlichen Verhältnisse haben sich nun die Tschechen zunutze gemacht und haben es verstanden sich auch auf reichsdeutschem Gebiete eine Anzahl von Stützpunkten zu schaffen. Zahlreiche deutsche Bauernhöfe sind mit tschechischen Hypotheken belastet. Die Stadt Taus vermochte größere Waldkomplexe auf bayerischem Gebiet zu erwerben, und auch eine andere tschechische Stadt hat unlängst bei Schönsee größere Forste gekauft. Die Tschechen haben es ferner verstanden, eine ganze Reihe von Kalkwerken, Steinbrüchen und Gruben in ihren Besitz zu bringen, ebenso wie sie versuchen, die Kohlenproduktion des Raabtals unter ihre Kontrolle zu bringen, ähnlich, wie Petschek es vor Jahren verstanden hat, sich in der Lausitz festzusetzen, die von den Tschechen gleichfalls als „unerlöstes Gebiet" betrachtet wird.

Wenn wir das bayerische Ostmarkenproblem betrachten, so müssen wir bei allen Nöten innerdeutscher Art auch an die außenpolitischen Gefahren denken, die weit schwerwiegender sind. Von der großen deutschen Oeffentlichkeit werden die Tschechen immer sehr leicht abgetan, während gute Kenner der Verhältnisse in Prag den zähesten und klügsten Feind des deutschen Ostens erblicken. Auf Grund einer Broschüre, die im Frühjahr 1918 in Nusle in Böhmen erschien, „Unser Staat und der Weltfrieden", hat der mysteriöse Verfasser Hanus Kuffner gefordert, daß die Grenze der zu bildenden Tschechei im Süden die Donau von Regensburg bis Waitzen bei Budapest sei. Diese Forderung wurde während des Krieges von den Tschechen erhoben! In St. Germain konnten alle Wünsche der Tschechen nicht erfüllt werden, aber jeder Einsichtige muß erkennen, daß die Tschechen ihre Aspirationen auf das bayerische Waldgebiet nicht aufgegeben haben, sondern ganz im Stillen weiter arbeiten. Sie hoffen auf Erfolg, zumal sie sehen, daß das Reich diesen Teil seiner Ostgrenze ganz und gar vernachlässigt.

Wie nun kann geholfen werden? Zunächst müßten im bayerischen Waldgebiet einige große Arbeiten durchgeführt werden, so vor allem der dringend notwendige Bau der geplanten Zellertalbahn, die die Süd-West-Verbindung schüfe, die bisher fehlt. Auf diese Weise könnte endlich der Fremdenverkehr in den landschaftlich so schönen Gebieten zu Flügen des Osser, Arber, Rachel und Lusen mit ihren herrlichen Wäldern und mächtigsten Fichten Gen gefördert werden, von dem sich die Bevölkerung sehr viel verspricht. Unseren Volksgenossen in Böhmen kann freilich das Reich nicht helfen, das muß schon die Gesamtheit aller Deutschen tun, indem sie tatkräftig die Deutschtumsvereine unterstützt, die unseren Brüdern im bedrohten Lande mithelfen, sich ihre deutschen Kulturreinrichtungen zu erhalten.



Das Städtchen Regen im Bayerischen Wald

Der bayerisch-böhmische Grenzberg Osser
(1293 Meter über dem Meeresspiegel)

Buchecke

Führer durch das Wegenetz des Stiftklubs Sauerland. Im Auftrage des Ausschusses für Touristik des SWS herausgegeben von H. W. Gärtner, mit Reichsverkehrskarten, Wegeverzeichnis, Unterkunftsnachweis und Ortsverzeichnis. — Taschenformat, 44 S., Preis 75 Pf. Verlag Otto Hammerschmidt, Hagen.

Der Führer gibt in tabellarischer Form genaue Auskunft über den Verlauf auch des kürzesten Stiftweges, über die Höhe der einzelnen bezeichneten Punkte und, was sehr wichtig für den Stiftler ist, in origineller Weise über die Form des Geländes. Schließlich erfährt man in der Spalte „Besonderes" alles Wissenswerte über Ausblicke in die Landschaft, über Verbindung mit anderen Stiftwegen, man wird durch knappe Warnungen auf Gefahren, die auf dem Wege lauern, aufmerksam gemacht und erfährt noch vieles andere. In der gleichen tabellarischen Weise sind empfehlenswerte Unterkünfte verzeichnet. Die in diesem Führer bezeichneten Stiftwege sind vom Verfasser des Führers auch in die Hornungsche Sauerlandkarte 1:50 000, Blatt Winterberg, des gleichen Verlages eingetragen.

Schienenkontrolle im Schnellzugstempo

Im Oberbau-Meßwagen der Reichsbahn unterwegs

Der Kampf, den Eisenbahn und Kraftwagen um den Personenverkehr und Frachtenmarkt führen, hat die Reichsbahn veranlaßt, den Personen- und Güterverkehr zu beschleunigen. Die Abnutzung der Schienen hat sich damit vergrößert. Die größere Beanspruchung des Schienenweges kann heute Wirtschaftlichkeit und Verkehrssicherheit des Eisenbahnbetriebes gefährden. Der Zweite Internationale Schienenkongreß in Zürich hat sich eingehend mit diesen Fragen befaßt. Im folgenden ein Bericht über die deutschen Schutzmaßnahmen.
(Die Redaktion.)

Unser G.-B.-Mitarbeiter hatte kürzlich Gelegenheit, den seit 80 Jahren von allen Ländern erstrebten, jetzt erstmalig von der Deutschen Reichsbahn konstruierten Oberbau-Meßwagen auf einer Fahrt zu begleiten.

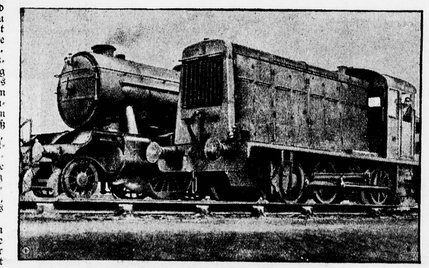
Die Eisenbahn-Ingenieure der ganzen Welt haben seit acht Jahrzehnten geradezu verzweifelte Anstrengungen gemacht, um ein präzises Verfahren zur Beobachtung und Prüfung des Oberbaues zu finden. Ging es doch hier um ein Problem von fundamentalster Bedeutung. Schienen und Schwellen, ihre Befestigung und ihre Verbindungen und Befestigungsmittel, all das, was man unter „Oberbau" versteht, bilden ja in einwandfreiem Zustand nicht nur die Voraussetzung für die Betriebssicherheit und für den ruhigen Lauf der Fahrzeuge, sondern stellen auch wirtschaftliche Werte ersten Ranges dar. In Deutschland beträgt dieser Wert des Oberbaues 5,85 Milliarden Mark oder rund 23 % des gesamten Anlagekapitals der Reichsbahn.

Mit der bahnpolizeilichen Ueberwachung dieses Vermögens ist es allein nicht getan. Es bedarf einer technischen Ueberwachung: der Zustand des Gleises muß von Zeit zu Zeit durch Messungen überprüft werden. Beeinflußt durch die Witterung, durch die Erschütterungen, den Druck der Verkehrslasten usw. ist das Gleis ständig Formänderungen unterworfen. Es befindet sich in einem dauernden „Gestaltwandel", in einem Umfang allerdings, der mit bloßem Auge kaum erkennbar ist. Daß er sich trotzdem bemerkbar macht, hören und fühlen wir sehr deutlich z. B. am „Rattern der Räder", das keine andere Ursache hat als eine winzige Knickung der Schiene am sog. „Schienenstoß", an jener Stelle nämlich, an der ein Schienenstück an das andere nächste gestoßen ist.

Um diese Formänderungen der Schiene festzustellen, mußte man sich noch bis vor kurzer Zeit ausschließlich auf die mit der Hand oder einfachen Instrumenten ausgeführten Messungen verlassen. Aber allen Meßapparaten war der Nachteil gemeinsam, daß sie eben nur das unbelastete, „ruhende" Gleis prüfen konnten, während erst jene Prüfung wirklich zuverlässig ist, die das Verhalten des Gleises unter der bewegten Last, unter dem fahrenden Zug beobachtet.

Dieses Ziel ist verwirklicht! In Zusammenarbeit mit führenden deutschen Firmen der Elektrotechnik und der Feinmechanik haben Ingenieure des Reichsbahnzentralamtes den Oberbau-Meßwagen konstruiert. In fahrplanmäßigem Umlauf befährt heute der Meß-Zug die deutschen Schienenstränge und wird das mittelmeteragrane Bild der Gleislage und einen Neaufriezstreifen. Mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde! Er besteht aus einer der üblichen neuen D-Zug-Lokomotiven, einem Gepäckwagen und einem ehemaligen Salonwagen, der eben jetzt die Aufschrift „Oberbau-Meßwagen" trägt.

Hier sieht es, ausnahmsweise, wirklich einmal so aus wie in den von Dichtern, Malern, Filmkonstrukteuren entworfenen technischen Utopien, wo Technik immer auch ästhetische Ansprüche befriedigt: geheimnisvolle, formschöne Apparate — von unsichtbarer Hand geführte Schreibstifte — blinkende Schaltungen, Uhren, Skalen — ein Telefon zur Lokomotive — dies in einem fast eleganten, hellen Raum mit breiten Fenstern ringsum;



Die erste englische Diesel-Lokomotive

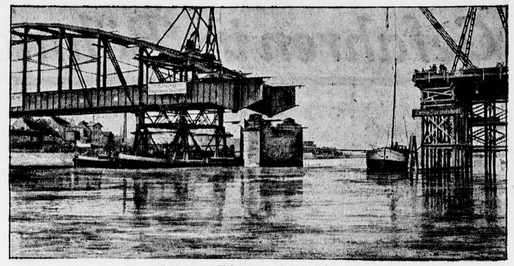
In England ist jetzt die erste Diesel-Lokomotive in Dienst gestellt worden, die neue Bild neben einer gewöhnlichen Dampflokomotive zeigt. Die neue Lokomotive wiegt 40 Tonnen und entwickelt eine Leistung von 250 PS. Sie stellt sich um etwa 60 Pfennig je Stunde billiger als eine Dampflokomotive bei gleicher Leistung.

daneben ein Arbeits- und Beratungszimmer mit Schreibtisch und bequemen Sesseln, ein Schlaf- und Wohnraum für den Leiter der Meßfahrten, eine Werkstatt, eine Küche und noch ein Schlafraum — insgesamt können fünf Mann im Wagen wohnen.

Während der Fahrt richtet sich das Hauptaugenmerk aller Mitfahrenden naturgemäß auf den Meßtisch mit seinen Schreibapparaturen, unter denen der Registrierstreifen vorwärts gleitet. Auf diesem Streifen erscheinen acht nebeneinander laufende Linien: die Aufzeichnungen der selbsttätig vollbrachten Messungen. Und zwar werden aufgezeichnet: auf Linie 1 die elastischen Durchbiegungen und „Stoß"-Senkungen der rechten, und auf Linie 3 der linken Schiene; — leichte Spurerweiterung — gleichmäßige Krümmung der Kurve mit vorschriftsmäßiger Ueberhöhung der äußeren Schiene. Ja, man kann auch sofort ablesen, wieviel Millimeter-Senkung oder Spur-Erweiterung betrug.

Wie kommen nun diese Messungen zustande? Wie jeder moderne D-Zug-Wagen läuft auch dieser auf zwei Drehgestellen mit je drei Achsen. Eines von diesen beiden dient als Meß-Drehgestell. Auf den Achsenachsen sind zwei Träger gelagert, an den senkrechten Bewagnaen der Mittelräder gegen diese Träger werden die Stoßsenkungen ermessen. Die Spurweite wird festgestellt durch zwei Schleifleisten, die unter Federdruck an den Schienen entlanggleiten — die gegenseitige Höhenlage mit Hilfe eines als Pendel kardanisch gelagerten, mit 20 000 Umdrehungen in der Minute laufenden Kreisels — die Gleisrichtung mittels eines Kreisel-Kompasses, wie er ähnlich auch im „Zeppelin" vorhanden, hier aber noch mit einer ganzen Reihe von Zusatzvorrichtungen versehen ist.

Unmittelbar nach Beendigung der Meßfahrten beginnt die praktische Auswertung. Von dem Registrierstreifen werden Lichtpausen angefertigt: sie geben an jene Reichsbahndirektionen, in deren Bezirk die aufgemessenen Strecken liegen. Die stellen nun daraus fest, welche Gleisabschnitte



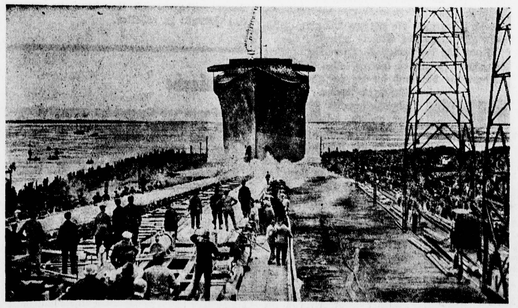
Die neue Tangermünder Elbbrücke

Die neue Elbbrücke bei der alten Hansestadt Tangermünde ist jetzt fertiggestellt worden. Um den Schiffsverkehr nicht auf lange Zeit zu behindern, ging man so vor, daß man die Brücke von beiden Ufern aus bis auf ein fehlendes Mittelstück fertigstellte und dieses als fertiges Ganzes einschwemmte, so daß der Schiffsverkehr nur eine Unterbrechung von 24 Stunden erfuhr. Auf unserem Bilde sieht man den 115 Meter langen Mittelbogen, der mittels Winden über den Elbstrom gezogen wird und sich bereits dicht vor dem Widerlager befindet. Bis Anfang Dezember sollen dann die restlichen Eisenkonstruktionen beendet werden.

am dringlichsten der Ueberholung bedürfen — können also bei der Ausführung von Reparaturen eine Planmäßigkeit wahren, wie sie gerade bei den heutigen Einschränkung des Etats unumgänglich wichtig ist.

Schließlich — und das ist vielleicht das wichtigste Ergebnis — sammelt der Oberbau-Fachmann mit diesen Aufzeichnungen Erfahrungen von solcher Beweiskraft und Eindeutigkeit, wie er sie durch kein anderes Verfahren sich aneignen könnte. Der Registrierstreifen beleuchtet ihm über Wert oder Unwert seiner Grundsätze — weist ihm seine Fehler nach — entscheidet mit unfehlbarem Spruch die Ueberlegenheit dieser oder jener Bauform. Seit seinen ersten Ausfahrt im Frühjahr 1929 hat der Oberbau-Meßwagen 87 000 Kilometer durchgehende Hauptgleise befahren und geprüft. „Ausländische Eisenbahnen erbitten den Wagen zu Studienzwecken, er hat wiederholt im Saargebiet, in Oesterreich, Holland und der Schweiz Dienst getan. Neidlos wird anerkennt daß die Deutsche Reichsbahn die internationale Führerstellung, die sie auf dem Gebiet der Oberbau-Forschung und Wirtschaft innehat, mit diesen Wagen erneut befestigen konnte.

Da er mit den 35 000 Kilometern, die im vorigen Jahr von ihm zurückgelegt wurden, die Höchstgrenze seiner Leistungsfähigkeit bereits erreicht hat, da sich aber andererseits immer mehr das Bedürfnis verstärkt, wenigstens die wichtigsten Schnellzug-Strecken zweimal jährlich aufzumessen, muß sich ein zweiter Wagen als notwendig. Unter Benutzung eines früheren Schlafwagens wurde dessen Herstellung vor einigen Monaten in Angriff genommen. Er wird noch in diesem Jahre fahrbereit sein.



Der Stapellauf des größten Schiffes

In St. Nazaire ist jetzt das größte Schiff der Welt, der 75 000 Tonnen große französische Dampfer „Normandie", von Stapel gelaufen. Der Feier wohnte der französische Staatspräsident bei, dessen Gattin die Taufe vornahm.

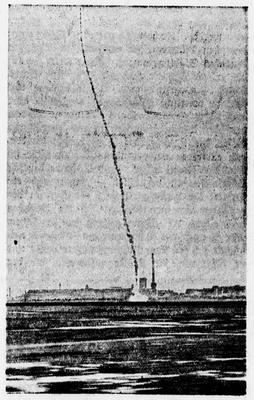
übliche Dampfpfeife wurde durch eine Druckluftsirene ersetzt.

*

Der interessante Versuch, sämtliche Weichen einer ganzen Eisenbahnstrecke von einem am Ende der Bahnlinie gelegenen Stellwerk aus zu bedienen, wird jetzt auf der 149 Kilometer langen eingleisigen Strecke Peru-Tilton, Indiana, in Amerika gemacht. Das Stellwerk liegt in Peru, etwa 1,5 Kilometer vom Bahnhof entfernt. Ein Schaltbrett am Platz des Stellwerksbeamten zeigt ein Bild der ganzen Linie mit den Stellungen und Bewegungen sämtlicher darauf verkehrenden Züge. Die Fernweichenstellung bezweckt in erster Linie einen schnelleren Verkehr der Züge.

*

Die Weggicherung durch selbsttätige Schranken ist in den letzten Jahren auf verschiedene Weisen angestrebt worden. Eine neue derartige Weg-



Der erste Raketenstart in Tempelhof

Unbemerkt von der großen Oeffentlichkeit startete der bekannte Raketenkonstrukteur Ing. Tilling-Osnabrück seine erste Rakete auf dem Flughafen Tempelhof bei Berlin. Die mit 6 kg Pulver geladene Rakete erreichte, eine mächtige Rauchfahne hinter sich lassend, eine Höhe von 800 Meter. Dann öffneten sich ihre Seitenflügel, und die Rakete ging in spiralförmigem Gleitflug nieder.

sicherung, die mittels eines Schienen- oder Oberleitungskontaktes betätigt wird, ist jüngst von einer amerikanischen Firma zum Patent angemeldet worden. Jeder Arm der Schranke wird mit Hilfe eines Kolbens in einem mit Drucköl gefüllten Zylinder herumgeschlagen, und von einer elektrischen Vorrichtung in dieser Stellung festgehalten. Sobald der Zug vorüber ist, wird die Haltevorrichtung stromlos. Die Schranke richtet sich deshalb unter dem Einfluß des Gegengewichtes wieder auf. Die Haltevorrichtung und der Antriebsmotor für die Oeltpumpe werden ebenso wie das Läutewerk und die Blinklichter mit Wechselstrom von 110 oder 220 Volt betrieben. Damit ein von der in niedergegangenen Schranke eingeschlossene Fahrzeug weiterfahren kann, ohne die Schranke zu beschädigen, hat man die Arme in waagerechter Ebene um 90 Grad drehbar gestaltet.

*

Neben dem Kruckenbergwagen wird z. Zt. ein weiterer Schnelltriebwagen konstruiert, der ebenfalls mit Maybachmotoren ausgerüstet werden soll. Er ist dazu bestimmt, die Schnellfahrt auf verkehrsärmeren Strecken zu ersetzen. Während der Schnellwagen ganz außerordentliche Schnelligkeiten — bis 150 Kilometer — entwickelt, wird der kleine Typ auf den innerdeutschen Querverbindungen und den weniger wichtigen Hauptstrecken, benutzt werden.

Kleinigkeiten

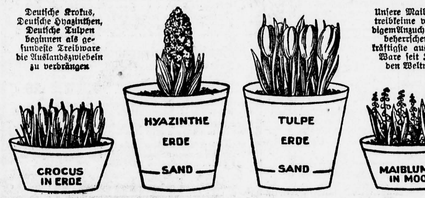
Hanschel & Sohn in Kassel hat für Argentinien eine Dampflokomotive mit Kondensation gebaut, die den bisherigen Nachteil des großen Wasserverbrauchs beim Verpuffen des Dampfes mit einem Schlage behebt. Auf der kürzlich veranstalteten Probefahrt konnte diese Lokomotive eine Zuglast von 1400 Tonnen über eine Strecke von 759 Kilometern befördern, ohne daß auf einer Zwischenstation Wasser eingenommen werden brauchte. Der Dampf wird bei Atmosphärendruck niedergeschlagen; die Einrichtung für Vakuumerzeugung kommt deshalb in Wegfall. Das gewonnene Kondenswasser kann nach vorheriger Abscheidung des Schmieröls immer wieder als Kesselspeisewasser benutzt werden. Auch der Abdampf der Speisepumpe, Brennluftpumpe, des Turbogenerators wird niedergeschlagen. Die

Treibhausblumen im Winter

Von Staatl. dipl. Gartenbauinspektor H. Schmidt-Pessen

Die gärtnerische Hand des Gärtners erhöhte die Freudenfreude im sommerlichen Blumengarten und steigerte die unendliche Fülle von Neuzüchtungen, die uns die Blütentreue halten, bis der erbarmungslose Frost sie alle in einer Nacht zu anhaltendem Winterschlafe zwingt. Da ist es nur allzu erklärlich, wenn die Blumenliebe nach Mitteln und Wegen sucht, um solchen natürlichen Unbilden zu begegnen. Die kunstgärtnerische Blumenpflege im römischen Altertum, welche Treibhäuser aus Marienglas kannte, gibt uns Zeugnis von dem Streben, Blüten und Früchte zu einer anderen Jahreszeit zu erhalten als solches allein von der Natur vorgezeichnet ist.

Treibhausblumen im Winter dem Boden zu entlocken, ist eine Aufgabe, welche den Fachmann das ganze Jahr beschäftigen muß. Dem vorbereitet soll alles sein für die Zeit, in der der erste Nachtfrost vernichtend im Blumengarten auftritt. Die reiche Zahl der Chrysanthemumarten, groß- und kleinblumig, gefüllt und strahlenblütig, buschig und hochstämmig, ist im Treibhause untergebracht und beginnt bereits nach ihrer Vorkultur den reichen Blütenflor im Ausgang September.



Primeln, Begonien, Alpenveilchen, der Mexikanische Weihnachtsstern (Poinsettia) und noch viele andere Arten stehen ähnlich zu gleicher Zeit am blütenreichen Höhepunkt ihrer Vegetationsperiode, gefeiert von Schnee und Kälte. Der zauberhafte Blütenflor dieser Arten ist aber nicht entstanden auf der Basis einer richtigen Treibkultur, wenn die volle Blütenentfaltung war bereits vorhanden, ehe der Winter einsetzte.

Die Erfahrung lehrt, daß im Anfang des Winters das Treibverfahren besonders schwer und langsam vor sich geht. Je später wir die Pflanzen Zeit vorschreiten und uns dem Frühjahr nähern, um so leichter ist es, die Blühwilligkeit bei den einzelnen Arten anzuregen. Im Eishause lassen sich Maiblumen und Flieder bei dem Sommer über im Trieb zurückhalten. Befreit von diesem doppelten Winter sind aber dann die Maiblumen als Eiskeime in schnellster Entwicklung nach etwa vierzehn Tagen in Blüte zu bringen.

Während so auf der einen Seite eine durch künstliche Kälte zurückgehaltene Vegetation uns einen Winterblumenflor beschert, so gibt es andererseits Verfahren, welche ähnlich wie der Frost auf die Pflanze einwirken, die nämlich einen Vegetationsschlaf herbeiführen, welchem naturgemäß neues Leben folgt. Beim Rückwerfahren wird der Treibflieder mehrere Stunden solchen Einflüssen chemischer Art in abgeschlossenen Räumen ausgesetzt. **Wegen einer gewissen Feuergefahr hat aber diese Art der Treiberei weniger Anklang gefunden. Angenehmer und leichter ist das Warmwasserverfahren. Hierbei werden die Arten, welche getrieben werden sollen, 24 Stunden einem Wasserbade von 38 Grad ausgesetzt. Ist die Jahreszeit unserer Treiberei insofern günstig, daß wir die Pflanzen eine kurze Zeit, z. B. den Flieder, starkem Frost aussetzen können, dann wird auch hierdurch ein Vegetationsschlafzustand mit nachfolgender Blühwilligkeit erzielt.**

Aber was hilft dem deutschen Treibhausgärtner alle seine unendliche Mühe und Arbeit, wenn das Ausland uns mit wohlfeilen Angeboten überschüttet und Blumen in Massen eingeführt werden können, ohne daß deutsche gärtnerische Qualitätsarbeit durch Zoll geschützt ist. Ein breiter Geschmack, der noch Gefallen an Waschblumen und Strohblumen findet, schätzt ohne Rücksicht auf vaterländische Interessen die fremde Flora der Riviera höher als unsere treubeseelten Blumen. Der internationale Transport, der solchen Arten den Stempel aufprägt, er stört nicht den wenig geschulten Geschmack. In vergleichender Weise müssen wir hier der Treiberei der Hyazinthen, Tulpen und Krokus, wie anderer Zwiebelarten gedenken. Wir haben uns an diese Fremdlinge gewöhnt, trotzdem wir auch in der Kriegszeit diese Arten entbehren konnten. Da hätte die deutsche Blumentreiberei reichlich Gelegenheit gehabt, ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen, wenn nicht das Fehlen an Heizmaterial so drückend das Wirtschaftsleben, vor allem aber die Treibhauskulturen belastet hätte.

Erfreulicherweise beginnt in unserer Zeit der deutsche Treibhausgärtner sich wirtschaftlicher einzurichten. So entstehen leicht transportable Treibhäuser, die sich mit transportablen Heizanlagen auf dem Gelände, wo die vorbereitenden Pflanzenkulturen sich befinden, erstellen lassen. So sehen wir Rosenhäuser, Nelkenhäuser, welche Tausende von Quadratmetern überdecken und nun in ihrer Eigenart und in ihrer Beziehung zu sachgemäßer Pflege auf freiem Grunde wohl geeignet sind, den Kampf gegen die schwere Konkurrenz des Auslandes siegesfreudig aufzunehmen. Geringes Heizmaterial, geschickt geleitete Erbenerwärmung, Ausnutzung der ausnützenden Sonnenstrahlen, das sind alles Faktoren, die der neugeistliche Treibhausgärtner mit Hilfe einer hochentwickelten Industrie und Technik in seinen Dienst gestellt hat.

Allmählich beginnt die Zufuhr der nötigen Wärmemengen. Zunächst längere Zeit anregend die Temperatur des Kalthauses von fünf Grad. Dann allmählich steigernd werden neben den Blütensträuchern und Rosen auch die Stauden zur Entwicklung gebracht. Schneeball, Prunusarten, Jasmin, Apfelblütenstrauch, Deutzien und viele andere Arten geben wundervollste Blütenbüsche in Töpfen, und neben den Topfpflanzen sind abgeschnittene Zweige und abgeschnittene Blumen von Stauden ein dankbarer Gewinn für die Treiberei.

Der Februar beginnt uns mit seinen Kätzchen an Baum und Strauch zu begrüßen. Die Schneeglöckchen schauen mit ihren grünen Spitzen neugierig hinaus, und Eis im Garten; da ist ein buntes Gewimmel in unseren Treibhäusern eingezogen. Stauden und Zwiebelgewächse in schönster Entfaltung. Die üppige Dolde der Rhododendren wird überstrahlt von den hochleuchtenden Trauben des Goldregens, die mit den lichtblauen Trauben der Glyzinien, den gefüllten rosa Mandelbäumchen, den dichten Dolden des Schneeballs sich zu üppiger Farbensymphonie zusammenfindet. Spiraeen, Frühlingsphlox, hängendes Herz, Vergißmeinnicht, die vollen Glocken der Lilien und Kelkerkonen vereinigen sich zum unverfälschten Naturbilde.

Menschlichem Fleiße ist dieses gelungen. Welche Freude würde unserem deutschen Gärtner beschert sein, welche ungeahnten Erfolge im Blumenflor könnten wir erleben durch Züchtungen und Verbesserungen im Treibverfahren, wenn im deutschen Gemüte dieselbe Blumenfreude heimisch wäre, wie sie fremde Länder aufweist. Der Blumenkult Japans, die Blumenliebe Englands ist uns noch nicht eigen. Treibhausblumen zur öden Winterzeit in unserem Heim, für die Binderei und als Schmuck bei festlichen Gelegenheiten lassen uns Naturfreude in gesteigertem Maße empfinden. Mit ihnen und durch sie ziehen wir Frühlingshoffnungen entgegen.

Die Pflege des Stalldunges ist Gold wert*)

Wenn der von den landwirtschaftlichen Haustieren anfallende Stalldung nach bestem Können gepflegt wird, so kann man die im Jahre erzeugte Stalldungmenge im Reich auf 200 Millionen Tonnen Stalldung veranschlagen. Leider ist die Behandlung des Stalldunges noch an vielen Orten so mangelhaft, daß ein Viertel bis ein Drittel jener Menge nutzlos verlorengeht. Das sind insgesamt etwa 60 Millionen Tonnen Stalldung mit 300 000 Tonnen Stickstoff. Setzt man den Wert des Stalldunges mit 0,80 RM./dz ein, so bedeutet jene Nachlässigkeit einen Verlust der Landwirtschaft von rund 500 Millionen RM. Wir sind zu arm, um solche Verluste auf die Dauer weiter zu ertragen, sondern müssen sie vermeiden und darum den Stalldung so gut als irgend möglich behandeln und verwenden.

Der beste Stalldung wird im Tiefstall erzeugt, weil er durch den Tritt der Tiere ständig festgetreten wird. Bei reichlicher Einstreu kann der Harn der Tiere ungureichend zur völligen Durchfeuchtung des Dunges sein; es empfiehlt sich, ihn alsdann mit Wasser von Zeit zu Zeit anzufeuchten. Beim Ausfahren wird man die oberste noch unverrotte Schicht beiseite räumen und sie nach Abfuhr des reifen Düngers aufs Feld als erste Einstreu im Tiefstall benutzen.

Im Flachstall kann man die festen und flüssigen Ausscheidungen des Rindviehs getrennt oder vereint sammeln. Im ersteren Falle wird durch besonderen Bau des Stalles und insbesondere der Jauchrinnen dafür gesorgt, daß der Harn schnell in die luftdicht abgedeckte Jauchegrube gelangt. Von hier aus wird die gehaltreiche Jauche mit besonderen Jauchefritis in den Boden gebracht. Die festen Teile, vereint mit der Einstreu, werden auf der Dungstätte ähnlich behandelt, wie im folgenden für die vereint gesammelten Ausscheidungen beschrieben wird.

Werden wie in der Regel die tierischen Ausscheidungen vereint gesammelt, so benützt man größere Einstreumengen als bei getrennter Sammlung. Um die Aufsaugefähigkeit des Strohes zu erhöhen, empfiehlt es sich, das Stroh zu schneiden und nötigenfalls Torfstreu einzustreuen**). Mit letzterer wird man vor allem die Ammen ausfüllen, um diese dem festzuhalten. Hat sich die Torfstreu vollgesaugt, so wird sie mit dem Stallmist auf die Dungstätte gebracht und durch neue ersetzt. Auch das Lager der Tiere kann aus Torfstreu bereitet werden; man deckt gern Stroh darüber, um eine Verschmutzung der Tiere durch Torfstaub tunlichst zu vermeiden. Werden andere Einstreumittel benutzt, so verfährt man sinngemäß.

Der anfallende Dung wird mit der Einstreu täglich entfernt und auf der Dungstätte gleichmäßig getreten. Die Dungstätte liege tunlichst schattig, oder sei von Bäumen umgeben, oder trage ein Dach. Um den Stalldung bestens zu pflegen, ahmt man seine Behandlung im Tiefstall nach, indem man ihn durch Jungvieh, Pferde und andere Haustiere sofort und stets festtreten läßt. Ein Ausbrechen der Tiere wird verhindert, wenn die Dungstätte von einem Viehstrig umgeben ist. Man packe den Dung auf der Dungstätte so hoch als möglich, da feste und feuchte Lagerung wirkig wirkig für beste Rottung ist. Beim Ausfahren sollte man wie im Tiefstall die oberste ungenügend verrottete Schicht beiseite räumen und sie nach der Abfuhr zu unterst in die Dungstätte breiten. Auf diese Weise wird eine stets gleichmäßige Rottung gesichert.

Um zu vermeiden, daß unverrottetes Stroh die Abfuhr des reifen Stalldunges verzögert, kann man auch so verfahren, daß man die Dungstätte in zwei oder mehrere Teile teilt und zunächst einen Teil mit Stalldung packt und alsdann mit der Beschickung des zweiten Teiles beginnt. Ist auch dieser Teil vollgepackt, so ist der in der ersten Hälfte rottende Stalldung reif und kann ausgefahren werden. Kann er nicht sofort gebreitet und untergepflügt werden, so miete man ihn am Rande des abzudüngenden Schlages sorgfältig ein und bedecke ihn oben und an der Seite gut mit Erde. Auch auf der Dungstätte kann ein gelegentliches Abdecken oder Zwischenschichten von Erde nur vorteilhaft sein, weil dadurch der Dung stets fest gelagert und vor Verlusten geschützt ist. Dieses Verfahren findet Verwendung beim sogenannten Kraftl-Verfahren von Ltz. Henkel. Hierbei wird die Dunggrube in vier Teile geteilt und ein Viertel nach dem andern beschickt unter häufiger Abdeckung mit Erde. Es ist besonders in Bayern bekannt.

Im letzten Jahrzehnt hat das Heißmistverfahren von M. Krantz viel von sich reden gemacht. Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen Verfahren bleibt der anfallende Dung zunächst locker gelagert, bis er sich auf etwa 60 Grad erhitzt hat. Alsdann wird er festgepackt. Da diese Erhitzung etwa drei bis vier Tage in Anspruch nimmt, ist auch hier die Dungstätte in vier oder mehr Abteile geteilt, die durch Bretter abgegrenzt sind. Durch Erhöhen dieser Bandungen kann der Dung 6 bis 8 und mehr Meter hoch gepackt werden. Das Erwärmen auf 60 Grad soll die Gärung in erwünschte Bahnen leiten und schädliche Bakterien, Unkrautsamen usw. abtöten. Es erfordert besondere Sorgfalt, andernfalls können die Verluste wesentlich größer sein als bei den vorher beschriebenen älteren Verfahren. Da durch den Druck der Dungmassen ein erheblicher Teil der Jauche ausgepreßt wird, so muß die Jauchegrube geräumig sein, um diesen Stickerstoff auffangen zu können. Da das Verfahren durch Patent geschützt ist, so wird eine Lizenzgebühr je Stück Vieh erhoben, die neuerdings in eine Beratungsgebühr umgewandelt ist.

Welches der in Kürze beschriebenen Verfahren man auch in der Wirtschaft anwenden möge, weil man von seinen Vorzügen und den Nachteilen der anderen mehr oder weniger überzeugt ist, wesentlich ist und bleibt immer, daß die Kernpunkte jedes Verfahrens sorgfältig beachtet werden. Nur unter dieser Voraussetzung gelingt es, die eingangs erwähnten Verluste zu vermeiden und der Wirtschaft die so gewonnenen Vorteile zukommen zu lassen.

*) Flugblatt der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft Nr. 116.

**) Flugblatt 64: „Wie spart man Einstreustroh?" Flugblatt 88: „Der Torfstreu und den Wert des Torfstreudüngers."

Alle Photo-Amateure

und solche, die es werden wollen, sind eingeladen, der Firma Photo-Schaja, München N. O, ihre Anschrift mitzuteilen. Wer auf unsere Zeitung Bezug nimmt, bekommt kostenlos ein Lahr lang die schöne Amateur-Zeitschrift: „Die Bunten Hefte" wirklich unverbindlich zugeschickt. Niemand versäume diese günstige Gelegenheit!

Frage und Antwort — Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, es ist deshalb Bedingung, daß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portobetrag der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigelegt ist, werden zurückgelegt und gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigelegt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portosatz ersetzt wird. Unser Fragekasten ist **nur rein landwirtschaftlichen und unmittelbar einschlägige Fragen** behandelt. Unsere Ratschläge erstrecken sich ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Fischmehlverfütterung an Schweine. In welchem Alter kann man an Ferkel Fisch- und Fleischmehl verfüttern, und wie steigert man am besten die Gaben? D. J. in Gr.-St.

Antwort: Fischmehl kann man unbeschadet an Ferkel im Alter von zwölf Wochen ab verabreichen. Als Gabe wählt man am besten zunächst eine solche von 80 bis 100 g je Tag. Bei der Beschaffung ist besonders darauf zu achten, daß das Fischmehl arm an Salz und an Fett ist. Salz ist bekanntlich für Schweine sehr gefährlich, und durch einen höheren Fettgehalt wird der Wert des Fischmehls erheblich beeinträchtigt. Die Gabe von 100 g je Tier und Tag kann man fortlaufend steigern bis auf 200 g, welche Gabe mit fünf bis sechs Monaten erreicht werden kann. Mit der Verabreichung von Fischmehl hört man am besten vier Wochen vor dem Schlachten auf, da dasselbe eine ungünstige Wirkung auf Fleisch und Speck ausübt. Fleischfuttermehl kann von demselben Alter an verabreicht werden. Die Anfangsgabe ist am zweckmäßigsten ebenfalls auf 100 g zu bemessen, es kann jedoch bei einem Schwein von etwa 100 kg eine Steigerung der Gabe bis auf 500 g vorgenommen werden. Beide Futtermittel sind reich an Eiweiß und Mineralstoffen und wirken infolgedessen vorteilhaft auf das Wachstum der Tiere ein. R.

Frage: Schwein hat Luftröhrenkatarrh. Unser sechs Monate altes, 50 kg schweres Schwein leidet seit zwei Wochen an Luftröhrenkatarrh. Es röchelt zeitweise beim Atmen, was sich nachts schauerlich anhört. Was ist dagegen zu tun? D. A. in M.

Antwort: Zur Behebung des bei dem Schwein bestehenden Luftröhrenkatarrhs ist vor allem Sorge für einen sauberen, trockenen, warmen Stall, und bei sonnigem, warmem Wetter für Aufenthalt im Freien Sorge zu tragen. Das Futter muß leichtverdaulich, mehr flüssig und schleimig sein, da der Schleim zugleich reizmildernd wirkt. Bei einfachem Erkältungskatarrh kann von folgender Mischung: Ammon. chlorat. 20,0, Rad. Liquirit. 100,0, die mit Sirup zu einer eßlöffelweise zu verabfolgenden Latwerge verarbeitet wird, Gebrauch gemacht werden. R.

Frage: Kirschwein hört plötzlich mit der Gärung auf. Eine Probe Kirschwein 1932er habe ich eingesandt. 10 Liter Saft von Sauerkirschen wurden mit 5 kg Zucker unter Zusatz von 8 Liter Wasser ohne Reinzuchthefe vergoren. Die stürmische Gärung dauerte etwa zehn Tage; nach weiteren sieben Tagen ließ die Gärung vollkommen nach. Die Temperatur des Gärraumes betrug stets zwischen 20 bis 25 Grad. Was fehlt dem Wein? Muß er weiter gären? Wie ist die weitere Behandlung des Kirschweines? J. in B.

Antwort: Der Kirschwein enthält 17 Volumenprozent Alkohol, ist also genügend stark und kann als ausgegoren gelten. Es kommt öfter vor, daß Weine unter günstigen Umständen sehr schnell vergären. Wir können nur raten, einen etwaigen Gärverschluß nochmals gut abzudichten und zu beobachten, ob Kohlensäure, wenn auch nur langsam, noch entweicht. Ist letzteres nicht mehr der Fall, so kann auf Flaschen gefüllt werden, damit der Wein sich durch Lagerung noch gut entwickeln kann. Prof. Dr. Ku.

Hamburger Hühner

Von Wilhelm Kleffner Mit drei Abbildungen

Abbildung 1
Schwarze Hamburger

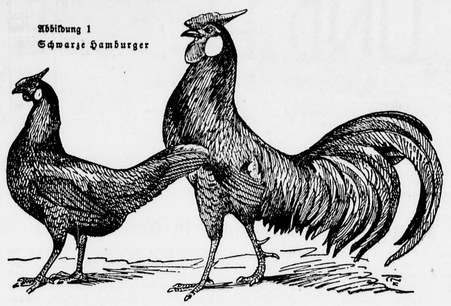


Abbildung 2
Hamburger Silberlack

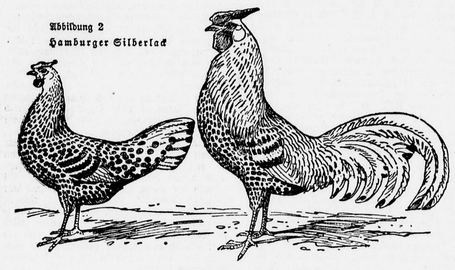
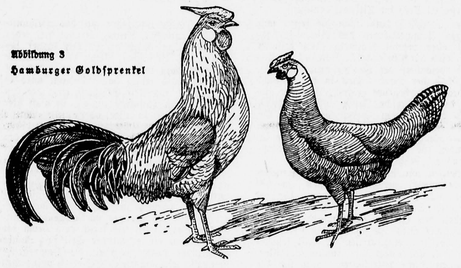


Abbildung 3
Hamburger Goldsprenkel



Die Hamburger Hühner sind in England entstanden. Deutsche Rassen bildeten die Grundlage, aus denen sie herausgezüchtet worden sind. Es würde aber zu weit führen, hierauf näher einzugehen. Die Hamburger werden in den verschiedensten Farbenschlägen gezüchtet. Am bekanntesten dürften die schwarzen Hamburger (Abb. 1) und die Silberlack (Abb. 2) sein. Neben diesen gibt es aber noch Goldlack, sowie Gold- und Silbersprenkel (Abb. 3).

Während die schwarzen Hamburger einfarbig schwarz sind, haben die Gold- und Silberlack auf goldfarbigem, bzw. silberweißer Grundfarbe große, schwarze Tupfen. Die Sprenkel zeigen auf goldfarbiger, bzw. silberweißer Grundfarbe eine schwarze Wellengezeichnung. Der Kamm der Hamburger ist ein Rosenkamm mit einem langen Dorn. Die Ohrscheiben sind groß und reinweiß. Die Füße und Schnäbel sind blau, bei den schwarzen schwarz. Die Befiederung reich und breit, namentlich die Sicheln sind gut entwickelt. Man verlangt von ihnen große, runde Tupfen mit grün glänzendem Lack. Über die Flügel sollen sich beim Hahn zwei Reihen Tupfen ziehen. Die Schwanzdeckfedern und Sicheln sind silberweiß und tragen an Ende einen schwarzen Tupfen. Auch der Halsbehang des Hahns zeigt eine schwarze Zeichnung. Eine gleichmäßige Verteilung der Tupfen ist für Ausstellungszwecke Bedingung. Große Festen sind plumper Körper, kurzer Rücken, Steilschwanz, Mangel an Gefiederglanz und kurze und harte Befiederung.

Die wirtschaftlichen Eigenschaften der Hamburger sind als gut zu bezeichnen. Es sind lebhafte Hühner, die fleißig Futter suchen und auch ausgezeichnet legen; jedoch sind die Eier etwas klein und wiegen im Durchschnitt nur 50 g. Bei älteren Hennen sind die Eier etwas schwerer. Das Fleisch der Hamburger ist zwar recht zart und schmackhaft, aber die Tiere sind leicht und erreichen durchschnittlich nur ein Gewicht von 1,5 bis 2,5 kg. Die schwarzen Hamburger legen etwas dickere Eier und dürften auch das größte Körpergewicht haben.

Die Küken sind beim Schlüpfen recht klein und zart und erfordern bei ihrer Aufzucht große Sorgfalt. Bei naßkaltem Wetter dürfen sich die Tiere Verluste ergeben. Eine große Verbreitung haben die Hamburger nicht. Zu Kreuzungen eignen sie sich recht gut; jedoch werden die Nachkommen solcher nur kleinere Eier legen. Da es sich aber bei den Hamburger Hühnern um schöne Tiere handelt, ist der Kreis ihrer Liebhaber verhältnismäßig recht zahlreich.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Feines Käsegebäck. 120 g Butter rührt man schaumig, gibt 180 g geriebenen Emmentaler Käse, 150 g Weizenmehl, Salz und sechs Eßlöffel saure Sahne hinzu, verknetet alles tüchtig und stellt den Teig eine Stunde zur Seite. Dann rollt man ihn messerrückendick aus, schneidet ihn in Streifen oder Vierecke, legt diese auf ein gefettetes Backblech, bestreicht sie dann mit verdünntem Eigelb, streut schließlich geriebenen Käse darauf und bäckt sie im heißen Ofen. Frau G. G.

Knochenmehl bei Ferkeln stellt sich meistens bei Stallhaltung und ausschließlicher Verfütterung von Körnerfutter ein. Eine Zufütterung von Magermilch hält die rachitischen Erscheinungen etwas auf. Die Ferkel erkranken aber dennoch und gehen langsam zugrunde. Ein geringer Zusatz von Lebertran mit Knochenmehl oder phosphorsaurem Kalk zum Körnerfutter erweist sich sehr günstig für die gesamte Entwicklung der Tiere und die Bildung eines starken Knochengerüstes. Vor allem aber sorge man, wenn es die Witterung erlaubt, für täglichen mehrstündigen Auslauf und Bewegung im Freien.

Die Wirtschaftlichkeit der Geflügelhaltung hängt in hohem Maß von der Wintereiererzeugung ab. Wer viel Wintereier haben will, muß folgenden Anforderungen gerecht werden. Mindestens die Hälfte des Hühnerbestandes muß aus früh bis mittelfrüh gebrüteten Junghennen bestehen. Diese müssen in einem Stall untergebracht sein, der hell, trocken und zugfrei ist. (Kein Einbau in einen Großviehstall!) Der Stall muß sauber gehalten und mit reichlich Strohreinstreu versehen werden. Künstliche Beleuchtung von morgens 5 Uhr ab bis zur vollen Helligkeit ist der Legetätigkeit sehr förderlich. Während der Beleuchtung soll gutes Futter zur Verfügung stehen. Dr. Sch.

Korbmöbel
Niedrigste Preise, direkt ab Fabrik, franko Lieferg. - 10 Monatsraten, Schlager: Zweiteil. Polstergarnitur Mk. 30.— Katalog gratis.
Korbmöbelfabr. **Böhm** Oberlangenstadt 527 Lichtenfels-Land

Zur
guten Gesundheit gehört auch unbedingt eine regelmäßige
Darmentleerung
Will man zu diesem Zweck ein Mittel haben, an das sich der Körper nicht gewöhnt,
nimmt
man am besten ein reines Naturprodukt, mit dem
man
eine stets gleichgute Wirkung erzielt. Sie tun deshalb
am besten
wenn Sie zu diesem Zweck zu dem viel gelobten
Natur-Schußfrauenöl
greifen. In Apotheken, Drogerien u. Reformhäusern schon zum Preise ab 77 Pfennige erhältlich.
MEDA-WERK, MÜNCHEN 13

Formen,
mit denen sich jedermann u. jed. Kind Figuren, Reiter, Tiere u. viele and. Figur. selbst anfertigen kann. Gebr. Schneider, Gießf. Fabrik, Leipzig-N. 22/40 Verl. Sie sof. Katal. gral. u. portofr. o. jed. Kaufzw.

Schallplatten
aus einer Konkursmasse 25 cm doppels. Stück 30 Pf. Schallplatten-Bergmann, Breslau I, A 265

Ich war grau!
Erhielt Naturfarbe d. erprobt. Hausmittel (keine Haarfarbe). Ausk. kostenl.
Frau Elsa Helbig, Berlin-Friedenau 70

Sonderangebot,
Gegen Einsendung dieser Anzeige erhalten Sie 6 prima ungebleichte Bettlaken, unzerreißbar aus 140/220 cm, sowie 4 gute Frottierhandtücher, alles zus. nur 13,20 RM voll. kommen franko. Täglich Nachbestellg. Webwarenversand Paul Jacobus, Gogolin in Schlesien.

Heirat!
Kaufmann, in sicherer Stellung, Mitte 20, katholisch, sucht auf diesem Wege liebes, bescheidenes kath. Mädchen, da es ihm ernst ist, Diaspora bevorzugt, an pass. Damenbek. zwecks Heirat. Zuschr. mit Bild erbeten unter Nr. 1055 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirats-wünsche
finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Auflage 40000
Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Suche Bekanntsch. mit einf. Mädel bis 35 J. zwecks späterer
Heirat
Etw. Ersparn. erwünscht. Ang. unt. Nr. W. P. 05808 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gebild. kath. Dame, Ende der 20er, sch. Ersch., pkt., intell., ernst, fr., anpassungsfähig, natürlich, a. a. Familie, passend. Herrn, geistig hochstehend in sich. Lebensstell., Vermögen, zwecks
Heirat
Zuschriften unter Nr. 1054 „Der 7. Tag", Paderborn.

Gebildet, alleinst. junge Dame mit tadelloser Vergangenh. bittet einen tüchtigen, soliden, kath. Herrn (Kaufmann) nicht über 35 Jahre.
Einheirat
in ein gutgehendes Kolonialwarengeschäft verbunden mit Restauration Vermögen erwünscht. Nur ernstgemeinte Zuschriften mit Bild erbeten unter Nr. 1066 „Der 7. Tag", Paderborn. Verschwiegenheit Ehrensache. Annonym zwecklos.

Bekanntsch. sucht Landw., 26 Jahre, kath., alleinstehend, Hof ca. 130 Morgen, gutgehend, verschuldet, gesund, strebsam, Fehler, mit jung. Dame, mit oder ohne Vermög., zw.
Heirat
Zuschriften unter Nr. 1054 „Der 7. Tag", Paderborn.

Zwecks
Heirat
suche ich die Bekanntschaft eines kath. Mädchens v. Lande im Alter v. 18—26 J. Ich bin 1,78 m groß u. besitze 6000 RM Vermögen. Angeb. m. Bild unter Nr. 1067 „Der 7. Tag", Paderborn.

?
Warum unser Bezugsschein
wenn Sie so billig kaufen können.
Bestellen Sie sofort, Sie werden bei den folgenden Rohstoffpreisen viel Geld sparen.
Diese Preise sind bei Erscheinen einer neuen Anzeige mit höheren Preisen sofort ungültig.
Verkauf nur direkt an Private.
Wiederverkäufer werden nicht beliefert.

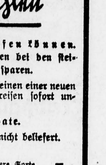
Nr.		
11	**Wischtuch,** farbiert, rotweiß, leichtere Sorte, . . . Größe 40 × 40 cm	7 ₰
12	**Handtuchstoff,** gute Qualität, schönes Bildermuster mit bunten Streifen . Breite 40 cm	15 ₰
13	**Rohtuch,** gute Ware, für Bildsche aller Art Breite 80 cm	15 ₰
14	Bartfärbiger Kretonne für Leib- und Bettwäsche Breite 78 cm	20 ₰
15	die gleiche Qualität, jedoch . . . Breite 140 cm	45 ₰
16	**Hemdentuch,** weiß Renforce, feinfädige, gute Qualität . . . . . Breite 80 cm	19 ₰
17	**Hemdenflanell,** rotweiß, mit Indanthrenfarben, mittelstarke Qualität, angerauht gerauht Breite 70 cm	25 ₰
18	**Militärflanell,** schwere Köperware, weiß, mit dunkelblauen Indanthrenfäden, einfarbig gerauht, sehr beliebt . . . . . Breite 76 cm	39 ₰
19	**Schlafdeckenflanell,** schwere Strapazierware, mittelblauer Grund mit weißen Streifen Breite 70 cm	39 ₰
20	**Pinette,** reinwoll, einfarbig gerauht, kräftige Cöperqualität . . . . . Breite 80 cm	36 ₰
21	**Bettuchflanell,** rotweiß, getupft, besonders kräftige Qualität, doppelseitig gerauht, sehr flauschig . . . . . Breite 140 cm	84 ₰
24	**Damenstrümpfe,** Maco, echt ägyptisch, weiche, besonders gute Qualität, Doppelsohle mit Hochferse, beige, schwarz . . . . . ein Paar	78 ₰

Besondere Gelegenheit:

25	**Hemdentuch,** mittelkräftig, gutschlossene Gewebequalität, ohne jede Appretur, daher nach der Wäsche dichter werdend, vorzüglich geeignet für besonders haltbare Wäschestücke . . Breite 80 cm	25 ₰
26	**Schlafgenstoff,** kräftige Cottonade-Qualität, sehr hübsche Muster, echtfarbig . . Breite 116 cm	59 ₰

Mengenabschnitte vorteilhaften. Versand erfolgt per Nachnahme portofrei von Mark 30.— an.
Garantie: Auf Wunsch sofortige Zurücknahme jeder Ware auf unsere Kosten und sofortige Zurückbezahlung des vollen ausgelegten Betrages.
Wündisch
G. m. b. H.
Augsburg F 224
Illustrierte Preisliste kostenlos.

Grösste Weihnachts-Freude
bereitet meine 1a Qualitätspuppe. Sie ist 68 cm groß, läuft, sitzt, schläft, spricht „Mama", hat 2 prächtige Zöpfe (a. Wunsch Bubikopf), hochmod. Jackenkleid z. An- u. Ausziehen. Preis nur 6.50 RM. Dieselbe Puppe: 85 cm 5.75 RM, alles einschl. Porto u. Verpack. Kein Risiko, da Geld zurück, wenn nicht gefällt. Versand p. Nachn. Eines der viel. Dankschr.: „Klein und Groß ist entzückt von der Schönheit und Billigkeit der Puppe. Sie übertraf alle unsere Erwartung . . . Hch. Schneckenburger, Lambrecht/Pfalz." Auch Sie werden sozufrieden sein, daher bestellen Sie noch heute, wenn auch später lieferbar, bei der Firma



Emil Zitzmann, Puppenfabrik, Steinach - A. 16 Thüringen.

Über 100000 Familien
bezieh. seit Jahren unsere billigen Schuhe, z. B. Kamelhaarschuh, Wolle und Baumwolle **nur 4.95**
Verlangen Sie kostenlos unseren neuesten ausführlichen Prachtkatalog, garantie. umsonst u. portofrei!
Deutsche Amerika-Schuhgarantie
München I/59 Josefspitze 12

Ein starkes Rad
ist unser gutes Edelweißfahrrad. Es trägt den schwersten Fahrer mit dem schwersten Gepäck auf den schlechtesten Wegen bei spielend leichtem Lauf und dennoch ist es erstaunlich billig. Katalog 130 mit neuesten Preislisten, auch über Nähmaschinen und allem Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher über ½ Million Edelweißräder schon geliefert. Da konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wär.
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 33
Fahrrad-Versand-Lieferungsverband pro Woche 1000 Edelweißräder
Jetzt billigere Preise

Kluge Frauen
verwenden täglich
CREME MOUSON
das mattierende Hautpflegemittel.
Gesicht und Hände bleiben trotz Hausarbeit - kalt und geschmeidig
Rauhe, spröde Haut heilt in wenigen Stunden.

Vorbereitg. auf d.
Abitur u. Obersekunda, Förderung i. jed. Klasse. Zurückgeb. Schüler werd. beigearbeitet. Vorzügl. Verpflegung. Mäßige Preise. Leitung d. geistl. Stud.-Rat. **Pädagogium-Canisianum,** Lüdinghausen i. W.

Jagd- und **Sportwaffen**
in bekannt la. Qual. u. Schußleistung, sehr preiswr. Reparat. Fernsicht-Montag, etc. prompt u. billig. Katalog „A" Sportwaffen oder „B" Jagdwaffen gratis.
Wilh. Büchler Söhne
Neuenrade 38 i. Westf.

Rundfunkprogramme

vom 6. November bis 12. November 1932

Sendung Langenberg (472,4)

Sonntag, 6. November
7.00: Choral: Ein' feste Burg ist unser Gott. 7.03: Hamburger Hafenkonzert. 8.15: Landwirtschaftliche Rundschau. 9.00: Morgenfeier. 10.15: Besuch am Krankenbett. 11.00: Prof. Dr. Dempf: Die Legende Karls des Großen. 11.30: Leipzig: Bach-Kantate. 12.05: A. Felten: Dorfleben (Gedichte). 12.25: Dr. Grotemahl: Die Grönlandfrage. 12.45: H. Ebert: Musik der Woche. 13.00: Opernstemmuhlk des Funkorchesters. 14.30: Kurzfestelldungen für Kurzschriftler. 14.45: Schachfunk. 15.00: Stuttgart: Tempo — Tempo. Singspiel f. Kinder. 16.00: Dr. Hünten: 50 Jahre rheinischer Bauernverein. 16.20: Dr. Engels: Holzschuhmacher im westdeutschen Flachland. 16.40: München: Naturerkunden. 18.00: Univ.-Prof. Dr. Pleßner: Naturwissenschaft und Philosophie. 18.25: Die Welt auf der Schallplatte. W. Pferdekamp: Kubanische Olla podrida. 18.50: Sportvorbericht. 19.00: Berlin: Orchesterkonzert des Konzertvereins. Leitung: Clemens Schmalstich. — In den Pausen: Bekanntgabe der Wahlresultate. 22.00: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. Anschl. Berlin: Nachtmusik Kapelle Gebr. Steiner. — In den Pausen: Bekanntgabe der Wahlresultate.

Montag, 7. November
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen. 10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 10.10: Schulfunk: Wir besuchen eine alte bergische Bauernmühle. 11.10: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik. 11.20: Funkwerbung mit Schallplatten. 16.20: Jugendfunk: Aus: Driefstahrt der Sturmgaganten. — Werkarbeit für die Jugend. 18.10: Dr. Rang: Neue deutsche Lyrik. 18.30: H. A. Fehr. v. Maltzahn: Gerhart Hauptmann in Frankreich. 19.00: Anna Roer: Von unsichenbaren Frauen. 19.20: Gedichte von A. Wagner u. E. Meckel. 19.30: Weltwirtschaftliche Tagesfragen. Dr. Brink: Der Einfluß des internationalen Kreditgebäudes. 20.00: Düsseldorf: Collegium musicum. Ausf.: Das Düsseldorfer Kammerorchester. Klära Hansen (Sopran), Hildegard Thienen, F. Dellenborn (Violine). Continuo: Grete Schuch. 22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. 22.30: Nachtmusik. Leitung: Wolf.

Dienstag, 8. November
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 10.10: Schulfunk: Italienisches Volkstum in Tanz und Lied. 11.20: Schulfunk: Ein Besuch in einer alten Nachener Nadelfabrik. 16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk. 16.30: Oberstaatsrat Dr. Langenhorst: Die römischen Altertümer im Lateinunterricht. 18.20: Stallenisch. 19.00: Für den Landwirt. 19.20: Hans Wittich: Funthadr...ten. 19.30: Wirtschaft und Gesellschaft im Buch. Dr. Klerle: Religion und Macht. 20.00: Die Welt auf der Schallplatte. Mütter singen in aller Welt. 20.15: München: Der Corregidor. Oper von Wolf. 22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.

Mittwoch, 9. November
8.05: Grete Stoffel: Was ich vor Eingehen der Ehe wissen und beachten muß. 9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen. 10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 10.10: Hamburg: Schulfunk. Tom Sawyer. Steckb. 11.10: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik. 11.25: Schulfunk: Musikinstrumente erzählen von fremden Ländern und Völkern. 16.15: H. B. Schiffers-Darringhausen: Kinder der Sorge. 16.40: W. Schumacher: Die Volksschule im Spiegel der Zahlen: Schulsaiten vor dem Kriege und heute. 18.10: Elsbeth Thesen: Frauen berichten aus ihrem Leben. 18.30: Marie Thieres von den Wyenberah: Bäcker für Mädchen bis zu 14 Jahren. 19.00: Emilie Hoymann: Forderungen zum Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 19.20: Dr. Funk: Unsere Ernährung im Winter. 19.35: Dr. Heinen: Aus der Welt des Tieres. 20.00: Abendmusik Leitung: Wolf. 20.55: An der Schmiedkuhle. Ein Hörbild in weltfälischer Mundart mit Volksliedern und Volkstänzen. von K. Wagenfeld. 22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. 22.30: Nachtmusik. Leitung: Wolf.

Donnerstag, 10. November
9.00: Berlin: Schulfunk: Sansouci. Hörfolge. 10.15: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 11.30: Schulfunk: England erobert den Sudan nach den Tagebüchern des Generals Gordon. 16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk. 16.35: Pädagogische Führer der Gegenwart. 18.15: Französisch. 18.35: Beim St. Martins-Zug in Düsseldorf. 19.05: Dr. Bernhart: Technik als Frage der Weltanschauung. 19.30: Dr. Vollmar: Die wichtigsten Bestimmungen des Devisennotrechts. 20.00: Martinslieder. Ausf.: Funk-Kinderchor. 20.20: Sinfoniekonzert des Funkorchesters. Werke von Mozart. Reger u. a. ca. 21.05: Prof. Dr. h. c. Thomas Mann: Aus meinem Leben. 22.10: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. 22.25: Nachtmusik. Leitung: Wolf.

Freitag, 11. November
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen. 10.10: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 11.10: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik. 11.25: Schulfunk: Französisch. 11.45: Funkwerbung mit Schallplatten. 16.20: Jugendfunk: Zum Martinstag. Dörfbilder. 18.20: Englisch. 19.00: Die Welt im Buch: Neue amerikanische Erzählungen. 19.20: Christoph Meyrecht. Gedichte. 19.30: Rechtsanwalt Prof. Dr. Esch: Rechtsprechung im Kraftverkehr. 20.00: Washington: R. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht. 20.15: Oeffentlicher lustiger Abend. Im Zeichen des Essens im Essen. 22.30: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. 22.45: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Enzoldt.

Samstag, 12. November
9.00: Aus der Arbeit der ländlichen Fortbildungsschule im Kreise Ahenau. 10.15: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose. 11.25: Schulfunk: Handys Spielzeit (Wiederholung). 16.10: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte: Minden. 16.30: Englisch. 18.20: Für den Kleingärtner. 19.00: Univ.-Prof. Dr. Pleßner: Naturwissenschaft und Philosophie. 19.25: Vom Tage. 19.35: Ich melde meine Erfindung selbst an. Dr. Ing. Rauh: Das Einspruchsverfahren. 20.05: Koblenz: Weber — Wagner. Ausf.: Funkorchester. Solist: J. Stern (Bariton). Anschl. Frankfurt: Bunter Teil. 22.20: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport. 22.40: Nachtmusik. Leitung: Wolf. 24.00: Meister des Jazz.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle, Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Gymnastik. ● 6.30: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert. ● 10: Neueste Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Mauener Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter. Börse. ● 16.55: Wetter für die Landwirtschaft. — Kurzbericht des Drahtlosen Dienstes.

Deutsche Welle: Sonntag, 6. November
6.15: Funkgymnastik. 8.00: Hafenkonzert. 8.00: Für den Landwirt. 8.10: Extensiv oder intensiv — wie soll ich wirtschaften? Gespräch. 8.35: H. Ritsch: Nächtlich der Woche. 9.00: Musikalische Morgenstunde. 10.05: Wettervorhersage. 11.00: Walther G. Oschilewski liest Gedichte und eigene Prosa. 11.30: Luthers Gottesdienst in der Gustav-Adolf-Kapelle. 12.15: Lützen: Gustav-Adolf-Gedenkfeier. 13.00: Mittagskonzert. 14.00: Elisabeth Meinel: Unsere Kinder im Kino. 14.30: Kammermusik. Werke von Paul Hindemith. 15.00: Stunde des Alters: Erinnerungen. 15.20: Zehn Minuten Lyrik. 15.30: W. v. Scholz: Wandern und Sehen. 16.00: Konzert. Berliner Tonkünstler-Orchester. 18.30: Stunde des Landes. 19.00: Orchesterkonzert. Berliner Konzert-Verein. — Am Mikrophon: Clemens Schmalstich. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Unterhaltungsmusik. Kapelle Gebr. Steiner. — Bekanntgabe der Wahlresultate.

Deutsche Welle: Montag, 7. November
9.30: M. Schaffer: Seltsame Schicksale deutscher Abenteurer. 10.10: Schulfunk: Dichterstunde. 12.05: Schulfunk: Englisch für Fortgeschrittene. 15.00: Kinderstunde: Was Ihr wollt! 15.45: W. Gruber: Haltung oder Wesen. 16.00: Pädagogischer Funk. 16.30: Berlin: Nachmittagskonzert. 17.30: Prof. Dr. Klein: Kulturvölker. 18.00: Dr. Just: Musizieren mit unsichtbaren Partnern. 18.30: Dr. v. Wegerer: Die Kriegsschuldfrage. 19.00: Stunde des Landwirts. 19.20: Ob.-Ing. Maitz: Viertelstunde Funktechnik. 19.35: Heinrich Michaelis zum Gedächtnis. 20.00: Königsberg: Simon Dach. Eine Hörfolge über Simon Dachs Leben. Werk. 21.00: Berlin: Europäisches Konzert. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Tanzmusik. Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Dienstag, 8. November
10.10: Breslau: Schulfunk: Die Oder, der Lebensstrom Schlesiens und der Stadt Breslau. Stafkelhörderbericht. 11.35: Von der Jahresfeier der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin. 12.05: Schulfunk: Französisch für Fortgeschrittene. 15.00: Kinder erzählen Gedichten für Kinder. 15.45: Künstlerische Handarbeiten: Der Schal. 16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert. 17.30: R. Friedrich: Gedanken aus dem Werk: Mettermachen. 18.00: Dr. v. Sydow: Vom Seelenleben der Naturvölker. 18.30: Dr. Moritz: Erntedankfest für Fortgeschrittene. 19.30: Zeitdienst. 19.50: Dr. Maierus: Luxemburger Land u. Leute. 20.15: München: Der Corregidor. Oper v. Wolf. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Hörbericht vom Fest der Sportpresse im Berliner Sportpalast. Anschl. Hamburg: Spätkonzert. Nonagorchester.

Deutsche Welle: Mittwoch, 9. November
9.00: Schulfunk: Aus der Geschichte der Berliner Stadtbezirke: Neukölln. 9.30: Beschäftigungsstunde für Unbeschäftigte. 10.10: Hamburg: Schulfunk: Tom Sawyer. Steckb. 15.00: Jugendstunde: In der Wüste — auf Kamelen — am fernen Meer. 15.45: Olga Keiser: Erlaubtes und Unerlaubtes auf dem Lebensmittelmarkt. 16.00: Studienrat Dr. Hehlde: Vom volksorganischen Denken zur Schulreform. 16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert. 17.30: Landgerichtsdir. Dr. Lehmann: Deutsche u. fremde Erbmasse im deutschen Recht. 18.00: Dr. Banoff: Oestliche Volksmusik im. Schallplatten. 18.30: Prof. Kern: Volk und Rasse. 18.35: Min.-Rat a. D. Raffenberg: Entstehung u. Wesen der Bürokratie. 18.55: Englisch. 20.00: Leipzig: Unterhaltungsstunde. 21.00: Tages- und Sportnachrichten. 21.10: Königsberg: Turandot. Prinzessin v. China. Tragikomisches Märchen nach Gozzi von Friedrich v. Schiller. Musik von Weber. 22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Wien: Abendkonzert. Orchester L. Pann.

Deutsche Welle: Donnerstag, 10. November
9.00: Schulfunk: Sansouci. Hörbericht. 10.10: Schulfunk: Besuch beim deutschen Robinson auf der Vogelinsel Memwert. 15.00: Musikalische Kinderstunde. 15.45: Otto Boehem: Das Gesicht des Alters. 16.00: Pädagogischer Funk. 16.30: Berlin: Nachmittagskonzert. 17.30: Prof. Althaus: Luthers Erbe und die Gegenwart. 18.00: Gisela Springer: Volkstum in seltgenössischer Klaviermusik. 18.30: Dr. Feinberg: Ursprünge von Staat und Kultur im alten Rußland. 19.00: Stunde des Landwirts. 19.30: Leipzig: Militärkonzert. 20.30: Aber Menschenskind, wohin? Lehrspiel von W. Hermanns. 21.00: Sinfoniekonzert des Funkorchesters. 22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Hamburg: Deutscher Tanz von 1900—1932.

Deutsche Welle: Freitag, 11. November
10.10: Leipzig: Schulfunk: Gustav Adolf in Erfurt. Lesespiel. 15.00: Jungmädchenstunde: Johann Strauß. 15.45: Jugendstunde: Praktisches Naturforschen. 16.00: Pädagogischer Funk. 16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert. 17.30: Landgerichtsdir. Dr. Lehmann: Deutsche u. fremde Erbmasse im deutschen Recht. 18.00: Alte deutsche Violinsonaten. 18.30: Dr. Müller-Sabarth: Weltmusikalische Stunde. 19.00: F. G. Schmidt: Raubtiere und Dichtäuter vor Kamera und Bildfe. 19.20: Dr. med. Scheumann: Die Schulferlorge. 19.40: Zeitdienst. 20.00: Köln-Deutz: Ausschnitt aus dem Bunten Abend zu Ehren der Winterhilfe. 21.00: Tages- und Sportnachrichten. 21.10: Reutlingen: Opern-Abend. 22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. 22.30: Washington: R. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht. Anschl. Tanzmusik. Kapelle Barnabas v. Géczy.

Deutsche Welle: Sonnabend, 12. November
10.10: Frankfurt: Schulfunk: Philotas. Trauerspiel von Lessing. 11.00: Stunde der Unterhaltung. 15.00: Kinderfestspielstunde. 15.45: Dr. Margot Rieß: Kulturgeschichte der Frau. 16.00: E. Naul: Wie berechnet man Ebbe u. Flut? 16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert. 17.30: Prof. Dr. Mudermann: Erbanlage und Umweltseinflüsse. 17.50: Mainz: Literarische Miszellen. 18.05: Musik und Musiker im Roman der letzten Jahre. 18.30: Dr. Künsther: Deutsch für Deutsche. 19.00: Französisch. 19.40: Stille Stunde: Die uns die Nächsten sind. 20.05: Koblenz: Orchesterkonzert des Funkorchesters. — Dunter Teil. ca. 21.00: Tages- und Sportnachrichten. 22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost. — Als Einlage: Hörbericht vom Sechstagerennen im Berliner Sportpalast.

Sendung Frankfurt a. M. (259,3)

Zwischensender: Kassel (245,9)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Wetter, Gymnastik. ● 6.45: Gymnastik. ● 7.15: Wetter, Nachrichten. — anschl.: Konzert. ● 8.15: Wasserstand ● 11.45: Zeit, Programm, Nachrichten, Wirtschaftsmeldungen, Wetter. ● 12: Konzert. ● 13.15: Nachrichten, Wetter. ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten ● 14.10: Werbekonzert (Sa. 14.40) ● 15: Hiesiger Wetterbericht (Sa. 15.20). ● 15.10: Zeit, Wirtschaftsmeldungen (Sa. 15.25). ● 16.50 u. 18.15 (Sa. nur 16.50): Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15 (Fr. 19.20): Zeit, Programm, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 6. November
6.35: Hamburger Hafenkonzert. 8.15: Choralblasen. Bläserchor des Wartburgvereins e. V. 8.30: Evangelische Morgenfeier. 9.30: Stunde des Chorgesangs. 10.20: Die Geschichte vom lebendigen Brot von Peter Kremer. 10.45: Leipzig: Vortrag von Geheimrat Dr. Frohnius über seine 10. Fegan-Expedition. 11.15: Intendant Trebe: Die Repertoirepläne des Mainzer Stadttheaters. 11.30: Gottesdienst in der Gustav-Adolf-Kapelle.

13.00: Langenberg: Mittagskonzert. 14.00: Zehnminutendienst d. Landwirtschaftskammer Wiesbaden. 14.10: Dr. Denker: Wie füttere ich im Winter? — Weihnachtsspiele. Anregungen u. Vorschläge von Lehrer Jungeburth. 15.00: Stunde der Jugend: Tempo. Tempo! Ein Singspiel für Kinder. 16.00: Dreißig bunte Minuten. 16.40: München: Nachmittagskonzert. Funkorchester. 18.05: Vortrag. 18.30: N. Meindorf: Rheinische Charakterbilder. Fürst Metternich. 18.55: Sportnachrichten. 19.00: Berlin: Orchesterkonzert des Konzertvereins. — In den Pausen: Bekanntgabe der Wahlresultate. 22.00: Zeit, Nachrichten, Wetter. Anschl. Berlin: Unterhaltungsmusik. Kapelle Gebr. Steiner. — In den Pausen: Bekanntgabe der Wahlresultate.

Montag, 7. November
15.20: Dr. Käthe Gaebel: Wie kann ein Mädchen sprachliche pädagogische oder künstlerische Befähigung beruflich ausnützen? 17.00: München: Nachmittagskonzert. (Verbd. Mozart. Lehar. Fuchs u. a.) 18.25: Prof. Dr. Sommerfeld: Die große Rolle. 18.50: Englisch. 19.30: Literarische Rätsel, aufgegeben von W. Wenrauch. 19.50: Werner Beumelburg spricht über sein neuestes Werk: Bismarck. 20.05: 3. Montagskonzert des Frankfurter Orchester-Vereins. Ausf.: Rundfunk-Symphonie-Orchester. Leitg.: Hans Rosmanith (Tenor). 22.00: Wir wollen helfen, wer hilft mit? 22.30: Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport. 22.45: Nachtmusik.

Dienstag, 8. November
10.10: Breslau: Schulfunk: Die Oder, der Lebensstrom Schlesiens und der Stadt Breslau. Stafkelhörderbericht. 15.20: Haustrauen-Nachmittag. 17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Anschl. Alte Tanzmusik. Leitung: W. Calpar. 18.25: Vortrag von Dr. Stieler. 18.50: Johanna Vopp: Stadt- u. Landkrau im Dienst der Deutschen Woche. 19.30: Unterhaltungskonzert d. Wilhurm. Orchesters Stuttgart. Werke von Lehar, Fall u. a. 20.30: Hannibal. Tragödie von Chr. D. Grabbe. Es spielende Musik von H. Simon. 22.10: Schumann-Theater: Variete. 22.25: Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport. 22.45: Nachtmusik des Funkorchesters.

Mittwoch, 9. November
10.10: Schulfunk: Eine halbe Stunde auf dem Reviere. Hörbild. 15.15: Singbriefe eines Jungenbundes auf Fahrt u. Lager. Altdeutsche Lieder für Feier und Fest. 17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. 18.25: Prof. Dr. Natter: Gesellschaftsleben der primitiven Völker. 18.50: Prof. Schmitt: Die Wiederbelebung der deutschen Wirtschaft. 19.20: Prof. Dr. Behrmann: Neues aus aller Welt. 19.30: Freiburg: Unser Volkslied. Oberbaden. — Ausf.: Eine Singgruppe. 20.00

Eine Seite Kurzweil

Piesickes Wahlschlacht

„Nein", sagte Herr Piesicke entschlossen, und es war beim Morgenzeitungslesen am Sonntagskaffeetisch. „Die Partei wähle ich nun nicht noch einmal. Auch die haben nichts geändert. Ich denke nicht daran!"

„Ja aber Männe, was denn nun?" fragte ängstlich seine Frau. „Du mußt doch wählen!"

„Ich muß?" grollte Piesicke, „ich muß? Du hast ja leider recht. Ich kann doch den andern nicht einfach das Feld überlassen! Ich bin doch nicht feige! Ich muß doch eine Meinung haben am Stammtisch! Ja, aber was wähle ich denn nur? Hast du einmal nachgerechnet, wieviel Parteien ich schon durchprobiert habe? Ich nicht, lassen wir das auch lieber".

„Du mußt dich unterrichten, Männe", ließ sich Frau Piesicke weise vernehmen.

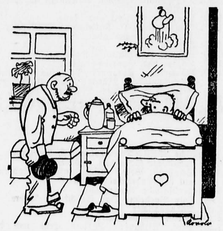
„Unterrichten!" höhnte Piesicke zurück. „Und mit einer Beule im Hut nach Hause kommen und du meinst, ich hätte mich betrunken. Wenn das so einfach wäre!"

Man saß lange am Frühstückstisch an diesem Sonntag, Piesicke war in stilles Grübeln versunken, er war ein gewissenhafter Mann, bereit, seine Pflicht zu tun, sich eine eigene Meinung zu bilden, sich nicht beeinflussen zu lassen.

Vorsichtshalber fühlte er sich keiner Schicht des Volkes verbunden, und vorsichtshalber hatte

er sich nie erkundigt, welcher Schicht die Schichten ihn zurechneten. Die Folge war, daß er bei Wahlen mit denen stimmte, die ihm die zahlreichsten und vertrauenswürdigsten schienen. Aber er hatte jedesmal leise Skrupel im Herzen und war jedesmal nach der Wahl sofort bereit, seine Meinung zu ändern und enttäuscht zu sein, wenn die Gewählten die Hoffnungen der Vertrauenswürdigen nicht erfüllten.

„Pauline, ich muß Zeitungen lesen!" beschloß Piesicke plötzlich mit energischer Stimme.



„Das kostet Geld. Aber man muß bereit sein, Opfer zu bringen für seine Ueberzeugung. Ich habe keine Ueberzeugung, aber ich bin überzeugt, daß ich auf diese Weise irgendwie überzeugt werden werde. Den Flugblättern traue ich nicht, die bekommt man umsonst. Was man umsonst bekommt, ist verdächtig. Die Leute wollen was von mir, und ich nehme nichts geschenkt! Pauline, wir werden Zeitungen kaufen!"

Aber Piesicke hatte sich die Sache leichter gedacht, als sie war. Es gab, so las er zuerst, 32 Wahlvorschläge. Als gewissenhafter Mann fühlte er sich verpflichtet, sich über alle 32 Parteien zu unterrichten. Schon bei der sechsten Zeitung war Piesicke in Schweiß geraten. Am dritten Abend fand Pauline ihren Mann stöhnend, mit wirrem Haar auf einem Berg von Zeitungen sitzen, sein Taschengeld war verbraucht und für Papier für den Haushalt war auf lange Zeit vorgesorgt.

Am vierten Abend bekam Pauline es mit der Angst zu tun. Sie zückte das Thermometer und maß 38,5 Grad in Piesickes Achselhöhle. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sie ihn ins Bett steckte. Fiebernd und delirierend verbrachte er die Tage bis zum Wahlsonntag, die Zeitungen hatte Pauline weise beiseitegebracht.

Am Sonntag erschien zitternd und zagend Freund Kulicke bei Piesicke. Pauline führte ihn an das Wahlfieberlager.

„Was soll ich denn wählen?" fragte Kulicke, aber Piesicke winkte müde ab, und Pauline erhob beschwörend im Hintergrund ihre Hände.

Da setzte sich Kulicke an das Bett Piesickes und weinte bitterlich. Und wenn nicht im letzten Moment ein Wunder geschah, so sitzen und liegen die beiden da heute noch.

Hans van Hees.

Der Fischer

An einem heißen Sommernachmittag durchwanderte ich das ausgestorbene Dorf Nautum auf Sylt. Ich erwartete Fischerboote und aufgespannte Fischernetze zu sehen; aber ich erblickte nur Weiden, braune, kauende Kühe und wollige Schafe. Auch auf der Gasthaustafel erschienen keine Fische, obwohl das Dorf zwischen dem offenen Meer und dem Wattenmeer liegt.

Da man auf der ganzen Insel überhaupt nur ganz selten Fisch bekommt, fragte ich einen mir begegnenden alten Fischer, der, seine Pfeife rauchend, neben mir durch die Dünen ging: „Weshalb gibt es hier eigentlich so wenig Fische?"

„Weil keine gefangen werden", antwortete der Alte.

„Und weshalb fangen Sie denn keine?"

„Weshalb sollen wir Fische fangen?"

„Aber es gibt doch im Meer genug Fische."

„Ja. Aber es ist kein Vergnügen, sie zu fangen", sagt der Alte.

„Und woher bekommen Sie Ihre Fische?" fragte ich.

„Aus dem Fischgeschäft in Hamburg", antwortete mir der Alte. — Und als er mich darob staunen sah, fügte er hinzu: „Es schickt sich nicht auf Sylt, Fische zu fangen." Und er verschwand lautlos in einer Sandmulde der Wanderdünen vor mir im Sand . . .

Unter Brüdern

„Willem, kannste mir nich 'ne Kleinigkeit pumpen?"

„Nee — ich hab noch 'n Sechser, und den möcht ick nich jern anreißen!"

Ihre Auffassung

„Jungs, was wird aus einem Menschen, wenn er über seinem leiblichen Wohl sein geistiges vernachlässigt?"

„Er wird dick, Herr Lehrer!"

Er sorgt vor

Knirr liegt auf der Pritsche in seiner Zelle. Schlüssel rasseln, die Tür öffnet sich, herein tritt der Gefängnisdirektor:

„Mein lieber Knirr, denken Sie sich das Malheur: Eben entdecke ich, daß wir Sie schon drei Wochen zu lange hierbehalten haben. Es tut mir wirklich furchtbar leid . . ."

„Is och weiter nich schlimm", klopft ihm Knirr gelassen auf die Schulter, „die drei Wochen ziehen Sie eben einfach das nächste Mal ab."

Die Panne

„So, jetzt wird es gehen, ich habe tüchtig Oel in den Zylinder gespritzt!"

„Wat heeft Zylinder — Mensch, det war mein Ohr, vastehste!"

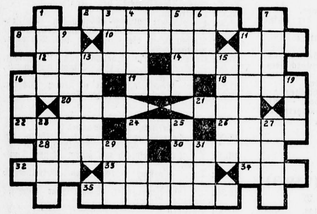
Der Umschwung

„Als ich noch jung war," erzählt Federman, „wollte ich einmal eine richtige Komtesse heiraten. Ich konnte — das bildete ich mir ein — ohne sie nicht mehr leben. Ich bete sie an. Aber dann hat sie mir etwas gesagt, was meine ganzen Pläne umwarf. Von heute auf morgen wandte ich mich von ihr ab, und ich habe sie nie wieder gesehen."

„Nanu?" fragt Mücke. „Was hat sie denn gesagt?"

„Sie sagte," seufzt Federmann, „sie sagte: Nein." —

Kreuzworträtsel



Die Wörter bedeuten: Waagerecht: 2. Seeschlacht zwischen Griechen und Persern 480 v. Chr. 8. Sohn Noahs. 10. Bildhauer. 11. Kennzeichen. 12. Inselgruppe der Südsee. 14. Schlachtort im Kriege 1870/71. 16. Psalmenschluß. 17. Titel. 18. Erster Mensch. 20. Türkischer Titel. 21. Teil des Weinstocks. 24. Europäische Hauptstadt. 26. Hauptstadt Lettlands. 28. Behälter. 30. Nebenfluß der Rhone. 32. Wurfspieß. 33. Germanische Frühlingsgöttin. 34. Gattung. 35. Chemisch. Grundstoff. — Senkrecht: 1. Weinernte. 3. Stadt in Finnland. 4. Shakespearesche Dramengestalt. 5. Teil des Segelschiffs. 6. Nebenfluß der Aller. 7. Marktflecken in Tirol (a. d. Etsch). 9. Südwestküste Vorderindiens. 11. Portugiesische Insel an der Westküste Afrikas. 13. Körperorgan. 15. Hochsitzgerät. 16. Englische Anrede. 19. Ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands. 23. Abscheu, Widerwillen. 24. Ansprache. 25. Sprengkörper. 27. Stadt in Thüringen. 29. Strom in Afrika. 31. Nebenfluß der Weichsel.

Kombinationsaufgabe.

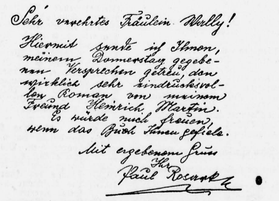
Aus den nachstehend zusammengestellten Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden. Es entsteht dann aus:

Ein, Don, Fehde = eine lothringische Stadt an der Mosel
Einen, Rest = ein Mädchenname
Ra, rein, Laut = ein Wettsteil
Neh, Geld, bei = eine Stadt in Baden
Treu, Bel, arg = Bad im Harz
Fodel, Spiele = eine Frucht
Brut, gezen = ein Erfinder
Nadel, in, Erde = Land in Europa
Nan, Heu, Lob = Ort in Sachsen

Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten, neugebildeten Wörter nennen eine Nordseeinsel.

Ist Wally wirklich so harmlos?

Daß das blonde Fräulein Wally nicht nur ein sehr hübsches und wohlerzogenes Mädchen war, sondern darüber hinaus auch über Intelligenz und Liebenswürdigkeit verfügte, wußte wohl jeder in der Stadt. Und es war deshalb nicht verwunderlich, daß eine ganze Anzahl ernsthafter Bewerber auftraten, die gern Fräulein Wally für das ganze Leben an sich gefesselt hätten. Doch scheinbar hatte sie sich noch nicht entschlossen, denn offensichtlich war sie zu allen gleichmäßig freundlich und bevorzugte niemanden. Die Eltern hätten gern ihr Kind noch längere Zeit für sich behalten, zumal Wally noch recht jung war, und so waren ihnen die vielen Aufmerksamkeiten gar nicht recht, die täglich ins Haus flatterten, stets begleitet von einem liebenswürdigen Briefchen. Dennoch konnten sie aus all diesen Briefen immer nur wieder ersehen, daß sich Wally scheinbar noch nicht gebunden fühlte. Und auch an untenstehendem Brief, den Wally kürzlich erhielt, und den sie harmlos ihren Eltern zeigte, fanden sie nichts Auffälliges.



Sehr verehrtes Fräulein Wally!
Hiermit sende ich Ihnen, meinem Versprechen gemäß, den kürzlich sehr kinderleichten Roman von meinem Freund Heinrich Martens. Es würde mich freuen, wenn das Buch Ihnen gefiele.
Mit ergebenem Gruß
Ihr
Paul Rozanka

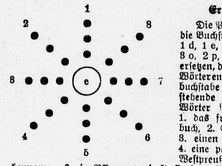
Teilen Sie die Meinung der Eltern?

Zitatenrätsel.

1. Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann.
2. Und was soll das Ach und Weh.
3. Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.
4. Die beiden Stimmen klingen gut.
5. Erst wägen, dann wagen.
6. Und ein Rohr wartet auf Antwort.
7. Laß dich vom Linken nicht umgarnen.
8. Das Vaterland muß in der Gefahr auf seine Söhne zählen können.

Aus jedem der vorstehenden Sätze nehme man ein Wort. Die richtig gewählten Wörter bilden ein Zitat von Schiller.

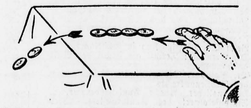
Ersatzaufgabe.



Die Punkte sind so durch die Buchstaben 2 a, 2 b, 1 c, 1 d, 1 e, 1 h, 1 i, 3 l, 2 m, 8 o, 2 p, 3 s, 1 u, 1 w zu ersetzen, daß acht vierstellige Wörter entstehen, deren Endbuchstabe das in der Mitte stehende o bildet. Die Wörter sollen bezeichnen: 1. das französische Gesetzbuch, 2. Signalinstrument, 3. einen geistlichen Titel, 4. eine polnische Stadt in Westpreußen, 5. einen Mädchennamen, 6. ein Pflanzenprodukt, 7. einen Mündungsarm der Schelde, 8. eine Stadt im preuß. Reg.-Bez. Arnsberg. — Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen einen Dichter.

Auflösungen aus Nummer 31

Lösung der Denksportaufgabe „Ein bißchen Schlauheit und ein bißchen Physik": Um diese höchst einfache Scherzaufgabe zu lösen, braucht man noch ebensoviel Münzen, wie vom Tische geschleudert werden sollen.



Sollen z. B. zwei Münzen heruntergeworfen werden, so schleudert man mit kräftigem Ruck zwei Münzen gegen die Reihe. Warum — brauchen wir unsern Lesern wohl nicht zu erklären. Und dennoch wirkt das Experiment ungemein verblüffend.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht 1. Tosca. 4. Armut. 7. Andorra. 9. Elm. 11. Ala. 12. Tor. 14. Moor. 16. Hero. 17. Arsen. 18. Moral. 19. Serie. 24. Neal. 26. Meer. 27. Gin. 28. Sam. 30. Enk. 31 Alabund. 32. Stein. 33. Speer. Senkrecht: 1. Ithena. 2. Samos. 3. Ada. b. Master. 6. Tirol. 8. Olm. 10. Lorelei. 13. Oranien. 15. Regel. 16. Horen. 19. Argus. 20. Panke. 22. Neede. 23. Erker. 25. Lab. 28. San. 29. Mus.

Lösung des Tauschrätsels: Minden, Aachen, Nacht, Nonne, Hummer, Eugen, Jammer, Maler. — Mannheim.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 33 — Sonntag, 13. November 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Wahre Bildung

FREUNDSCHAFT AUF DECK

Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Bildung gehört zum Besten, zum Wohltuendsten und Erfrischendsten, was zwei Menschen, die aufeinander angewiesen sind, miteinander verbinden kann. Bildung ist der edelste, fruchtbringendste Sauerteig der menschlichen Gesellschaft. Wenn man mit einem gebildeten Menschen zu tun hat, so erledigt sich alles auf eine einfache, klare und umsichtige Art, während man bei einem Ungebildeten überall auf Hemmnisse und Unverständnis stößt.

Was heißt das übrigens: Bildung? Der Begriff ist gar nicht so leicht zu umschreiben. Bildung kommt von bilden, es fehlt bei dem Ausdruck eigentlich das Wörtchen „wohl"; Bildung heißt also das wohlgebildete innere Wesen eines Menschen, sein wohlgebildeter Geist und sein wohlgebildetes Empfinden, beides zusammen. Es kann nämlich jemand ein großes Wissen haben, ohne daß er ein verfeinertes Gefühl besitzt, und es kann jemand ein echtes Gefühl in sich tragen, ohne über einen wohlgebildeten Geist zu verfügen. Beide Spielarten der Menschheit, sowohl die nur mit Geist Begabten als auch die nur vom Gefühl Getragenen gehören nicht zu den wahrhaft „Gebildeten". Die Bildung ist eine geistige und gemütliche Durchdringung des ganzen Menschen. Die echte Bildung hat vor allem auch immer etwas mit dem Herzen zu tun: Herzensbildung ist nur ein Teil der Allgemeinbildung, aber ein höchst notwendiger, ohne den es wirkliche Bildung nicht gibt.

Bildung ist also etwas, was ganz und gar aus dem inneren Wesen des Menschen strahlt, die sofort erkennbare Dominante seiner ganzen inneren Struktur. Sie hat mit äußerlichen Dingen nichts zu tun, nichts mit Reichtum, nichts mit Eleganz der Lebensführung, nichts mit Reisen in fremde Länder, aus denen man an Bildung recht unbereichert heimkehren kann. Ein wichtiger Faktor beim Erwerben und bei der Entwicklung der Bildung war immer die Erziehung. Der pädagogisch-moralische Einfluß der Eltern, Lehrer und Erzieher kann entscheidend dafür sein, ob ein junger Mensch sich zur Bildung heranentwickelt oder ob er in den Niederungen der Unbildung verdämmert.

Der Gebildete ist niemals aufdringlich, er ist niemals laut, er erhebt sich nie über den anderen, er drängt sich nie in den Vordergrund. Alles dies hat er auch gar nicht nötig, denn die Wirkung, die von seiner Bildung ausgeht, ist viel nachdrücklicher als alle jene Eigenschaften, die typisch für seinen Gegenspieler, den Ungebildeten sind.

Der Gebildete ist geduldig, liebenswürdig, und er ist immer zur Verzeihung geneigt, da er auch die Schwächen und Irrungen der Menschen begreift und weiß, daß sie unvermeidbar sind. Er wirkt immer wohltuend und er ist immer taktvoll. Der Takt ist ja die notwendige Begleiterscheinung der Bildung, und wo er fehlt, da kann man mit Bestimmtheit sagen, daß man keinen wirklich Gebildeten vor sich hat.

Charakteristisch für die Bildung ist, daß sie sich niemals als fertig, niemals als abgeschlossen empfindet. Der Gebildete weiß sehr wohl, daß sein Wissen Stückwerk ist, er hat deshalb das Bedürfnis, seine Kenntnisse und Welterfahrung zu erweitern und ist immer willig zu lernen, vom Leben und vom Wesen. Das Bild der Welt hat einen bestimmten Umriß in der Vorstellung des Gebildeten, aber dieser Umriß pflegt sich mit den Jahren zu wandeln, denn Bildung ist niemals starr. Sie ist immer beschaffen und ordnet sich der Weisheit gefügig unter. Sie ist weder egoistisch noch verschlossen, sondern sie ist hilfsbereit und teilt gern aus dem Schatz ihrer Erfahrungen mit. Nicht auf die Masse des Wissens kommt es an, sondern auf die harmonische und persönlich gestaltete Lebendigkeit des Wissens. Nicht die Fülle ist entscheidend, sondern die innere Ordnung.

Diskretion des Herzens und der Seele, Klugheit, vornehme Gesinnung — das sind die notwendigen Eigenschaften, aus deren glücklicher Mischung sich eine der schönsten menschlichen Tugenden: die Bildung ergibt.

Hans Bethge.

Begegnung

Irgendwo in deutschen Landen zieht eine Schar begeisterter Jungen des Weges. Sie will sich die Heimat in ihrer Schönheit erwandern. Aus den Augen aller spricht eine heimliche Sehnsucht nach Weite, nach Erleben. Vorn an der Spitze marschiert ein kleiner Trommler und schlägt in leichten Wirbeln den Takt. Noch ungeübt sind die Finger; aber liebevoll ist das Verstehen der anderen. Ein Lied auf den Lippen, ziehen sie über die Landstraße.

Da kommt ihnen eine Gruppe älterer Männer entgegen. Ihre wettergebräunten Gesichter sind abgespannt und verraten nichts mehr von der Sehnsucht nach Weite und Erleben. Ihr Gang ist müde, und nur, um vom Fleck zu kommen, marschieren sie tapfer drauf los. Irgendwohin.

Einer der Männer löst sich von der Gruppe und tritt auf den kleinen Trommler zu, bleibt stehen und lächelt vor sich hin. In seinen Augen liegt eine einzige große Bitte. Man könnte sie erraten. Er wartet, bis die Jungen das Lied beendet haben. Dann stammelt

er fast wie ein Gebet seine Bitte: „Ueberlaß mir nur für einen Augenblick Deine Trommel!"

Der Junge tut es willig. Und jetzt rührt dieser Wanderer die Trommel, mit einer Meisterschaft, als ob er nie im Leben etwas anderes getan hätte. Die Jungen staunen nur. Es leuchtete ihnen noch nicht ein, daß der, der da in zerrissener Kleidung vor ihnen steht, ein Meister sein kann, der vielleicht ebenso wie sie jetzt vor vielen Jahren die Landstraße entlang gezogen ist, das Herz voller Hoffnung, und den jetzt ein erbarmungsloses Schicksal aus der Bahn frohen Schaffens geworfen hat.

Der Alte ist ganz versunken in sein Spiel, und obwohl er in dieser Minute an nichts anderes zu denken scheint, liegt Schwermut in seinem Trommeln. Das merken auch die Jungen. Sie sind ganz hingerissen und wenden den Blick nicht von dem Mann ab. Sie schauen einander nicht an, lachen auch nicht, als er abwechselnd einen der Schlägel in der Luft tanzen läßt. Dieser stille Musiker hat sich die Seelen der Jungen im Sturm erobert. Sie stehen mit Bewunderung vor ihm.

Das alles ist so seltsam rührend. Wohl noch nie hat der Alte so dankbare Zuhörer gehabt. Dann gibt er die Trommel seinem Besitzer zurück; aber zuvor, ohne daß es einer der Jungen merkt, streichelt er mit seiner rauhen Hand zärtlich über das Fell hin. Dann zieht er seines Weges weiter.

Heinrich Küthing.

Dr. Hans Georg

Die Geheimnisse des Heiligen Berges

Erneut beben die Berge der Chalkidike. Steht eine Katastrophe bevor, die vielleicht die weltberühmte Mönchsrepublik, die uralten Klöster und Kirchen, die unersetzlichen Kunstwerke und Handschriften des Heiligen Berges Athos vernichtet? Einer, der vor kurzem noch Gast der Mönche sein durfte und Einblick in ihr geheimnisumwobenes mystisches Leben gewann, weiß darüber folgendes zu berichten.

Die klare, leuchtende See Griechenlands umspült ihn. Weit dehnt sich das Meer. Brausender Wellenschlag säumt schäumend die Gottesinsel, die wie ein Finger hineinragt in die weite tiefblaue See. Es ist als sei dieses Land wie von starker Hand in Menschenferne gerückt. Wer ihm naht, dem senkt die Ewigkeit das Schweigen der Ehrfurcht in die Seele. Hier ist heiliger Boden.

Schon in der Zeit, als Griechenland noch heidnisch war, rauchten auf den Höhen der Athosinsel die Opfer heidnischen Götterdienstes. Es geht die Sage — einst sei die Gottesmutter mit Johannes dem Lieblingsjünger in Daphni — auch heute noch einzig:r Hafenplatz — ans Land gestiegen und habe selbst das Evangelium ihres Sohnes verkündet und die Insel feierlich in ihren Schutz genommen. Mit ihrer Huld ist ein gottfeliges Leben dort erblüht. Seit anderthalbtausend Jahren ist hier eine Insel der Heiligen. Mönche bevölkern in zahllosen Klöstern und Einsiedeleien die Hänge und Höhen des Landes. In seiner wunderbaren Einsamkeit ist es schon Tausenden und Abertausenden von Mönchen das Land des Friedens geworden.

*

Kein Fremder hat Zutritt, keine Frau darf die Küste betreten. Ja so sehr ist alles Weibliche von der Insel verbannt, daß man nicht einmal weibliche Tiere im Umkreis der Klöster duldet.

Karyäs ist die einzige „Stadt" der Insel. Wer mit Erlaubnis eines der vier Epistaten, die die Mönchsrepublik des heiligen Berges leiten, Zutritt zur Insel erhielt, war das sehr seltene Glück hatte, als Gast der Gottesmänner dort leben zu dürfen, wird zunächst von Daphni über die ersten steilen Felsenhänge herauf nach Karyäs geleitet. Duftende Sträucher aus Lorbeerwäldern, Eichen, Kastanien, Ahorn umsäumen den schmalen Weg. In verschwenderischer Fülle breitet die Natur den Teppich sprießende Fruchtbarkeit aus. Der Mantel der Panhagia, der Gottesmutter scheint hier die kalten Winde, Sturm und Wetter abzuhalten.

Inmitten eines Paradieses wonniger Gärten, umschlossen von Kirchen und Kapellen liegt die Stadt da. Wie Nestlein sind die weißen Häuschen der Mönchsstadt hingesetzt um die eine große gewaltige Kirche des Protaton, Silberngrün glänzen die Kuppeln. Hier ist die Metropole der Insel. Brauch gebietet, vor dem Tore der Stadt vom Reittier zu steigen. Man darf den heiligen Ort nicht durchreiten. Ueber zwanzig Klöster liegen dicht beieinander. Hier tönt zum ersten Mal der überirdische Gesang der Mönchschöre dem Fremden entgegen, wenn sie zur Abendzeit im Protation das „Esperino" anstimmen. Dumpfe Klopfern rufen die Mönche aus ihrer Arbeit, der sie tagsüber dienen. Die Straßen enklang reiht sich Werkstatt an Werkstatt. Bäcker, Schuster, Schneider, Schmiede — alle Handwerke werden hier betrieben. Bärtige Mönche bearbeiten alles was sich in nähern Fleiß bereiten läßt, für ihre Brüder. Hierher kommen die Boten der weitverstreuten Klöster und Einsiedeleien, das notwendige zum Lebensunterhalt, das sie selbst nicht bereiten können, gegen anderes Gut einzutauschen oder zu kaufen.

Karyäs ist auch Regierungszentrale. Ein Ausschuß von vier Vorstehern, den Epistaten, — es sind Aebte — steht an der Spitze der klösterlichen Gesamtregierung. Ein Rat von zwanzig Aebten bildet sie. Der Berg Athos war immer frei. Von den Päpsten und Kaisern der Frühzeit angefangen bis in unsere Tage hat kein Herrscher der Welt es vermocht, der Panhagia das heilige Land zu entreißen. Noch heute erkennt die griechische Regierung die Freiheit der Insel an.

*

Wie ein Traumbild liegt das heilige Land nun vor dem Fremden, den einer der Expeditionen als Gast aufgenommen und beraten hat. Die Empfehlung des Abtes öffnet ihm überall Tür und Tor. Im Gast ehrt man Christus, den Herrn. Vertrautes „Du" geleitet ihn überallhin.

Unbeschreiblich ist es, in welcher Gegensätzlichkeit hier Bauten emporwuchsen, wie sie ein europäischer Geist kaum ersinnen könnte. Dort liegt Simonos Petra in schwindelnder Höhe auf steilsten Felsen aufgetürmt. Wie steingewordene Himmelssehnsucht! In weißblühenden Quadern! Hier schweigt jedes Gesetz und jeder Raumbegriff. Umrauscht von Platanen, Eichen und mächtigen Zypressen liegt Zographos, das Bulgarenkloster. In leuchtenden, weiß-roten Streifen steigen seine Mauern in den Hochwald. Wie Feuerbrand flammen die Blumen schon von ferne in den Duft der Landschaft. Kein Wunder, daß diese Stätte den Namen Makewinkel trägt. Weiter führt der Weg durch hohen Kastanienwald, schwimmend in ziegelrotem Licht. Wie eine Stadt von Kuppeln und Türmen liegt das ehrwürdigste Kloster des Athos die Große Lawra weithin gebreitet in unendlichem Schweigen. Bis zum Meere hin dehnen sich in üppigster Fruchtbarkeit und strotzender Fülle die gepflegten Klostergärten.

*

Für den Athos gilt als einziges Gesetz: Heiligia — die Ruhe —. Wissenschaft und grübelndes Denken gilt dort München nicht viel. Ihr Tag ruht in Gott. Ohne Abwechselung, immer das Gleiche. Die Nacht auf dem Athos ist heilig. Lautlose Stille. Tiefer, träumender Schlaf der Besinnung. Man sieht die schützende Hand der Heiligen. Wie ein Bollwerk mystischen Verklärungsglaubens liegt Sinn und Kraft des Mönchslebens in ihrem Dienst. Da findet man hochgewachsene Exarchisten und Diakone mit apfelgrauen wallenden Bärten, hagere verzehrte Mirdentväger mit scharfblickenden Augen und Fanatiker wie die Anachoreten. Mitten unter ihnen leben die Schoren demütiger Asketen.

Oefter des Tages schlägt ein Mönch das Simandron. Er ruft die Kirche dreimal unschreitend lauter und dringender zum heiligen Gebet. Nach dem Gottesdienst versammeln sich die Brüder in der Trpeza zum gemeinsamen Liebesmahl. Noch der Kirche ist sie der kostbarste und reichgeschmückteste Raum eines Klosters. Mandeln und Honig, Feigen, Melonen, Granatäpfel, Oliven, Oranzen, Gurken und Reis ist man, so wie die strotzende Fülle der Gärten sie spendet. An den Gemüsekommern dürfen es noch Fenchel, Minze, Anisa und Salbei. Der Kefter entquillt der würzig-: Seim zerpreßter Oliven und die ätherischen Essenzen des Hafslaubkerne. Kaffee und gebrannte Mandeln in Honig, Orangenschnitten in Mandelmilch und die Leckerbissen, die man besonders den Gästen gerne vorsetzt. Der Herbst füllt den Keller mit edlotrotem Wein, der wie die offizielle Kanna des Athosbistums bekenchtet. In dem strengeren Klöstern lebt man nur von Brot und Gemüse. Nur an Feiertagen werden gekochte Gerichte genossen. Fleisch kennt man auf dem Athos nicht. Seism und getrocknete Fischstäuben, Wurzeln, Beeren und Nüsse sind die Speise der Einsiedler.

So verschieden wie ihre Gründe und ihre lange Geschichte so verschieden ist die Nationalität der Klöster noch heute. Der Athos hat es bewahrt, eine Insel des Friedens zu bleiben, wenn auch die Mutterländer der Mönche sich oft bitter bekämpften. Griechisch Leben und griechischer Geist pflegt noch weiter in Simonos Petra, in der Großen Lawra, Zographos wird bevölkert von den feurigen Bulgaren. Der Serbenfürst Stephan Nemenics erbaute seinen Landsleuten die feste Klosterburg Chilandari. Seit alters stand S. Pantaleimon, das Russenkloster unter dem Schutz der Zaren und Großfürsten Rußlands. Pilgrime und Armut überkommt die Fürsten so, wie die Heimat ihrer Söhne anbetet. Vor dem Kriege wohnten im Russenkloster über 600 Mönche. Hunger und Not hat sie zusammengetrieben auf kaum ein drittel Stärkeabstand sind verlassenen Reste. An 1000 Zellen stehen leer. Kaum hundert Mönche sind übriggeblieben.

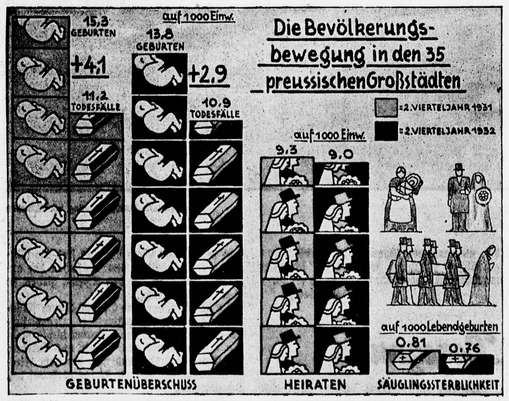
*

So wie die Panhagia, die Mutter Gottes, die Herrin des Athos ist, so stehen die meisten Kirchen unter ihrem Schutz. Wo trotz Bränden, Ueberfällen und Heimsuchungen die alten Kirchen erhalten blieben, da sind es wahre Kunstwerke ergreifender Gläubigkeit. Ihre goldstrahlenden Wände mögen von Engelhänden bemalt sein, wie die Legende oft erzählt. Die Bilder erglühen in den leuchtendsten Farben: hellgrün-saffran und überirdisches Blau. Märtyrerlose'n schwimmen in Blut. Schreitende Scharen von Engeln und Heiligen neigen sich dienend vor dem Allerhöchsten. Die ganze Wunderwelt des Glaubens und der Legende erblüht an den Wänden. Immerduftender Weihrauch erfüllt den Raum. Wunderstärke J'onen sind oft der Quell seliger Inbrunst. Aller Reichtum, alle Sorgfalt, alle Kunst haben sich in diesen Wunderwerken vereinigt. Die Legende gab ihnen sinnige Nam:n. Sie blitzen in flimmernden Brillanten. Rubinrote Edelsteine zieren ihre alten silbernen Panzer. Ketten von schweren Goldmünzen, Orden ungezählter Fürsten hängen an ihren Füßen. Juwelena:schmückte Lampen brennen von süßem geweihten Oele. Vom immer schwelenden Kerzenschimmer sind die Züge der Ikonen ganz geschwärzt. Wie Glühwürmchen glühen ihre Diamanten im goldnen Schrein. In ihm bewahrt man die heilige Hand des Täufers. Ein Kästchen in hauchdünnem Filigranwerk birgt Bilder, denen süßeste Wohlgerüche entströmen.

In bitterster Not hat man oft zu diesen heiligen Schätzen gegriffen und darüber Rettung gefunden. Die Legende erzählt, daß eine Ikone, die man hinausgetragen, Wilde unter die Feinde geschossen und sie vernichtet habe. Um jede dieser Ikonen reiht sich ein reicher Schatz von Wundern der Legenden, der den Fremden mit ehrfürchtigem Staunen erfüllt. Darin überhaupt lebt und erzählt der fromme Athosmönch in kindlicher Gläubigkeit sein Verhältnis zu Gott.

Wenn der Fremde noch so gastlich im Athos aufgenommen ist, so gibt es trotzdem Gebote, die unter schwerer Sünde nicht einmal der Athosmönch betreten darf. Es sind Hänge und Büsche, Flenbüschen und Widnisse, in denen die strengsten Büßer, Asketen oder Anachoreten hausen. Der Fremdling und Wanderer darf nur mit dem Läuten eines warnenden Glöckleins diese Gebiete durchreiten. Wie Tiere der Wüste sind sie scheu, sind sie menschenfieder zurück, ängstlich Blick und Begegnung jedes Menschen meidend. Ganz selten bringen ihnen Beichtväter aus der Großen Lawra Salz und geistlichen Zuspruch. Es sind dürre Gestalten mit dunkelgebrannter Haut und Elendlangen zerzausten Bärten. Sie tragen ärmliche, zerrissene Kutten, über und über gestickt. Und doch sind sie die Heiligen, die das unerschaffne Licht schauen. Worte können die Verklärung ihrer Leiber nicht beschreiben. Manche von ihnen tragen schwere Panzer mit Stacheln und Dornen. Sie sprechen ganz wenig und ganz leise, als ob sie sich der Sprache wieder neu bedienen müßten. Viele haben sich an ewiges Schweigen gebunden. Ihre Stimmen blieben nur noch dem Gottesdienst. Gleich ihrem Ahnherrn Johannes dem Täufer, leben sie nur von Wurzeln und Kräutern. Haustiere und Werkzeug kennen sie nicht. An mühsamer Hände Arbeit verzehrt Tag um Tag. Der allsinkende Sonnenbrand hat ihre Körper schon trocken und hart gemacht. Nur vier Stunden Schlaf kennt der Asket. Einmal im Jahre kommen sie herunter, gemeinsam mit den Vätern des Russikon das Hochfest des heiligen Elias zu begehen.

Der Athos ist eine Pflanzstätte der morgenländischen Kirche. Bräuche und Sitten sind dem römischen Christentum oft fremd. Die Athosmönche haltgen die Spaltung in der Christenheit. Sie selber aber sind ihrer alten Liturgie treu geblieben. Das Lob Gottes und das Leben in Christos, dem Kyrios ist ihre einzige Aufgabe.



Die Bevölkerungsbewegung in den Großstädten

Die Bevölkerungsbewegung in den deutschen Großstädten zeigt ein immer ungünstigeres Bild. Die Geburtenziffer ist gegenüber dem Vorjahr weiter gesunken. Wohl hat auch die Sterbeziffer eine Verringerung erfahren, doch ist der Rückgang nicht so groß, als daß er einen Ausgleich schaffen könnte. Der Geburtenüberschuß sinkt unablässig. Bemerkenswert ist, daß auch die Zahl der Heiraten im Rückgang begriffen ist.

Wochenrundschau

Donnerstag, 3. November: Wegen Lohnstreitigkeiten tritt die gesamte Belegschaft der Berliner Verkehrsgesellschaften in den Streik. Alle Verkehrsmittel sind außer Betrieb. Der am Abend gefällte Schiedsspruch wird aber für verbindlich erklärt. — Das Reichskabinett vertagt die Beschlüsse in der Kontingentsfrage. — Der Reichspräsident verordnet für die Zeit nach der Wahl allgemeinen Burgfrieden. — Die bayrischen Bischöfe erlassen einen Aufruf zur Wahl.

Freitag, 4. November: Der Streik im Berliner Verkehrsgewerbe nimmt größte Ausmaße an. Die von den Gesellschaften versuchsweise eingestellten Verkehrsmittel werden zerstört, Fahrgäste und Personal bedroht und verletzt. Die kommissarische Regierung plant schärfste Maßnahmen. — Ministerpräsident Dr. Braun spricht an Hindenburg: Wir verlangen, in unser Amt als Minister wieder ohne Vorbehalte eingesetzt zu werden. Sonst müssen wir uns erneut an den Staatsgerichtshof wenden. — Papen hält eine Wahlrede im Rundfunk.

Samstag, 5. November: Die Arbeiterpräsides der Katholischen Arbeitervereine Deutschlands, die um eine Unterredung bei Hindenburg nachgesucht hatten, werden nach Rückfrage mit dem Kanzler nicht vorgelassen. — Die deutschnationale Landtagsfraktion, der Reichslandbund, die Grüne Front und die Rheinische Landwirtschaftskammer nehmen scharf gegen die zögernde Behandlung der Kontingentsfrage durch die Reichsregierung Stellung. — Herriot spricht auf dem Parteitag der Radikalen zur Abrüstung.

Sonntag, 6. November: Die Reichstagswahl bringt Erfolge für die Kommunisten und Deutschnationalen, Enttäuschungen für die Nationalsozialisten und Sozialdemokraten sowie Stimmenverminderung für Zentrum und Bayerische Volkspartei. NSDAP erhält 196 (31. Juli 230) Mandate, SPD 121 (133), Komm. 100 (89), Zentrum 69 (76), DN 51 (38), BVP 19 (22). Der Wahltag verläuft ohne größere Zwischenfälle. — Wahlfieber in USA. — Schluß des Parteitages der Radikalen in Frankreich.

Montag, 7. November: In- und ausländische Blätter befassen sich eingehend mit dem Ergebnis der Reichstagswahl und den daraus zu ziehenden Folgen. Alle großen Parteien erlassen Aufrufe über Sinn und Bedeutung der Wahl. Das Zentrum bekennt sich hierbei erneut zu dem Gedanken einer volksverbundenen Regierung: Wir werden jeden verantwortbaren Schritt tun zur Ueberbrückung der Kerrissenheit. — Dr. Mulert wendet sich namens des Städteausschusses erneut an die Reichsregierung und erbittet Hilfe.

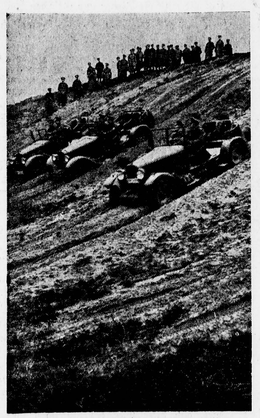
Dienstag, 8. November: Kanzler von Papen sagt in einem Interview: Ich kann nicht erkennen, inwiefern durch das Wahlergebnis eine Kursänderung notwendig wäre. — Vor dem Verein der Ausw. Presse erklärt der Reichskanzler: Deutschlands Recht auf gleiche Behandlung ist kein Bitten um Gnade, sondern unverzichtbarer Anspruch. — Im Bombenleserprozeß zu Allenstein gibt es schwere Zuchthausstrafen. — Der Streik bei der BVG ist abgebrochen. 1500 Arbeiter erneut entlassen.

Mittwoch, 9. November: Bei den amerikanischen Präsidentenwahlen siegte der demokratische Kandidat Franklin Roosevelt mit überwältigender Mehrheit vor dem bisherigen Präsidenten Hoover. Roosevelt erhielt 454, Hoover nur 55 der abgegebenen Wahlmännerstimmen. — Im Reichskabinett bestehen zwischen Minister Warmbold und Landwirtschaftsminister von Braun Meinungsverschiedenheiten über die Kontingentierungspolitik.

Streifzug durch die Woche

Wahlnacht und Geisterheere — Wählendes Volk — „Kirche der Märtyrer" — Diaspora und der Westen — Was sagt Herr Hemmelmann?

Eine Wahlnacht bringt so ihre Unruhen mit sich. Das kommt nicht vom Sender her, der ruhig Ziffern und Zahlen durchgibt. Man ist innerlich zu sehr beteiligt. Man fiebt sich eins mit den Massen, die zur Wahlurne geschritten sind. Man wünscht so heiß, es möchte ein Ergebnis herauskommen, das endlich dem deutschen Volke eine Sicherheit nach innen und nach außen gäbe. Was man in den Pausen sinnt, will wenig zu der heiteren Musik passen, die mit Recht vom Rundfunk eingelegt wird. Immerhin erlaubt sie, sich



Kraftfahrerprüfung in Döberitz

Für die Kraftfahrer der Reichswehr- und Marineformationen findet alljährlich in Döberitz ein Geländefahrkursus statt, dessen diesjährige Schlußprüfung unser Bild zeigt. Das Bergabfahren auf hügeligem Gelände und schlechtesten Straßen stellt an das fahrtechnische Können, die Geschicklichkeit und die Ruhe der Prüflinge die stärksten Anforderungen.

das Bild deutlicher vorzustellen, das der Ausgang über die Technik des Wahlganges und der Stimmenzählung entrollt. Man singt zum Technischen geistige Erwägungen. Wie Friedrich Schreibvogel es in seinem neuen Roman „Liebe kommt zur Macht" schaut, so ist es wirklich. Ueber den Massen, die sich feindlich gegeneinander bewegen, schweben Geisterheere. „Ein unsichtbares Heer über den Köpfen kämpft alle sichtbaren Ereignisse aus, Majestät. Ihre Gedanken, Hoffnungen, Wünsche, Träume bestimmen die Welt, nicht die Menschen, die man gerade vor sich sieht... Das Kommende, das niemand sieht, lenkt uns eigentlich, nicht das, was schon da ist ...."

Dann wieder träumt man sich in das Herz all dieser Menschen hinein. Sie gehen sicher jeder für sich über den bunten weichen Teppich eines Herbstwaldes mit genau den gleichen Gefühlen. Sie sehnen sich alle nach einem Stücklein Heimat, nach einem bescheidenen Glück. Das ist es eigentlich, was sie wählen. Sie schlagen sich nur die Köpfe ein, weil sie den anderen für den Feind dieses ihres berechtigten Verlangens halten. Wären sie alle überzeugt, daß es Männer gäbe, die nur eines wollten, nämlich das Gemeinwohl, so gaben sie mit wenigen Ausnahmen diesen Männern ihre Stimme. Und doch ist auch das nicht die ganze Wahrheit. Sie fühlen auch, daß es hohe Ideale gibt, für die man kämpfen, für die man sein Glück opfern muß. Sie wollen bei den großen Entscheidungsschlachten dabei sein, die heute geschlagen werden.

Kartenfiguren spielen Theater

Während des Deutschen Skatkongresses in Altenburg wurde auch das Festspiel „Skat" aufgeführt, das von dem Altenburger Skatmaler, O. Pech, verfaßt wurde. In diesem Bühnenspiel werden die Figuren auf den Skatkarten in einer originellen Weise zum Leben erweckt. Die vier Wenzel haben einem skatungeübten jungen Mann das Spiel beizubringen, da ihm sonst der künftige skatwütige Schwiegervater die Hand der heißersehnten Herzdame verweigert. Auf unserem Bilde sieht man vier junge Mädchen in den Kostümen der Kartenfiguren beim Spiel.

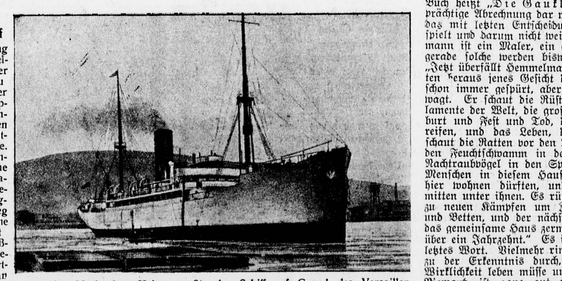
Der gelehrte Professor Albert Ehrhard wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich unter der Begleitung ganz gewöhnlicher Rundfunktanzmusik in seinem neuen Buche von der „Kirche der Märtyrer" gelesen habe. Man muß dem Verband der katholischen Akademiker aufrichtig dankbar sein, daß er die Herausgabe solcher Werke ermöglicht und daß er ihnen eine Gemeinde wirbt. Gerade dieses Buch könnte nämlich heute besonderen Nutzen stiften. Es bietet uns nicht nur einige erbauliche Legenden, die das Herz erheben, sondern Geschichte, ganz große Weltgeschichte. Man erlebt das Wachstum des Christentums in den zwei Jahrhunderten vor dem Siege Konstantins des Großen. Und was hier das Wichtigste ist, man erlebt in all dem unsere Zeit. Jene Begegnungen von Christentum und römischer Staatsauffassung, wie ähneln sie doch den heutigen Kämpfen, die um den totalen Staat herum ausgefochten werden. Der Akademiker, der dieses Buch durcharbeitet, wird naturnotwendig in das Geschehen der Gegenwart hineingerissen und zur tätigen Mitarbeit begeistert werden. Zweifellos wäre das ein großer Gewinn, denn niemals bedürfte das Volk zu seiner Führung so der Gebildeten, wie heute.

Inzwischen ist wieder ein Gesamtergebnis herauszukommen. Man beginnt leise zu fragen, wie sich etwa das Zukunftsbild des Reichstages entwickeln werde. Doch dafür ist die Zeit noch nicht da, also warte in Geduld. Das Anschwellen der Kommunistischen Welle lahnt eher die Betrachtung. Der Marxismus ist an absoluter Zahl, wenn man die Sozialisten mitrechnet, gewachsen.

Es dürfte ihm auch zugute kommen, was im nationalsozialistischen Lager vorgegangen ist. Hat man auch fünfzehn Prozent verloren, die stärkste Partei ist man dennoch geblieben. Man hat von Tag zu Tag im Verlauf des Wahlkampfes seine Ziffern erhöhen können. Hätten die Gelder zur Verfügung gestanden, die anderen gedient haben, man hätte kaum eine Einbuße erlitten. Was aber blieb, ist gefestigter, liegt mehr in einer Linie, ist radikaler. Die Hälfte derer, die ins neue Parlament einziehen, sind bekanntermaßen gegen das Parlament. Sie sind gegen das Bestehende und können sich jeden Augenblick, wenn es einen Stoß gegen das Bisherige gibt, zusammenfinden. Ueberlassen wir das ruhig der Zukunft, drückt die Gegenwart auch noch so sehr auf schnelle Entscheidung. Hier und da hat man sich auch eines kleinen Fluches schuldig gemacht. Wie tapfer haben die Katholiken der Diaspora gewählt, und wo blieben denn die Zehntausende des Westens? Im Kampf gegen den Kommunismus hätten diese Stimmen schon etwas bedeutet! Mancher war vielleicht in einer Nachmittagsandacht, aber es kann Augenblicke geben, in denen es wichtiger ist an der Wahlurne zu sein, als im stillen Kämmerlein.

Die „Möwe" als Frachtschiff

In aller Erinnerung sind noch die Heldentaten, die der deutsche Hilfskreuzer „Möwe" unter Führung seines tapferen Kommandanten, des Grafen Dohna, im Weltkriege vollbrachte. Das Schiff durchbrach die englische Postenkette im Kanal, führte monatelang einen erfolgreichen Kaperkrieg gegen die feindliche Handelsschiffahrt und kehrte schließlich mit vielen Gefangenen und wertvoller Beute an Bord in die Heimat zurück. Nach dem Kriege mußte das Schiff auf Grund des Versailler Vertrages an England ausgeliefert werden. Jetzt wird es unter dem Namen „Greenbrier" als Frachtdampfer benutzt.



Gronau in Rom

Der deutsche Flieger von Gronau hat seinen Flug rund um die Welt nunmehr beendet und ist in dem italienischen Hafen Ostia eingetroffen, wo er von dem italienischen Luftfahrtminister Balbo (auf dem Bilde links, dem Beschauer abgekehrt) herzlich begrüßt wurde.

Jetzt ist das Wahlresultat in soweit da, daß man urteilen kann. Es beginnen die klugen politischen Stammtischgespräche steigen mit dem schäumenden Tropfen. Ich mache mir für mich meinen Reim und komme zu der Ansicht: Für jene Kreise in Deutschland, die das Parlament gern ausschalten oder den Volksstaat in einen autoritären Obrigkeitsstaat verwandeln möchten, ist eine Wahl, die einen Reichstag hervorbringt, dessen Arbeitsfähigkeit nicht einem halben Wunder zu danken wäre, ein großer Sieg. Für jene, die einen Volksstaat wollen und die mit einer Wahl zu beweisen gedenken, daß die Regierung nicht im Volke wurzelt, ist das Ergebnis ebenfalls ein großer Sieg. So haben denn alle Grund genug, froh zu sein und ihre respektiven Fahnen zu schwingen. Die einen werden einen Siebenhöcher trinken, die anderen eine Flasche Sekt. Es gleicht sich ungefähr aus. Uebrig bleibt praktisch wohl nur der Weg zu einer Regierung, die vom Parlament ziemlich unabhängig wäre, die aber dennoch aus Männern bestände, die Rückhalt in den Parteien und im Volke hätten. Sie könnten, wenn sich die Wogen einmal wieder beruhigt haben werden, dann später dem Volke zurückgeben, was des Volkes ist. So wäre eigentlich allen gedient, den Autoritären und den Volksstaatlern, den Reichspräsidenten und der Verfassung. Denn bei ein wenig Klugheit und Vernunft ließe sich dergleichen auf verfassungsmäßige Weise wohl durchführen. Das sollen aber nicht meine Sorgen sein. Der Junge im Hof weiß es ostendbar besser, denn er singt ohne Unterlaß: Hindenburg baut den Panzerkreuzer, o Monna; Der Papen, der wird Oberkeizer, o Monna; Der Brüning schafft die Kanzen rein, o Monna; Der Adolf, der will Führer sein, o Monna! ...

Man kämpft in solchen Stunden immer wieder den alten Kampf zwischen Pessimismus und Optimismus durch. So wie der Hans Hemmelmann, den uns Rudolf Herz in seinem ersten großen Roman vorführt. Das Buch heißt „Die Gaukler" und stellt eine prächtige Abrechnung dar mit einem Geschlecht, das mit letzten Entscheidungen immer wieder spielt und darum nicht weiter kommt. Hemmelmann ist ein Maler, ein echter Künstler, und gerade solche werden bisweilen melancholisch. „Oft überfällt Hemmelmann aus seinen Morgen heraus jenes Gesicht der Zeit, wie es es schon immer gespürt, aber nie zu schauen gewagt. Er schaut die Rüstkammern und Parlamente der Welt, die großen Städte voll Gehurt und Fest und Tod, die Felder, die noch reifen, und das Leben, das noch rinnt, er schaut die Ratten vor den Türen Europas und den Feuchtschwamm in den Kellern und die Nachtraubvögel in den Sparren. Es wohnen Menschen in diesem Hause, als ob sie ewig hier wohnen dürften, und die Oede wohnt mitten unter ihnen. Es rüsten sich Geschlechter zu neuen Kämpfen um Zimmer, um Tische und Betten, und der nächste Wetterstrug wird das gemeinsame Haus zermalmen, übers Jahr, über ein Jahrzehnt." Es ist nicht des Malers letztes Wort. Vielmehr ringt er sich schließlich zu der Erkenntnis durch, daß man in der Wirklichkeit leben müsse und nicht in Utopien. Niemand ist ganz gut und niemand ganz böse. Nichts ist ganz schwarz und nichts ist ganz weiß. Immer wird das Leben eine Mischung bleiben, und es ist eine Torheit, alles von heute auf morgen in etwas Neues wandeln zu wollen. Die Toni sagt am Schluß: „Wir haben nur unsere Liebe und unsere Arbeit". Worauf Hans Hemmelmann: „Und wir müssen sie leisten, jeder für sich, wo wir stehen, so groß und so klar und so freudig, als ob wir für die Ewigkeit bauen dürften, auch wenn die Vernichtung schon morgen über uns hereinbricht." Warum Vernichtung? Am Ende wird das Wetter doch besser ....

Der Mann im Monde.

Hoeschs Ankunft in London

Der bisherige deutsche Gesandte in Paris, von Hoesch (rechts), ist zur Uebernahme seines neuen Amtes in London eingetroffen, wo ihn unser Bild nach seiner Ankunft mit dem Grafen Bernstorff (links) auf dem Victoriabahnhof zeigt. Am Mittwoch wurde der neue deutsche Botschafter von Hoesch vom König in Audienz empfangen, um diesem seine Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

Der erste Lokaltermin des Reichsgerichts

Zum ersten Male in seinem Bestehen hat jetzt das Reichsgericht außerhalb Leipzigs einen Lokaltermin abgehalten, und zwar in Berlin in dem Wiederaufnahmeverfahren gegen Bullerjahn. Der Lokaltermin fand auf dem Wege statt, den Bullerjahn zu dem französischen Leutnant Jost gegangen sein soll. Links (Profil) sieht man den Senatspräsidenten Bünger, rechts neben ihm Walter Bullerjahn und noch weiter rechts (mit Spitzbart) den Verteidiger Rosenfeld.

Aus fernen Zonen

Bilder aus Persien

I.

„Im Namen Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen — so beginnen unsere alten Bücher. Aga. Lesen Sie sie sie sind die Vergangenheit Persiens, in ihnen ist die Wahrheit."

Die Stimme des Hausherrn erklingt. Schwerfällig erhebt er sich vom Diwan, und seine Hand streichelt die Reihen dicker Saffianbände. Neben dem gebrechlichen Stuhl, der für den Gast aus dem nächsten Laden ausgeborgt ist, haben sich noch drei Männer zwischen den Büchern niedergelassen: ein hiesiger Gelehrter, in Pantoffeln, mit uralter Brille in schwerer Fassung; ein Brünetter mit wirrem Haar und unwahrscheinlich krummer Nase; und einer jener jungen Leute, die man hier Perengi-Mead — wie ein Europäer — nennt, der mit einem eleganten, von Monogrammen bedeckten Stöckchen spielt. Er heißt Sader-Hassan — der geduldige Hassan. Die verschiedenen Wälzer in den Händen des Hausherrn sind von blauen Tuschreichen bedeckt, über der Schrift ist eine farbige Miniatur-Zeichnung: ein Baumstamm, ein herabhängender Zweig, auf dem Teppich sitzen Weise. ein Dichter liest stehend seine Verse.

„Damals war Persien das Haus des Glücks und der Freude", sagt der Hausherr.

„Und wie ist das heutige Persien?"

Als erster antwortet der Brünette, Redakteur einer fortschrittlichen Zeitung: „Monsieur, das heutige Persien ist noch nicht geboren. Damit Persien das wird, was es sein kann, braucht es Freiheit. Wie in Europa, Monsieur. In Teheran erscheinen 14 Zeitungen und keine von ihnen sagt die Wahrheit."

Wie ein Echo flüsterte der Hausherr: „Früher war Persien das Haus der Gleichheit. Jeder konnte Bettler oder Minister werden. Und das Glück war da; davon erzählen unsere alten Bücher."

Lächelnd hörte der Gelehrte ihnen zu. Er glaubt, er kennt die Wahrheit: „Das heutige Persien, Herr, hat Teheran verlassen. Fahren Sie nach dem Süden — dort kennt man es noch. Die Perser haben immer an ihrer Tradition gehangen, jetzt wollen sie wie Europa sein — das ist das Unglück Persiens, Jedes Volk hat seinen Weg und sein Glück."

Als ich mich schon verabschiedet habe, holt mich mit dem Stöckchen winkend der „ausdrüsige Hassan" ein: „Die Schriftsteller sind überall gleich, Monsieur. Jeder sieht die Welt so, wie er sie haben will. Wenn Monsieur das wirkliche Persien sehen will, es würde mir eine Ehre sein, Monsieur in die Berge zu begleiten."

II.

Lalesar ist eine Straße des heutigen Persiens, mit spiegelglattem Belag, mit einer endlosen Reihe von Autos, Wagen, verschiedenfarbigen Uniformen, Achselbändern, Verkehrspolizisten mit weißen Handschuhen, Ladenschildern, Spiegelscherben, Restaurants, Cafés.

An der Ecke Tup-chane wimmelt schwarz die Volksmenge. Ueberall sind Soldatenketten aufgestellt, eilen geschäftig die Polizisten. Aus der Ferne hört man Orchesterklänge, nähert sich das Gerausch des Beifallklatschens. Auf dem Platz erscheint eine Reitergruppe: blaue Umhänge wehen über Samtuniformen, goldene Federbüsche, Fähnchen an den Lanzen. Nach den blauen Uniformen kommen grüne, nach den grünen — orangefarbene. Die Minister reiten vor einem Zug fuchsfarbener Pferde, die einen schweren goldenen Wagen schleppen. Statt der Wandungen — Spiegelscheiben. Auf einem Tronsessel sitzt mit napoleonisch gekreuzten Armen Riza Schah Pelchlewi, ein früherer Kosake.

„Allah-hesret. Allah-hesret!" raunt es rings herum. Die Mützen werden abgenommen, man klatscht Beifall. Immer lauter und lauter klingen die Märsche, dröhnen die Räder der Artillerie, rollen Panzerautos. Der Wagen ist schon längst auf die Lalesar abgebogen, aber die Kompanien und Bataillone wollen kein Ende nehmen. — Eine um so bemerkenswertere Wandlung, da zur Zeit des Weltkrieges die einzige bewaffnete Macht in Teheran eine Kosakenbrigade war, die unter dem Befehl des russischen Gesandten stand.

III.

Schiras liegt in einem Kessel zu Füßen des Reisenden, der den Weg von Ispahan nimmt — ein einziges Stück gelben Tons, aus dem die durchgehende Mauer, die Türme, der durchbrochenen Mauern geknetet ist. Eine Menschenbrandung umfängt unser Auto. Der Chauffeur hat kaum Zeit, das Steuerrad zu drehen. Araber, Inder, Neger, Männer, Frauen, Händler, Wasserverkäufer, Eselreiter, Karawanen, alles eilt, rennt durcheinander, schreit tausendstimmig, überönt unsere Hupe. Mit plötzlichem Entschluß gibt der Chauffeur Gas. Für einen Augenblick wird wie durch ein Wunder der Weg frei, aber nach einigen Metern ist man wieder ebenso hoffnungslos eingekeilt. Das Auto wird von einer Bettlermenge umlagert, aus den Lumpen strecken sich uns nackte, zitternde Arme entgegen . . .

Mit Mühe biegen wir in eine Seitengasse ab — und wieder ein Hindernis. Quer über der Straße liegt ein Mensch. Sein Kopf gleicht einem riesigen Kürbis, dünne Arme, unnatürlich lange Beine — der Riese hat Elefantiasis und kann sich nicht rühren. Mieht nur seine Verwandten, sondern anscheinend die ganze Straße nutzt die Krankheit aus. Neben dem lebendigen Hindernis hat sich eine Menge angesammelt. Einige Münzen machen den Weg frei. Man hebt den Kranken auf — das Auto kann weiterfahren . . .

„Die Handelsgesellschaft gibt heute ein Bankett, wollen Sie mitmachen? Wir haben eine Partie Kaftun bekommen."

Ich verstehe die Zusammenhänge nicht, und werde eingeweiht: Als die Nachricht von der Ankunft der Karawane sich verbreitet hatte, wurde es in der Handelsgesellschaft leer. Die hiesigen Kaufleute wollten abwarten, ob die „Keroni" — Fremden — es eilig haben. Dann kann man den Preis herunterhandeln. Die Handelsgesellschaft hatte es nicht eilig. Man wartete auf beiden Seiten. Das Bankett war ein Kompromiß zur Lösung des Konflikts. Nach langem Teetrinken wird man ohne seinem Selbstbewußtsein etwas zu vergeben, endlich von dem zu reden anfangen, was alles einzig interessiert.

„Hier muß man handeln können. Kürzlich ist ein Europäer nach Schiras gekommen, wollte eine größere Partie Ware verkaufen, rief die Kaufleute zusammen, — glauben Sie, er hat ein Stück verkauft? Man glaubte ihm einfach nicht. Welcher solide Mann wird einfach so im Handumdrehen verkaufen? Hier ist das Handeln eine Kunst."

IV.

Die letzte Strecke von Schiras zum Persischen Golf ist am schwierigsten und gefährlichsten. Der nicht für Autos eingerichtete Weg geht über steile Abhänge und Gruben. Das Leben hängt vollkommen von dem tadellosen Funktionieren der Steuerung und der Bremsen ab, und die Maschine wird gründlich überholt, ehe wir uns in die Berge wagen.

Die südliche Nacht bricht plötzlich herein. Eine stumme, feierliche, alles verschlingende Stille. Kein Tier-, kein Vogelschrei, nur manchmal, die Erstarrung der einsetschlafenen Erde durchbrechend, kommen leiser oder lauter gleichmäßige Töne, als schlügen einige Mann im Takt auf verschieden dicke Eisenreifen. Die einzelnen Töne sind nicht zu unterscheiden, es ist unmöglich, zu sagen, ob sie von weither oder aus der Nähe kommen. Bis plötzlich im Scheinwerfer eine Kamelkarawane auftaucht: die gedämpften Tiere sich erschreckt zu einem Haufen zusammenballen, wütende Flüche der Treiber erschallen . . .

Wir hören Hufschläge. — Wieder eine Karawane? Mein Chauffeur löscht wortlos die Scheinwerfer. Der Hufschlag kommt näher. Ich unterscheide im Sternenlicht Uniformen.

„Wer da?"

Ich zeige meine Papiere.

„Sill-Allah-Khan bittet Monsieur, seinen Sternenrift mit seiner Anwesenheit zu beehren. Sill-Allah-Khan wäre verzweifelt, wenn Monsieur sich die Mühe einer Nachtreise machen würde."

Ich weiß nicht, wer Sill-Allah ist, aber ich weiß, daß eine Absage in den einsamen Bergen unangenehme Folgen haben kann, und kletere die im Granit ausgemeißelten Stufen irgendwohin nach oben. Der mit Steingeländer umgebene Felsvorsprung ist ein Wunder: hundert Meter von tropischer Hitze entfernt, hat hier ein ständiger Luftwirbel eine kühle Oase geschaffen. Zwei verschiedenfarbige Leuchtschalen lassen mich die adeligen Finger des Khans erkennen. Nach langer, belanglofer Unterhaltung erfahre ich den Grund der Einladung. Im Süden ist gerade ein Bauernaufstand, und dort ist es „nicht gut" für einen Europäer.

B. Malischewski.

Der „große Berggeist"

Das Geheimnis der Bergriesen in Himalaja in der Vorstellung der Bergbewohner

Die Teilnehmer an der Himalaja-Expedition sind nun fast zurückgekehrt. Die letzten Meldungen über den „Mißerfolg" dieser deutschen Expedition sind gelöst. Die Expedition war erfolgreich bis zu dem Augenblick, als das Wetter sich änderte. Die beiden Berufsleiter Fritz Bechtold und Willi Merkl hielten auf Lager 7, kurz vor dem Gipfel, treue Wache. Auf Lager 6 befanden sich die anderen Mitglieder. Man „lauerte" auf der Höhe von 7000 Metern auf den Gipfel. Wenn wir unseren Viertausender-Riesen der europäischen Alpen betrachten, dann können wir uns vielleicht eine schwache Vorstellung davon machen, wie gigantisch das Gipfelbild des Himalaja-Riesen sein muß. Und wenn die Eingeborenen die Riesenfelswände, die zu den Wolken emporsteigen, hinaufsehen, wenn sie die Gipfel der Bergriesen, hoch über den Wolkenschleiern noch hinausragen sehen, dann werden sie in ihrem kindlichen Aberglauben an nichts anderes mehr denken können, als daß auf diesem Berggipfel ihre Gottheiten wohnen.

Nie hat diese Gipfel ein Menschenfuß bis jetzt betreten. Und auch dieser Expedition ist es nicht gelungen, zum Gipfel vorzustoßen. Schneestürme hatten eingesetzt. Tage hindurch schneite es, so daß der „Weg" von Lager 7 zu Lager 8 mit anderthalb Meter tiefem Schnee belegt war. Fritz Bechtold und Willi Merkl harrten auf ein Nachkommen der übrigen Expeditionsmitglieder; sie warteten auf den Nachschub, um neuen Proviant entgegennehmen zu können. Aber der Nachschub blieb aus. Die beiden „Höchsten" mußten den beschwerlichen Weg zu Lager 6 zurück. Immer neue Schneemassen stürmten sich auf. Ein Zurück zu Lager 7 war daher unmöglich. Man entschloß sich zur Umkehr; nur Merkl, Wiesner und Herron blieben oben, um noch einmal eine Gelegenheit abzuwarten, die es ihnen gestattet, die eingesichneiten Sachen der Expeditionsteilnehmer auf Lager 7 zu bergen. In einem Monat wollen auch die übrigen Expeditionsmitglieder zurück sein.

Eines der zurückgekehrten Expeditionsmitglieder gewährte nun einem Pressevertreter ein Interview, das insofern recht interessante Aufschlüsse bot, als es einen Einblick in die Volksseele dieser Bergmenschen am Fuße der Himalaja-Riesen ermöglicht. Es gibt Berge, die im Volke mit einem Kreis von Sagen und aberaläubischen Geschichten umwoben werden. Ich denke hier nur an die sagenreichen Berge unserer Alpen, an den Untersberg, den Watzmann, das Hitt-Gebirge bei Innsbruck, „Das blaue Licht" usw. Um die Eiswände von Piz Palü, Piz Bernina, des Montblanc, um die Felsenwände des Matterhorns und um den Aufbau des Großglockners — um jede bizarre oder eigenartige Form der Berge hat das Volk sich eine Geschichte erzählt und von Generation zu Generation übertragen. Wie der Bewohner der Meeresküste Himmelserscheinungen über dem Meere deutet, so deutet der Bergbewohner irgendeine auffallende Erscheinung an den Felswänden, zu deren Füßen er wohnt. Und wenn schon in Europa die Bergmenschen — ich meine damit die Bewohner der Bergtäler und Bergsiedlungen — abergläubisch sind gegenüber ihren Bergen, wie muß erst in der Seele der Menschen im Himalaja-Gebiet der unerreichbare Berggipfel seine geheimnisvolle Rolle spielen.

Von allen Expeditionen, die bisher in das Himalaja-Gebiet vorgedrungen sind, wissen wir, wie die einheimischen Träger zunächst zurückschrecken, wenn ihnen das Ziel der Expedition mitgeteilt wird. Viele weigerten sich überhaupt, weiterzugehen oder sich nur an der Expedition zu beteiligen. Die Berge, die mit ihren übermächtigen gigantischen Wänden und mit ihren die Wolken tragenden Gipfeln, sind ihnen heilig. Da oben thronen die Gottheiten. So erzählt Dr. Hamberger, ein Teilnehmer an der Nanga-Parbat-Expedition, daß die Träger sich nur schwer den Glauben nehmen ließen, daß auf den Himalajariesen Götter thronen. Die Träger aus dem Stamme der Hundza und der Balti waren Menschen, mit denen die Expedition aufreiben war. Aber sie fühlten sich diesem Achttausender gegenüber nicht recht wohl. Geisterberg nannten sie den Nanga Parbat. Und sie meinten, daß man den hohen Berg nur deshalb besteigen wolle, um den Geistern auf dem Gipfel einen großen Goldschatz zu entreißen.

Die leuchtende Gipfelkrone Himatschals — wie der Himalaja in der indischen Dichtersprache genannt wird — ist der Sitz der Gottheit, und um die Götter-Mutter des Landes, Tschomolungma, webt Volksglaube Sagen und Mythen, wie einst die Römer und Griechen um ihre Berge. Nur der, der mit Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Berge sich ihren Gipfeln nähert, darf sie betreten. Der Lästerer wird zerschmettert. Dieser Glaube ist im Volke Asiens tief verankert. Wir sehen auf die Berggipfel das Kreuz Christi, die Völker am Fuße der asiatischen Berge sie in ihrem armen Aberglauben die Götter auf dem Berge thronen.

Wissenswertes Allerlei

In den Vereinigten Staaten gibt es nicht weniger als siebzehn Städte, die den Namen Bristol führen. Die meisten von ihnen wurden so getauft von Männern, die aus dem englischen Bristol ausgewandert waren, um ihr Glück zu machen. Jetzt ist ein Film von dem englischen Bristol aufgenommen worden, der in den siebzehn amerikanischen Schwesterstädten vorgeführt wird.

*

Bei Ausgrabungen in der Nähe von Kairo wurden statt der kostbaren altägyptischen Kunstgegenstände, die man zu finden hoffte, eine Sammlung runder Gegenstände gefunden, die sich nach der Säuberung als Strauseneier entpuppten. Die Archäologen haben berechnet, daß diese Eier fünftausend Jahre in der Erde gelegen haben. Es sind die ältesten Eier, die die Geschichte kennt.

*

Allein in Nord-Rhodesia in Afrika sind in den letzten zehn Jahren über zehntausend Europäer eingewandert. In diesen Teilen völlig wilden Gegenden leben jetzt 13 846 Weiße.

*

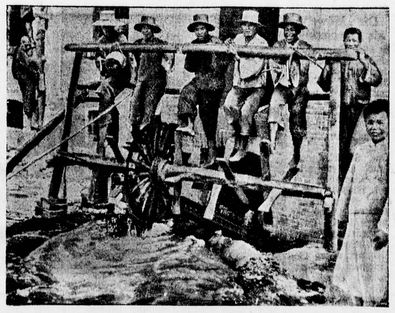
In London gibt es 112 000 Motorräder, 250 000 Privatautos und 91 000 Lastautos, während Berlin nur 44 000 Motorräder, 55 000 Privatautos und Autodroschken und 16 000 Lastautos hat.

*

Die Bevölkerung der ganzen Erde wird jetzt auf 1 850 Millionen veranschlagt. Vor 200 Jahren wurde angenommen, daß es 600 Millionen Menschen gäbe, doch dürfte damals die Zahl ungen.. erfaßt worden sein. Prof. Cast von der Harvard Universität in Amerika sagt, daß jeden Tag 150 000 Menschen geboren werden, während nur 100 000 sterben.

Technische Nothilfe in China

Die chinesische Stadt Sinyantschau wurde von einer verheerenden Ueberschwemmung heimgesucht. Während man bei uns in solchen Fällen Feuerwehr u. Technische Nothilfe mobilisiert, wurden dort einige hundert Kulis aufgeboten, die mit diesen primitiven, für China charakteristischen Treträdern das Wasser aus den Kellern der Stadt pumpten.



Peter wird Detektiv

Skizze von Franz Stoldt-Berlin

„Alle Wetter!" sagte Proviantverwalter Kuhlmann empört und suchte erfolglos in sämtlichen Taschen. Der Schlüssel zum Proviantraum war fort! Das konnte eine schöne Geschichte werden.

„Die „Cap Verde" hatte soeben Lissabon verlassen. An Deck drängten sich mehrere hundert Zwischendecker, die nach Brasilien auswandern wollten. Kuhlmann warf einen sorgenden Blick auf die ihn umgebenden Portugiesen. Zwischen ihnen war der Spitzbube, der ihm den Schlüssel zu Abfahrtsbeginn aus der Rocktasche gestohlen haben mußte.

Der Verwalter ließ den Bootsmann rufen und legte ihm den Sachverhalt klar. Der alte Jakob blinkte mit den Augen und biß ein neuen Priem ab. „Na, Herr Kuhlmann, das wird schwer halten. Aber wenn einer klaut, müssen wir ihn bis Madeira zu fassen bekommen, sonst flittert er möglicherweise so, daß es eine Hungersnot an Bord gibt. Kuhlmann nickte verdrossen.

Abends nahm er den Reserveschlüssel zum Proviantraum vom Haken und stieg hinunter ins Schiff. Dann legte er sich in Kleidern auf sein Sofa und versuchte in unruhigen Halbschlummer. In den Morgenstunden weckte ihn lautes Klopfen. „Herr Kuhlmann, die Spuren sind da! Vom Proviantraum nach Luke Drei, Zwischendeck."

„Das nützt noch nicht viel, Bootsmann", knurrte der Verwalter an Deck, „aber es beschränkt den Personenkreis immerhin schon auf zweihundert Menschen. Sehen Sie die Karbolflecken, Bursch? Er hatte irgendwelchene Sandalen, es war also ein Portugiese."

„Ja", antwortete der Bootsmann, „und nun wäscht er seine Sandalen, und wir sehen in den Mond! So bekommen wir ihn nicht!"

Der alte Jakob kaute doch auf seinem Priem und sah nachdenklich über das noch stille Hauptdeck. Aus der Kombüse kam eben der Schiffsjunge mit einem Kessel dampfenden Kaffees, ihm folgte Peter, der schwarze Schiffskater, auf den Fersen. „Wir Menschen sind manchmal ein bißchen dumm, Herr Kuhlmann", brummte der Bootsmann, „morgen vermittag haben Sie Ihren Spitzbuben!" Der Verwalter zuckte ungläubig die Achseln. Er schüttelte auch mißtrauisch den Kopf, als ihm Jakob abends eine kleine Flasche gab mit der Anweisung den Inhalt über eine abgeschabte Mette im Proviantraum zu gießen.

Am nächsten Morgen fanden sich keine Spuren an Deck. Der Verwalter machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter; der nächtliche Besucher hatte eine wahre Verheerung unter den Proviantbeständen angerichtet. Kuhlmann sah mißmutig auf das Verdeck, auf dem die Matrosen damit beschäftigt waren, die Sonnensegel aufzubringen. Die eine Hälfte des Decks war besonnt, als der Bootsmann seine Leute zusammenrief. „So Kinder! Die Passagiere haben erstmal Schatten genug. Nun macht das Ladegeschirr auf dem Achterdeck klar! Hier arbeiten wir nachher weiter."

Die Matrosen verschwanden nach achteraus, nur der Bootsmann blieb zurück und beobachtete die an Deck befindlichen Zwischendecker, die gern die schattige Seite des Schiffes aufsuchten, um dort ihre unterbrochenen Karten- und Würfelspiele fortzusetzen. Plötzlich kniff Jakob die Augen zusammen. Von der Back strich schnurrend der Schiffskater auf das Verdeck hinab, dehnte sich wohlig in der Sonne und ließ sich von den Umstehenden streicheln. Dann schlich er weiter über das Deck. Jetzt hob er den Kopf und schnupperte wollüstig in die Luft. Peter mußte etwas außerordentliches wahrnehmen. Er machte einen krummen Rücken, sträubte das Haar, hob den Schwanz, marschierte, hüpfte und sprang dann auf die Schattenseite hinüber auf eine Gruppe kartenspielender Portugiesen zu.

Der Bootsmann schielte befriedigt, ging zu dem mit verkniffenem Gesicht an der Reling lehnenden Verwalter, grüßte stumm und meldete: „Herr Kuhlmann, wir haben ihn!" — „Ich halten Sie mich nicht zum Narren, Jakob! Hier sind einhundertfünfzig Menschen an Deck. Haben Sie Hühnerstraßen in der Tasche?" — Der Alte schmunzelte breit. „Das nicht. Aber passen Sie mal auf!"

Nach zwei Minuten war er mit zwei handfesten Matrosen vom Achterdeck zurück. „So, Jungens! Da vorn, an Achterkante von Luke Drei sitzen fünf Portugiesen beim Kartenspielen. Den mit der Binde über dem rechten Auge, an dem der Peter so schnurrend längsstreicht, den kriegt Ihr zu packen. Und Du, Hannes langst ihm mal fix in die Hosentaschen hinein! Da ist ein Sicherheitsschlüssel drin, der gehört uns. Und wenn Ihr den habt, dann gebt dem Kerl ein paar Ordentliche in den Nacken. Für jeden Knuff bekommt Ihr eine Zigarre."

Die zwei Matrosen stampften arinsend auf die ahnungslosen Kartenspieler zu und ergriffen den sich in fassungsloser Bestürzung Sträubenden.

„Was? Der Kerl will mich hissen!" Hannes holte aus und gab dem unglücklichen Opfer eine schallende Ohrfeige. Der andere Seemann hielt ihn fest, und Hannes schwang gleich darauf triumphierend einen glänzenden Schlüssel. „Hier Bootsmann!" — „Auch für mich eine Zigarre!" schrie sein Helfer und holte mit Boxerstellung aus. „Hier, Du Schlüsselmarder! Damit Du nicht scheel wirst."

Der am Deck entstandene Tumult besänftigte sich rasch, als der Proviantverwalter in fließendem Portugiesisch den Mitreisenden den Vorfall erklärte. Kuhlmann empfing seinen Schlüssel aus den Händen des Bootsmanns. „Mensch, Jakob, großartig! Großartig! Sie sind ein Zauberkünstler. Nun sagen Sie mir um alles in der Welt: Wie kamen Sie gerade auf den Menschen?"

Jakob lachte. „Als ich gestern früh den Peter herumstreichen sah, dachte ich: In mancher Hinsicht sind die Tiere begabter als die Menschen. Unser Verstand ist gut entwickelt, aber unsere Nase ist ein bischen zu kurz gekommen dabei. Ich habe dem Kerl einen Geruch angehängt, daran hat der Kater ihn erkannt."

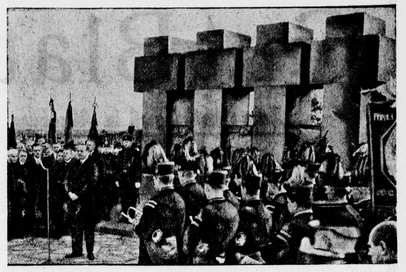
Kuhlmann machte runde Augen. „Ich verstehe noch immer nicht ganz, Bootsmann. Der Kater?" Der andere zog einen kleinen Zettel aus der Tasche.

„Der Peter, Herr Verwalter! Bei so schönem Sonnenschein wie heute schnurrt ein Kater immer in der Sonne und Wärme. Nur ein Mittel lockt ihn in den Schatten." Der Bootsmann wies auf die Hälfte des Decks, die schon unter den Sonnensegeln geschützt lag. „Dies war es!" Kuhlmann schaute verblüfft auf die kleinen Wachstaben: Baldrian-Tinktur!

Er streckte dem Bootsmann die Hand hin. „Es war doch nicht die Nase vom Peter allein, es war auch Ihr Mutterwitz, Bootsmann, Danke! Und nun holen Sie Ihren Rum und Ihre Zigarren! Wir wollen ein gemütliches Glas daraus machen, damit Ihre Leute auch einige bekommen."

Ein Denkmal für die Opfer von Alsdorf

Auf dem neuen Friedhof in Alsdorf bei Aachen ist jetzt ein eindrucksvolles Denkmal eingeweiht worden für die 259 Bergleute, die vor zwei Jahren bei der furchtbaren „Katastrophe auf der Grube „Anna" den Tod fanden. Fast 200 von ihnen sind auf diesem Friedhof beigesetzt.



Die Burg Kriebstein gefährdet

Das Mauerwerk des Kapellenbaues am Schloß Kriebstein in Sachsen weist seit einiger Zeit infolge einer Senkung des Fundaments große Risse auf. Dieser Teil der historischen Burg droht in aller Kürze ins Tal hinabzustürzen.

Goethe-Medaille für einen Amerikaner

Die im Goethejahr vom Reichspräsidenten gestiftete Goethemedaille ist jetzt auch dem Amerikaner Dr. Emanuel Baruch für seine Verdienste um die Goetheforschung verliehen worden.

Der Bestmann

Von Kurt Bock, GDS

Havelabwärts, weit hinter jenen schlimmen Segelgewässern, denen ob aller Regatten und Familienfahrten eine Verkehrspolizei bereits Sitter nottut, dort fernab allem Gewimmel — das Ufer zu weit bei solchem Wassergang — und wo war das Ufer? Wie sollte ich Richtung nehmen?

So leben wir drei, — nämlich Dudel, meine Yacht „Wagfred" und ich wie ich — selbdritt unsre herrlich einsamen, kurzweiligen Sommertage, Jahr für Jahr, Sorgenfrucht- und harmlos.

Bis zum letzten Sonntag — — —

Es ist mir noch unfaßlich, wie mich allen Schiffer dies Unheil packen konnte.

Wir hatten den köstlichen Morgen im Röhricht gehankt, vor Anker zwischen Dommeln und Tauchenten, — hatten einen Kerl von Hecht gefangen, geschmuzzelt und rapsfahl vertigt, in der Bruthitze dann ein paar Stunden verdöst. Als ich plötzlich frösteln auffuhr, stand der Himmel wie eine schmutzige Wand.

Müßte mich auch der Teufel reiten, daß ich noch über den See nach Blaue Seilen wollte? Als ich die Segel gefetzt hatte, losgekreuzt war, lag noch eiserne Flaute unheildrohend auf den tiumpfen Kreuzwellen. Aber kaum war ich meiner immer in der Sonne und Wärme. Nur ein Mittel lockt ihn in den Schatten." Der Bootsmann wies auf die Hälfte des Decks, die schon unter den Sonnensegeln geschützt lag. „Dies war es!" Kuhlmann schaute verblüfft auf die kleinen Wachstaben: Baldrian-Tinktur!

Er streckte dem Bootsmann die Hand hin. „Es war doch nicht die Nase vom Peter allein, es war auch Ihr Mutterwitz, Bootsmann, Danke! Und nun holen Sie Ihren Rum und Ihre Zigarren! Wir wollen ein gemütliches Glas daraus machen, damit Ihre Leute auch einige bekommen."

Die Erschießung Robert Blums

Am 10. November jährte sich der Geburtstag des bekannten deutschen Freiheitskämpfers Robert Blum zum 125. Male. In Köln geboren, betätigte sich Blum anfangs schriftstellerisch und wurde bald der Hauptführer der Demokraten. Das Frankfurter Parlament entsandte ihn 1848 nach Wien, wo inzwischen die Revolution ausgebrochen war. Nach der Erstürmung Wiens durch die kaiserlichen Truppen wurde Blum gefangengenommen und am 9. November in der Brigittenau kriegsgerichtlich erschossen. Unser Bild zeigt diesen Augenblick nach einer zeitgenössischen Darstellung.

Zillenführer an den Ufern aller Seen, Fließe und toten Havelarmen.

Das breiteste Schmunzeln aber begrüßt mich nicht, obwohl die Dorftrüger allen Grund hätten, sondern meinen Bestmann, den „Dudel". Und der ist man bloß ein angelaufener Köter, ein Spitz. Letzteres behaupte ich allerdings nur, wenn kein als Fachmann Verdächtiger dabei ist.

Dudel ist die treueste Stütze meiner Faulheit. Was brauche ich noch aus der Kajüte zu trudeln, wenn der Regen auf Scheinleit knöchelt? Oder gar vom Vordeck mich herunter zu rekeln und in Kluft zu schmeißen, wenn gerade das Sonnenbad am schönsten? Warum stelle ich den Anker lichten und das heimliche Schiffdschunael mit einer übel duftenden, ödnenlauten Vorstande verlauschen, nur um des lediaen Magenlacks wegen meine Tiften. Butter, Hackepeter einzuhandeln?

Ich habe doch meinen Bestmann, den getreuen, findigen! Ihm hänge ich ein Säckein mit wasserdichtem Verschluß um, das nun einer netten Fabrik für den Photokram gedacht war, lege ihm einen Schreibwisch und Pinkepinkt hinein, — ab dafür, Dudel schwimmt hinüber, findet Dorf und Kaufmann, kriegt einen Wurstzipfel oder zwei noch obendrein und bringt alles heil, trocken, brav nach Hause.

Wo war denn mein guter Dudel? Fort. Ich schrie gegen Sturm und Gelos an. Sprie und schrie.

Das Brausen stieg mir ins Gehirn. Notfeuer flammten vor den Augen, Kälte kroch den Rücken herauf. Wie lange noch halt ich's aus. Niemand — Brecher, unaufhörlich?

Schlafe ich ein? Immer wieder muß ich mich zwingen, die Knie um den Mast zu pressen, — die Hände neben nach, weich wird der Arm, der Kiefer schüttert.

Niemand — Brecher. Wild — Nacht ineinander Müdigkeit kralt sich in die Augenhöhlen ein, die Beine schweben gewichtslos kraftlos irgendwohin fort, eine Welle schlägt in den offenen Mund — noch höre ich einen Ruf, ein wildes Gebell, nun ist's aus mit mir.

Mein Dudel hatte zum Ufer gefunden, hatte drei Kieker dort angetroffen, die ihn kannten. Die wußten sogleich Bescheid, als er sie anjaulte, umsprang, umwarb. Sie führen los mit Treiber und Stagbaum, weit Dudel sie rief. Nur weil Dudel sie rief.

Und heute schon sind wir drei Bindgesellen wieder wohlauf, heil und aufrieden beisammen — enger denn je, — auf gemütsamer Sommerfahrt, — „Wagfred", Dudel und Schipper.

„Gut Blatt!“

Zum Skatkongreß in Altenburg

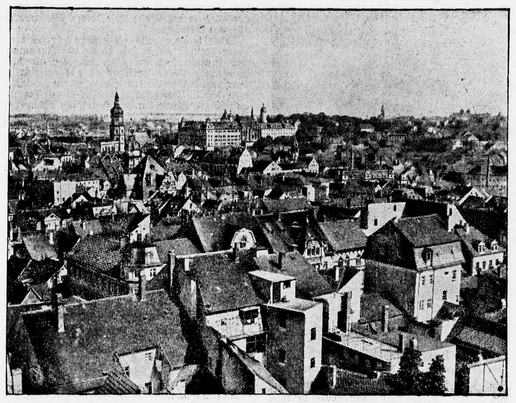
Wer die Spielkarte erfunden hat, steht nicht ganz fest. Es heißt, daß sie zum Zeitvertreib für den geisteskranken französischen König Karl erfunden worden sein soll. Nun, die Spielkarte ist ein beliebtes Unterhaltungsmittel auch für ganz vernünftige Leute, ja sogar das beliebteste von allen. Die Zahl der Kartenspiele ist Legion. Ein jedes Volk hat eine ganze Anzahl zu förmlichen Nationalspielen ausgebildet. Man spielt Bridge und Rommé, Whist und Preference. Aber dem Deutschen geht nichts über den Skat. Wo immer man drei Deutsche findet, dann gründen sie entweder einen Verein oder sie spielen Skat. So war es und so wird es für absehbare Zeit auch bleiben.

In diesen Tagen nun haben die Skatfreunde ein besonderes Ereignis feiern dürfen. Die frühere herzogliche Residenz Altenburg in Thüringen hatte zum 13. deutschen Skatkongreß eingeladen, der vom 4. bis 6. November stattfand. Eigentlicher Anlaß zu diesem Skatkongreß ist das 100jährige Bestehen der ältesten Altenburger Spielkartenfabrik. In Verbindung mit diesem Jubiläum wird in Altenburg auch das erste Skatmuseum der Welt, die sogenannte Skatheimat, feierlich übergeben. Für Tage und Wochen wird die friedliche Residenzstadt im Skatrausch stehen und „Gut Blatt“ wird es an allen Ecken und Enden ertönen.

Wie das Skatspiel entstanden ist, weiß man ebenfalls nicht genau. Nach der einen Lesart ist es durch eine Verbesserung des in Sachsen üblichen Schafkopfs entstanden, und der Altenburger Ratskopist Neefe soll derjenige gewesen sein, der zuerst das Auslegen zweier Blätter, eben des Skats, eingeführt hat. Nach einer anderen Lesart soll der Skat 1817 von dem Altenburger Advokaten Hempel erfunden worden sein. Sicher ist jedenfalls, daß Altenburg die Wiege dieses beliebten Spiels ist, das von dort aus seinen Siegeszug durch die ganze Welt angetreten hat. Es ist also noch gar nicht so alt, als man auf den ersten Blick glauben könnte. Der Name Skat jedoch ist viel älteren Ursprungs. Schon im 16. Jahrhundert tauchte er auf, als Bezeichnung für das verdeckte Beiseitelegen mehrerer Blätter, bei dem damals üblichen Tarock. Es scheint sich hier um eine Abkürzung des italienischen Wortes Scartare zu handeln, das die Tätigkeit des Weglegens bezeichnet.

Das, was wir heute als Skat kennen, ist freilich erst nach vielen Verbesserungen und Verfeinerungen entstanden. Ursprünglich bestimmte das untere der beiden Skatblätter den Trumpf. Dann folgte die Unterscheidung von Frage- und Handspiel und die Bestimmung des Trumpfes durch das sogenannte Reizen. Schließlich kam die Bewertung nach der Zahl der Wenzel hinzu. 1886 trat, natürlich in Altenburg, der erste deutsche Skatkongreß zusammen, der eine einheitliche Spielordnung erließ, die für ganz Deutschland eine gültige Norm festlegte. Im Laufe der Jahre ist allerdings auch die Skatordnung wiederholt abgeändert und den Verbesserungen des Skatspiels angepaßt worden. In Altenburg wurde sodann das deutsche Skatgericht eingesetzt, das alle knifflichen Fragen, die sich beim Skatspiel ergeben, zu entscheiden hat. So lautet eine Anfrage dahin, ob bei Kontra der Spieler nur 60 oder 61 Augen haben müsse. Eine andere Streitfrage lautet, ob bei Revolution der Skat dem Spieler oder dem Gegner gehört. Ja, man hat schon seine Sorgen in Altenburg ....

In der Stadt selbst ist alles auf das Skatspiel und die Spielkartenindustrie zugeschnitten, die Altenburg zu Weltruhm verholfen hat. Schon die Kinder lernen in der Schule



Die Stadt des Skats

Blick auf die frühere thüringische Residenz Altenburg, die Heimat des Skatspiels.

Der Skatbrunnen in Altenburg auf dem Alten Markt.
Er stellt die vier Wenzel im Kampf gegeneinander dar.

Die silberne Skatmedaille,
die in Altenburg dem deutschen Skatmeister verliehen wird.

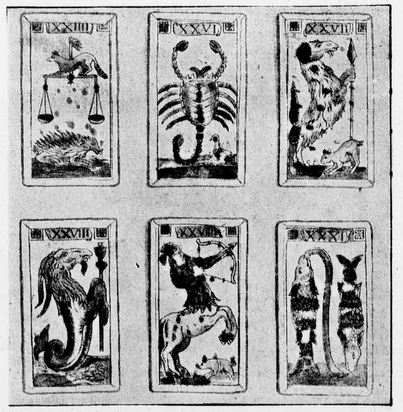
Die größte Sehenswürdigkeit ist jedoch das bereits oben erwähnte Skatmuseum. Es ist ebenfalls im Altenburger Schloß untergebracht und das Werk des langjährigen Faktors der Altenburger Spielkartenfabrik, Julius Benndorf, der in der ganzen Skatwelt als Herausgeber „Der Alte“ unter dem Pseudonym Benno Dirf bekannt ist. In diesem Museum ist alles enthalten, was zur Kulturgeschichte der Spielkarte gehört. Diese Kulturgeschichte bedarf allerdings noch mancher Aufklärung. Wie bereits eingangs erwähnt, ist der Ursprung der Spielkarte in völliges Dunkel gehüllt. Man weiß, daß Chinesen und Japaner, lange bevor bei uns die Spielkarte bekannt war, elfenbeinerne und hölzerne, mit Figuren bemalte Täfelchen hatten, die ähnlichen Zwecken dienten. Wer die Spielkarte nach Europa gebracht hat, ist unbekannt. Man vermutet, daß es die Sarazenen waren. Die erste beglaubigte Erwähnung der Spielkarte stammt jedenfalls aus Frankreich, aus dem Jahre 1392. Aber bereits um 1300 muß es in Deutschland Kartenmacher-Innungen gegeben haben.

Anfangs wurden die Spielkarten mit einem großen Aufwand von Kunstfertigkeit gemalt. Dann jedoch bediente man sich des Holzschnitts und Kupferstiches, um Karten zu vervielfältigen. Es verdient festgehalten zu werden, daß das erste, was in Deutschland gedruckt wurde, nicht Gutenbergs Bibel, sondern eben diese Spielkarten waren. Die alten Kartenspiele weisen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit auf. Man hat früher alle möglichen Objekte auf ihnen dargestellt, wie allegorische Figuren, Sternbilder, Soldaten verschiedenster Art, Trachten usw. Dies alles findet man in dem Altenburger Skatmuseum. Und hier findet man auch jene kleinen Spielkarten, die deutsche Soldaten während des Weltkrieges im Schützengraben aus einem alten Feldpostpaket angefertigt haben. Außerdem gewährt das Skatmuseum einen vollständigen Einblick in die technische Herstellung der Spielkarten sowohl in den früheren Jahrhunderten als in der Jetztzeit. Es fehlt weder die alte Kupferdruckpresse noch die „Kartenmacherei“ des 18. Jahrhunderts mit dem Originalhandwerkszeug, den historischen Pressen, Druckstöcken usw., noch die Rotationsmaschine des 20. Jahrhunderts; denn auch die moderne Technik hat von diesem Zweig der graphischen Industrie Besitz ergriffen. Der Andrang zu diesem Skatmuseum ist so groß, daß es alle Stunde polizeilich gesperrt werden muß. Altenburg hat eben seine großen Tage. „Gut Blatt!“ ist hier die einzige Losung.

Aus den Anfangsjahren des deutschen Skats.
Altenburger Landleute üben nach einer zeitgenössischen Darstellung das neue Spiel (um 1820).

Ein Spielbrett aus Ur gefunden

Eine kleine steinerne Platte, die in regelmäßigen Zwischenräumen mit Löchern durchbohrt und mit kunstvoll geschnitzten Rosetten geschmückt ist, bildet einen der interessanten Funde der diesjährigen Ausgrabungen im alten Ur der Chaldäer. Dieses nahezu vier Jahrtausende alte Brett benutzten die ehemaligen Bewohner von Ur zu ihrer Unterhaltung bei einem Brettspiel. Dabei dienten als „Steine“ oder „Figuren“ kleine Pflöcke, die man in die erwähnten Löcher steckte, während die Rosetten erfolgreiche Züge bezeichneten. An der Spitze der etwa zehn zu fünf Zentimeter messenden Platte befand sich ursprünglich eine kleine Schnitzerei, einen Mann und zwei Stiere darstellend, die heute aber bis auf die Füße verschwunden sind. — Eine andere interessante Entdeckung besteht aus vier Kupfernen, in Behälter aus Ziegel eingeschlossenen Zylindern, die in die Grundmauern der vom König Abad von Larsa errichteten Gebäude eingelassen wurden. Irgendwelche Inschriften, wie man sie bei anderen Gelegenheiten gefunden und auch hier hätte erwarten sollen, enthielten diese Zylinder indessen nicht.



Spielkarten aus dem 17. Jahrhundert,
die in allegorischen Figuren die Tierkreisbilder darstellen, und zwar die Waage, den Skorpion, den Widder, den Steinbock, den Schützen und die Fische.

Intrigen um Christina

2. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Piesu, Salzburg 1

„Ein bißchen langbeinig ist sie, daher ihr zweiter Spitzname“, fuhr Lord Comberton fort, „aber sie hat eine wunderbare Hautfarbe, und alles an ihr ist so frisch und ungekünstelt. Doch Mrs. Erskins Tochter konnte gar nicht anders als ein prächtiges Mädel werden.“

Honoria, deren Absicht es gewesen war, sich über die Vorzüge ihrer eigenen unvergleichlichen Tochter zu verbreiten, fand, daß sie nie im Leben einen so langweiligen Tischherrn gehabt habe, wie diesen Lord Comberton. Sie stimmte ihm honigsüß zu und wandte sich dann an den General Hayford, der zu ihrer Rechten saß.

Christina war ingwischen übel gefahren. Der Tischherr, den man ihr zugeteilt hatte — Percy Fleming-Price hieß er — war ein hervorragend guter Tänzer, und nur seinen geschickten Beinen hatte er es zu verdanken, daß man ihn einlud. Er besaß nur ein sehr bescheidenes Vermögen und war arbeitsscheu, so daß er, um Einladungen zu erhalten, sich irgendwie angenehm machen mußte. Er hatte erfahren, daß Christina eine Anverwandte der Morlands war und legte sich anfangs bei ihr auch mit Eifer ins Zeug. Aber schon wenige Fragen enthüllten ihm die Tatsache, daß sie den Pferderennen in Ascot und Goodewood nicht beizuwohnen pflegte, in einem kleinen Haus in Oxford wohnte und bei ihrem Onkel als Sekretärin im Dienst stand. Daraufhin erlahmte sein Eifer sofort, und er öffnete den Mund überhaupt nur mehr zur Nahrungsaufnahme, bis die Dame an seiner anderen Seite ihm Gehör zu schenken geruhte. Es wäre dumm gewesen, seine Zeit an arme Verwandte anderer Leute zu verschwenden, noch dazu an solche, die noch Aussehen und Benehmen kaum so dazu kommen würden, ihre Lage zu verbessern.

Auch Christinas Nachbar zur Linken stellte das Gespräch bald ein, als er merkte, daß Fuchsjagden nicht in ihren Interessenkreis fielen. Immerhin bekam er eine gute Meinung von ihr, denn sie hatte ihm gestanden, daß sie gerne an Fuchsjagden teilnehmen würde, wenn sie dazu Gelegenheit hätte, und daß sie eine Zeitlang ihr ganzes Taschengeld darauf verwendet habe, Reitunterricht zu nehmen. Als er dann aufhörte, gesprächig zu sein, war sie es ganz zufrieden und ließ ihn in Ruhe.

Obwohl nun Christina dergestalt bei ihren Tischnachbarn wenig Antwort fand, langweilte sie sich nicht eigentlich und war sogar sehr angeregt. Sie hatte nie zuvor in großer Gesellschaft gespeist und der Anblick der schönen, feingekleideten jungen Mädchen mit ihren lebhaften Gesichtern machte ihr Freude. Wie sehr bemühte sich doch eine jede um das Gespräch mit ihren Tischnachbarn, und wie gleichgültig zeigten sich im Gegensatz dazu die Herren!

Nachher, im Salon, fühlte sie sich weniger behaglich. Pearl war von ihren Bekannten umlagert. Honoria unterhielt sich mit strahlender Liebenswürdigkeit abwechselnd mit allen Damen, Cornelia las die Zeitung und wartete, bis der General Hayford und ihr Bruder zur Bridgepartie kamen. Christina stand auf und setzte sich zu ihr. Cornelia legte die Zeitung weg und nickte ihr freundlich zu. Sie begann Christina lieb zu gewinnen.

„Du fühlst dich wohl vereinsamt?“ fragte sie. „Aber mach dir nichts draus, ein neues Mädel in der Gesellschaft ist stets unwillkommen. Du siehst ja, es sind ihrer schon zu viele und sie müssen sich ehrlich plagen.“

„Sie müssen sich plagen?“ fragte die naive Christina erstaunt und dachte, daß diese Paradiesvögel keineswegs nach Plage aussahen.

„Um die Männer müssen sie sich plagen,“ klärte Cornelia sie auf. „Nicht gerade immer nur um zu heiraten, obwohl auch das heute noch ebenso wichtig ist wie früher, und dabei viel schwerer, sondern zum Tanzen und zur Unterhaltung. Früher hatten es die Mädchen leichter, da war es Pflicht des Gastgebers, dafür zu sorgen, daß jede einen Partner hatte. Und was das Heiraten betrifft, so nimmt man heutzutage nur einen Mann mit Geld. Der Mangel an reichen Bewerbern ist es, der den Wettbewerb so scharf macht.“

„Das ist doch abscheulich,“ rief Christina. „Ich kann es nicht glauben, daß die Mädels alle bloß auf reiche Partien aus sind.“

„Die Sorte ja, weil sie danach erzogen sind. Schau nicht so verächtlich drein. Du wirst selbst einmal heiraten.“

„Denn aber wahrscheinlich einen Mann ohne Geld,“ entgegnete Christina. „Auf alle Fälle will ich vorher imstande sein, mein Brot zu verdienen.“

Cornelia lächelte. „Nach welcher Richtung geht denn dein Berufsehrgeiz?“ fragte sie.

„Ich möchte die Sekretärin eines Politikers werden . . . eines bedeutenden Politikers natürlich.“

Cornelia lachte. „Aha, ich verstehe. Armer Herbert! Das werd' ich ihm sagen!“

„Nein, bitte, Tante, das darfst du ihm nicht sagen, ich hab' es auch nicht so gemeint!“ rief Christina verlegen und wurde rot bis unter die Haarwurzeln.

„Keine Angst, Kind!“ beruhigte sie die Tante. „Wenn ich den Leuten immer alles zutrüge, was man über sie spricht, bekäme ich bald keine Einladungen mehr.“

Fünftes Kapitel
Kleine Ränkespiele

„Liebste Mama!

Ich bin so froh, daß es Papa besser geht und daß Du von den Schweizer Bergen so begeistert bist. Mach Dir nur ja um mich keinen Kummer, denn auch mir gefällt es hier sehr gut.

In meinem letzten Brief schrieb ich Dir, daß Biddles hier zu Besuch erwartet wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich gefreut habe, ihn zu sehen, denn die vielen vornehmen Gäste haben mir geradezu Angst gemacht, besonders die Mädchen. Die Herren sind viel gemütlicher, finde ich. Biddles ist noch immer der Alte. Ich konnte ihm nicht genug von Dir erzählen.

Gestern, abends, wurde zu Grammophon getanzt. Aber es gingen die Nadeln aus und da war ich in der angenehmen Lage, als Klavierspielerin zu glänzen. Alle sagten mir Artigkeiten über mein Spiel. Heute hat Tante Honoria einen großen Vorrat Grammophonnadeln anschaffen lassen. Damit ist mein Klavierspiel überflüssig geworden. Außerdem bedeutete mir Tante Honoria heute, ich möchte doch da zulesen, daß ich mit Onkel Herberts Buch vorankomme. Deshalb habe ich mich nach Tisch an meine Schreibmaschine zurückgezogen. Aber ich sehe, daß Onkel Herbert, der heute verreist ist, mir gar nicht so viel Arbeit zurückgelassen hat. Umso besser, so bleibt mir noch Zeit, Dir zu schreiben, bevor ich schlafen gehe.“

Christina unterbrach ihren Brief und hielt das Ende des Federhalters an den Mund. Von fern hörte sie die Tonzmusik herüberdringen, und sie fühlte sich ein wenig unglücklich. Sie war keine mißtrauische, übelnehmerische Natur, jetzt aber hatte sie den Verdacht, daß sie nicht wegen dringender Arbeit hier sitzen mußte, sondern weil Tante Honoria sie nicht bei der Gesellschaft haben wollte. Warum, wußte sie nicht, denn schließlich war sie doch auch eine Verwandte.

Christina war nicht einfältig. Sie wußte gut, daß sie den Morlands für billiges Geld treffliche Arbeit leistete und über die Pflichten einer Sekretärin hinaus noch hunderterlei andere Dienste tat. Sie ordnete die Blumen für den Speisesaal, schrieb die Tischkarten, machte Besorgungen zu Zeiten, wo sie Anspruch auf Ruhe gehabt hätte. Es war ausgemacht worden, daß sie als Entschädigung für das geringe Salär Gelegenheit zu gesellschaftlichen Veranstaltungen haben sollte. Wenn aber solche Gelegenheiten kamen, wurde sie beiseite geschoben.

Das aber durfte ihre Mutter nicht erfahren. Christina war so verständig, zu bedenken, daß eine an sich belanglose Sache, über die man sich im Augenblick ärgerte, in den Augen einer besorgten und in der Ferne weilenden Mutter ganz falsche Proportionen annehmen mußte. Daher schloß sie ihren Brief mit einer beruhigenden Formel.

„Onkel Herbert ist sehr gut zu mir. Mit den Ausflügen, die ich in der Nationalbibliothek für ihn machte, war er sehr zufrieden und er hat mich sehr belobt. Ich darf wohl auch sagen, daß ich mich meiner Aufgabe gewachsen fühle und daß mir diese Art Tätigkeit Freude macht.

Pearl ist die reinste Märchenprinzessin, dabei so lieb und gut zu mir, daß mir hier alles doppelt schön erscheint, seit sie hier ist. Nur eins geht mir hier ab: das bist Du, meine liebste gute Mama.

Mit den innigsten Grüßen an Papa und Dich bleibe ich

Deine Tochter
Christina.

PS. Biddles nennt mich noch immer Kay.“

Sie schrieb die Adresse und klebte den Brief zu. Als sie dann damit beschäftigt war, ihren Arbeitstisch aufzuräumen, ging die Tür auf und Lord Comberton trat herein.

„Hallo! Was soll das? Warum bist du nicht bei der Gesellschaft?“

„Tante Honoria war der Meinung, ich habe zu arbeiten.“

„Unsinn! Bei Nacht arbeitet man nicht. Die Nacht ist zur Ruhe und zum Vergnügen da.“

„Ich bin schon fertig,“ sagte Christina und deckte ihre Schreibmaschine zu. „Jetzt geh' ich zu Bett.“

„Ausgeschlossen! Jetzt gehst du nicht zu Bett. Zu Bett wirst du liegen, wenn du alt und schwach bist.“

Er setzte sich zu ihr auf die Armlehne des Sofas und betrachtete sie scharf.

„Sör mich an, Christina, ich bin dir ein so alter Freund, daß ich mich als eine Art Vormund betrachten darf — ich wünsche zu wissen, ob man dich hier gut behandelt?“

„Biddles, du bist wahrhaftig drollig! Warum sollte man mich nicht gut behandeln?“

„Keine Gegenfrage! Wir machst du nichts weis. Glaubt du, ich sehe die Blicke nicht, mit denen Lady Morland dich verfolgt? Was für Arbeitsstunden habt ihr ausgemacht?“

„Gar keine bestimmten Stunden. Es wäre auch unmöglich, bestimmte Stunden einzuhalten. Letzte Woche war so gut wie nichts zu tun. Diese Woche ist Onkel Herbert zu Hause, daher habe ich mehr Arbeit.“

„Wenn's dir recht ist,“ sagte Lord Comberton achselzuckend. „Aber ich hab' einen Plan, und ich möchte hören, wie du dich dazu stellst. In etwa vierzehn Tagen werden Lady Morland und Pearl zu mir nach Schottland kommen. Ich will, daß du mit dabei bist.“

„Ach, wie gerne möchte ich das!“ rief Christina freudig, fügte aber gleich hinzu: „Ich fürchte aber, es wird nicht gehen.“

„Warum nicht?“

„Aus mancherlei Gründen. Tante Honoria wird es nicht wollen. Und Onkel Herbert wird mich brauchen.“

„Er wird dich nicht brauchen. Er geht nach Norwegen fischen. Diesmal lasse ich dich nicht aus, Kay. Ich habe eure ewigen Ablagen satt. Sag mir, warum ist nie jemand von euch gekommen, wenn ich euch eingeladen habe?“

Christina blickte ihn an und zögerte.

„Heraus damit!“ sagte er.

„Weil wir kein Geld hatten.“

Lord Comberton war schmerzlich betroffen.

„Ist das auch wahr? Daran hab' ich nie gedacht.“

„Ja, es ist wahr. Du mußt das verstehen, Biddles. Es handelt sich nicht allein um das Reisegeld, sondern um tausenderlei andere Dinge, die in eueren Kreisen Selbstverständlichkeit sind. Meine Mutter ist eine tüchtige Hausfrau, und wir kommen sehr gut mit dem aus, was wir haben, aber es langt nicht zu Einladungen in aristokratische Gesellschaften.“

„Aber damals in Oxford,“ sagte der junge Mann bestürzt, „als ich krank lag in eurem Hause — das mußte euch doch viel Kosten verursacht haben.“

„Damals hatten wir mehr Geld als jetzt,“ erklärte Christina. „Die Papiere, die mein Stiefvater besitzt, warfen damals bessere Dividenden ab, und meine Mutter hatte eine kleine Erbschaft gemacht. Es ließ sich alles sehr gut einteilen.“

„Ich habe von euch genommen, und ihr wollt von mir nicht nehmen? Ist das recht und billig?“

„Es ist nicht dasselbe,“ sagte Christina verlegen.

„Ich sehe keinen Unterschied, Kay, ich beklage mich über dein Benehmen gegen mich, du gehst mir aus dem Weg. Weißt du nicht, daß dein Stiefvater und deine Mutter an mir wie Eltern gehandelt haben? Du weißt, daß ich nie eine Heimat hatte, bis deine Mutter mir eine gab. Und jetzt, weil mir durch Zufall ein Monat in den Schoß gefallen ist, zieht ihr euch von mir zurück?“

„Das glaubst du selbst nicht, Biddles! Du weißt nicht, wie glücklich ich war, als ich hörte, du kämest.“

„Dann versprich mir, daß du mit nach Schottland kommst, wenn Lady Morland dich lädt.“ Christina versprach es. Sie überlegte, daß bis dahin schon ein Teil ihres Salärs fällig sein werde, so daß sie die Bahnfahrt aus Eigenem bestreiten konnte.

„Und du tust Abbitte wegen deiner und deiner Eltern Treulosigkeit gegen mich?“

Christina lachte und sagte ja.

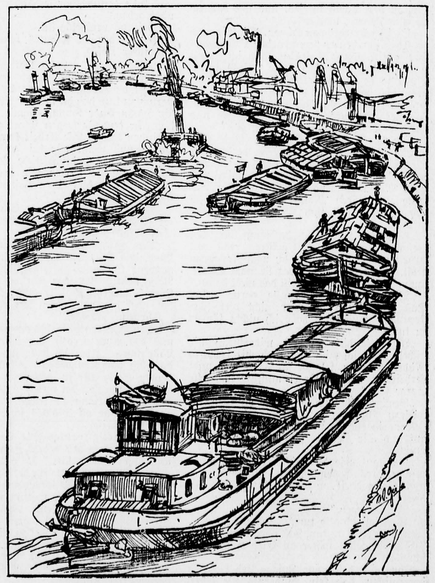
„Und du wirst meine Freundin sein,“ sagte Lord Comberton und ergriff ihre Hand. „Wiederhole, was ich dir jetzt vorsage: Biddles, ich schwöre, ich will deine Freundin sein, jetzt und immerdar.“

Christina wiederholte ganz ernst seine Worte, wie ein Kind, dem man seine Lektion vorsagt, und Biddles beugte sich zu ihr nieder und küßte sie sanft auf die Wange.

„Und jetzt komm,“ sagte er. „Gehen wir tanzen.“

„Ich denke, es ist besser . . .“ wollte Christina abwehren, doch da trat Pearl herein.

„Haben Sie schon so etwas gehört?“ rief Lord Comberton ihr entgegen. „Dieses Ge-



Kähne auf der Elbe

Lebende Teddibären

schöpf hier weigert sich, an unserem Tanzvergnügen teilzunehmen."

„Wird ihr nichts nützen. Wir nehmen sie einfach mit," sagte Pearl heiter.

Sie faßte Christina unter dem Arm, und Lord Comberton nahm sie von der anderen Seite. So ging sie den Korridor entlang bis in den Salon. Lady Morland sah sie eintreten, belebt aber die Gedanken, die ihr dabei durch den Kopf gingen. Biddles hatte Christina gefaßt und tanzte wacker mit ihr drauflos. Was ihm an Geschicklichkeit abging, machte er durch Eifer wett. Mister Peren Fleming-Price, der eben von einer seiner Meisterleistungen ausruhte, betrachtete das Paar mit Schmerz.

Bald darauf, noch etwas erhitzt von dem lebhaften One-Step, näherte sich Lord Comberton seiner Gastgeberin. Mit einem huldreichen Lächeln machte sie ihm auf dem Sofa neben sich Platz.

„Ich freue mich ungemein, daß Sie und Miß Morland meine Einladung nach Schloß Straiburn angenommen haben," begann er diplomatisch.

Honoria versicherte, daß auch sie sich unendlich freue.

„Möchten Sie nicht auch Christina mitnehmen?" setzte er hinzu. „Sir Herbert sagte mir, er werde um diese Zeit in Norwegen sein. Das wäre famos, wenn Sie sie mitbrächten! Es würde dem armen Mädel gewiß auch sehr gut tun."

Lady Morland hatte Müße, ihr Mienenspiel zu beherrschen. Was für ein unmöglicher Mensch! Und dem mußte die Vorsehung Reichtümer und einen hohen Adelstitel in den Schoß werfen, und ihn dadurch zu einer Partie machen!

„Es ist sehr edel von Ihnen, daß Sie auch an Christina denken," antwortete Lady Morland mit Salbung. „Leider kann ich Ihnen im Augenblick keine bestimmte Zusage geben. Christina ist ja die Sekretärin meines Mannes, nicht wahr? Und da muß in erster Linie auf seine Arbeit Rücksicht genommen werden. Ich werde jedenfalls mit ihm sprechen und wir werden sehen, was sich tun läßt."

„Ich danke Ihnen, Mylord," sagte der leichtgläubige junge Mann. „Sie werden Ihr Möglichstes tun, nicht wahr?"

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete Lady Morland. Und in der Tat, sie verlor keine Zeit, ihren Mann auf die Seite zu nehmen und mit ihm über die Sache zu sprechen.

„Herbert," sagte sie, „du mußt mir den Gefallen tun und für Christina recht viel Arbeit zurücklassen, wenn du nach Norwegen gehst. Lord Comberton hat sie nach Schottland eingeladen, und ich will das nicht haben."

„Warum nicht? Wenn sie gerne geht? Das arme Ding hat hier nicht viel Zerstreuung. Außerdem habe ich nichts für sie zu tun."

„Ich bitte dich, Herbert, widersprich mir nicht! Soll ich mich auch noch mit fremden Mädels belasten, solange ich Pearl noch nicht verheiratet habe? Pearl muß meine erste Sorge sein."

„Gewiß! Aber ich kann nicht einsehen, inwiefern Christina . . ."

Honoria klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf und Sir Herbert sah, daß er nachgeben mußte.

„Gut, gut, wie du willst. Aber du mußt mir versprechen, dem Mädel dafür später einmal Gelegenheit zu etwas Vergnügen zu bieten."

„Meinetwegen."

„Was soll ich also tun? Soll ich . . ."

„Nichts sollst du tun. Laß alles unbestimmt. Ich werde selbst später an Lord Comberton schreiben."

Ohne eine bestimmte Zusage ließ Honoria durchblicken, daß kein Hindernis für Christinas Schottlandreise vorlag, und Lord Comberton nahm fröhlichen Abschied.

„Diesmal, mein liebes Mädel, warten wir keine zwei Jahre mit dem Wiedersehen," sagte er. „Lady Morland scheint sich anständig benehmen zu wollen. Es wird mir eine Wonne sein, dich auf der Burg meiner Väter zu begrüßen."

Christina, die eine ebenso harmlose Seele war wie er, zweifelte nicht an dem guten Willen der Tante. Sie schüttelte ihm die Hand und kehrte frohen Herzens an ihre Schreibmaschine zurück. Einige Tage verginen still und friedlich. Ueber die Schottlandreise wurde nicht weiter gesprochen und es schien ausgemacht, daß weiter kein Hindernis vorlag. Etwa eine Woche vor dem in Aussicht genommenen Tag der Abreise dachte Christina, sie müsse doch noch die ausdrückliche Genehmigung ihrer Tante einholen und dann selbst an Lord Comberton schreiben. Sie suchte Lady Morland, die an ihrem Schreibtisch beschäftigt war, auf.

„Komm nur herein, mein Kind," sagte die Lady ungewöhnlich sanft. „Brauchst du etwas?"

„Ich möchte nur wegen Schottland fragen," sagte Christina, „du erinnerst dich, Tante, Lord Comberton hat dich gefragt, ob ich mitkommen darf, und da denke ich, es wird vielleicht notwendig sein, ihm eine bestimmte Antwort zu geben."

„Ja, mein Kind, ich habe schon daran gedacht, das heißt, ich habe ihm schon geschrieben." Lady Morland wies auf einen Stoß Briefe zu ihrer Rechten auf dem Schreibtisch. „Es tut mir furchtbar leid, aber es wird doch nicht gehen."

Christina verfärbte sich.

„Es wird nicht gehen?" kam es gepreßt aus ihrer Kehle.

„Leider nicht!" Lady Morland schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich habe mit Sir Herbert darüber gesprochen. Es ist ihm sehr darum zu tun, daß du mit der Abschrift seines Buches zu Ende kommst, damit er bei seiner Rückkehr aus Norwegen sofort etwas Neues beginnen kann. Die Arbeit kommt natürlich zuerst, und wenn wir bei dir auch immer gerne das verwandtschaftliche Verhältnis berücksichtigen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß du hier einen Posten auszufüllen hast. Ist das nicht so?"

„Ja, Tante," antwortete Christina, „aber ich könnte die Schreibmaschine mit nach Schottland nehmen."

„Das nützt nichts. Es sind für das nächste Buch, das dein Onkel plant, Vorarbeiten zu machen. Da muß du seine Bibliothek in der Nähe haben. Es war sehr aufmerksam von Lord Comberton, daß er auch dich eingeladen hat, aber diesmal müssen wir verzichten."

Christina schwieg.

„Dein Onkel wollte dir ein Opfer bringen und das Buch vorerst sein lassen," fuhr die Lady fort. „Aber ich habe ihm gesagt, daß du selbst das nicht haben wolltest. Ich kenne deinen Stolz und ich achte dich darum. Du bist ja kurze Zeit bei uns, um schon Anspruch auf einen Urlaub zu haben."

„Ich werde an Biddles schreiben," sagte Christina heiser.

„Nicht nötig," entgegnete Lady Morland. „Ich habe ihm, wie gesagt, schon geschrieben und ihm alles erklärt."

Lady Morland hatte ihren Willen durchgesetzt. Doch sie fühlte sich diesmal merkwürdig unbehaglich. Diese Christina war doch ein recht ungemütliches Ding. Konnte sie nicht ein zustimmendes Wort sagen? Oder überhaupt etwas? Statt dessen stand sie nur stumm und bleich da. Honoria war froh, als die Tür aufging und Cornelia hereintrat. Christina nützte die Gelegenheit und verließ das Zimmer.

Cornelia setzte sich in einen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch.

„Was hast du denn dem Mädel getan?" fragte sie schroff. „Die sieht ja aus, als hättest du sie geschlagen."

Was für eine Plage, diese Verwandten! Ein Glück, daß Cornelias Besuch am nächsten Tag zu Ende war. Ohne zu antworten, kramte Honoria nervös in den Papieren des Schreibtisches.

Cornelia rauchte schweigend ihre Zigarette.

„Nimmst du sie nicht mit nach Schottland?"

„Nein. Ich denke nicht daran. Hier ist Arbeit für sie und es paßt mir nicht."

„Schade. Sie hat sich so gefreut."

„Sie würde als Sekretärin aufgenommen."

„Ich weiß, ich war dabei. Hat Herbert so viel zu tun? Ich dachte, er fährt nach Norwegen."

„Gewiß, aber er läßt Arbeit zurück für sie. Wünschest du sonst noch etwas für unsere Einteilungen zu wissen? Dann sag es gleich. Ich habe zu tun."

Nicht im mindesten gekränkt durch den schroffen Ton ihrer Schwägerin, stieg Cornelia in den Garten hinab. Im Vorbeigehen warf sie einen Blick in das Arbeitszimmer ihres Bruders. Christina saß vor der Schreibmaschine ohne zu arbeiten. Der Ausdruck ihres Gesichtes machte sie besorgt. Sie trat zu ihr ein.

„Dich hat's wohl wegen Schottland," begann sie ohne Umschweife.

Christina war, wo sie sich mit Absicht gekränkt sah, unfruchtbar, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Sie hatte begonnen, ihre Tante Cornelia zu lieben und in ihr eine Freundin zu sehen. Aber gerade die Liebe machte sie stumm.

Cornelia setzte sich zu ihr und betrachtete sie mit freundlichem Spott.

„Du bist noch in dem Alter, wo einem Enttäuschungen weh tun," sagte sie. „Hat dich das denn überrascht?"

„Ja, Tante," flüsterte Christina leise.

Cornelia entschloß sich, zu sprechen. Hier war das Messer des Chirurgen nötig.

„Ich wollte, mein Kind, ich hätte dich vorher gewarnt. Tante Honoria hatte nie die Absicht, dich nach Schottland mitzunehmen, weil du ihr dort im Wege wärest."

Christina schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht glauben. Bin ich ihr denn hier im Wege?"

„Du bist ein gutes, taktvolles Mädchen," sagte Cornelia lächelnd, „aber in Straiburn wärest du trotzdem im Wege. Tante Honoria hat einen gewissen Plan, und sie fürchtet, du könntest sie darin stören."

„Was für einen Plan?"

„Pearl mit Lord Comberton zu verheiraten," antwortete Cornelia. „Hast du denn nicht bemerkt, daß dies das große Ziel ihres Lebens ist?"

„Nein, das habe ich nicht bemerkt," sagte Christina mit brennenden Wangen. „Und wenn es so ist wie sollte ich sie darin stören?"

„Nicht absichtlich, meine süße Unschuld, sondern ohne es zu wissen und zu wollen. Die Anwesenheit einer Jugendfreundin könnte den Schwiegersohn in spe von seiner Aufgabe ablenken."

„Wenn er Pearl liebt . . ."

„Ganz richtig, aber das ist nicht der Fall. Sie ist ein schönes Mädchen und würde vorzüglich zu ihm passen. Lady Adelaide, seine Tante, hat nicht weniger als Honoria selbst ihr Herz an dieses Projekt gehängt."

„Und Pearl?" fragte Christina.

„Pearl ist so erzogen, daß sie das tut, was ihre Mutter ihr sagt."

„Wenn sie einander aber nicht lieben . . ."

„Sie können einander gut leiden, und Pearl ist, so viel ich sehe, in keinen anderen verliebt. Dagegen ist nichts einzuwenden. Er ist ein feiner Mensch, und seine Stellung als Majoratserbe des markgräflichen Hauses Comberton erfordert, daß er sich bald verheiratet. Jedenfalls paßt Pearl besser zur Markgräfin, als eine gewisse Varietékünstlerin, von der man munkelt, daß sie ihre Netze nach ihm ausspirst. Eine Sache, die der alten Lady Adelaide viel Unruhe verursacht."

Das Rot auf Christinas Wangen wurde noch tiefer.

„Wie abscheulich von Biddles!" rief sie. Dann, nach einigem Besinnen, fügte sie hinzu: „Natürlich, er hat ja jemand, der nach ihm sieht. Du weißt ja, er hatte nie ein Heim. Seine Mutter starb, als er noch ein kleiner Junge war. Er braucht wen, der sehr nett zu ihm ist. Ich hoffe, Pearl wird ihn wirklich lieb haben."

„Pearl ist ein unbeschriebenes Blatt," meinte Cornelia und erhob sich. „Sie ist viel zu vollkommen für ein sterbliches Wesen. Na, man wird ja sehen, ob Honoria ihr Ziel erreicht. Sie hat in diesen Dingen eine geschickte Hand. Ich dachte, ich muß dir das sagen, damit du dir über ihr Verhalten nicht den Kopf zerbrichst."

„Ich danke dir, Tante," sagte Christina ernst.

„Ich bin froh, daß ich es weiß."

Sie rührte nachdenklich an den Tasten ihrer Schreibmaschine, und Cornelia nahm das als einen Wink und entfernte sich, innerlich unsicher, ob sie auch das Richtige getan habe.

Sechstes Kapitel

Christina besucht Mr. Lumley

„Liebe Christina," schrieb Mr. Lumley, „Dein Großonkel Jasper möchte dich gern kennen lernen und hätte Dich schon früher zu sich gebeten, wenn er nicht wegen seiner jährlichen Bodekur von daheim fort gewesen wäre. Nun sagt mir Deine Tante Cornelia Morland, die eben bei mir war, daß Onkel Herbert Dich für einen Nachmittag wohl entbehren könnte. Darf ich Dich am Mittwoch um 3.30 Uhr mit meinem Auto abholen lassen?

Dein Großonkel

Jasper Lumley."

Auf dieses Schreiben antwortete Christina, Onkel Herbert könne sie entbehren, da er noch London führe, und sie komme sehr gern. Das Auto sei nicht nötig, denn sie habe ein Zweirad.

Den Verlauf dieses Besuches erzählte Christina in einem Brief an ihre Mutter.

„Meine liebste Mama!

Denk Dir, ich habe den heutigen Nachmittag bei Onkel Jasper verbracht! Wie du das Herz haben konntest, einem solchen Onkel durchzugehen, das begreife ich nicht! Ich fand alles so, wie ich mir es nach deinen Schilderungen vorgestellt habe, und es war mir, als hätte ich alles schon gekannt. Onkel Jasper liebt dich trotz allem, und ich habe mich bei ihm sehr wohl gefühlt.

Meine liebste Mama, ich war in der letzten Woche ein wenig vereinsamt. Das ist nun vorbei. Was sagst du! Onkel Jasper ließ bei Onkel Herbert telephonisch anfragen, ob ich nicht während seiner Abwesenheit auf eine Woche zu ihm kommen könnte! Das Buch könnte ich auch bei ihm tippen. Onkel Herbert war gleich einverstanden. Hoffentlich hört Tante Honoria nichts davon. Sie wäre imstande, alles zu vereiteln, obwohl sie doch schwerlich auch Onkel Jasper wird verheiraten wollen.

Du wirst sagen, ich bin boshaft. Aber ich habe wirklich eine kleine Revanche nötig. Um Biddles und Pearl mache ich mir Sorgen. Es wäre ein Unglück für Biddles, wenn er eine Frau kriegte, die ihn nicht liebt, und ob Pearl ihn liebt, weiß ich nicht. An und für sich ist sie ein Engel, aber ich glaube nicht, daß Biddles ihr viel mehr bedeutet, als jeder andere. Hoffentlich läßt sie sich nicht von ihrer Mutter zwingen . . . Es ist übrigens sonderbar, welche Macht Tante Honoria über die Gemüter der Menschen besitzt. Ein Blick aus ihren Augen, und man hat keinen eigenen Willen mehr. Daß sie über meinen Aufenthalt bei Onkel Jasper ungehalten sein wird, ist sicher, denn dadurch wird es klar, daß ich hier entbehrlich bin. Aber Onkel Herbert, als Mann, ist natürlich schwerer von Begriffen und wird das erst sehen, wenn Tante Honoria ihm die Nase darauf stößt. Dann wird es aber schon zu spät sein. Ich kann mir nicht vorstellen, was Du zu meinem heutigen Brief sagen wirst. Ueber meinen Besuch bei Onkel Jasper werde ich Dir ausführlich berichten. Deine Christina."

Daß Honoria Christinas Besuch bei Onkel Jasper mit scheelen Augen ansehen könnte, war ein Gedanke, der dem freudherzigen Herbert freilich nicht kam; aber ebensowenig ahnte Christina den wahren Grund, warum Honoria herzliche Beziehungen zwischen Beatens Tochter und Jasper Lumley nicht wünschte. Der Grund war indessen einfach: die Sicherstellung des Erbes Jasper Lumleys erfordern ihr als eine ebenso wichtige Angelegenheit, wie die Verheiratung ihrer jüngsten Tochter. Als Honoria Herberts Mitteilung erhielt, merkte die Unglückliche, die in dem öden Hochlandschloß, um dessen Mauern die grauen Nebel brauten, vor Langeweile verging, daß sie einen Mißgriff getan hatte. Was für ein Unglück, einen solchen Einfaltspinsel zum Manne zu haben! Und wie töricht von ihr, diese Christina ins Haus genommen zu haben! Seither gab es nichts als Schwierigkeiten. Und hätte sie sie nicht genommen, dann wäre wieder Onkel Jasper beleidigt gewesen.

Und nun saßen sie hier, in Schottland, und nichts ging vorwärts! Sie hatte dieses Land immer gehaßt. Von der puritanischen Lady Adelaide war gewiß nicht zu erwarten, daß sie für die Unterhaltung ihrer Gäste Sorge tragen werde. Die saß am Kamin und strickte für wohltätige Zwecke, und Honoria blieb nichts anderes übrig, als ihr Gesellschaft zu leisten. Pearl saß, wenn es nicht gerade regnete, irgendwo im Freien vor ihrer Staffelei und malte, und der Majoratsherr, übel gelaunt bis zur Unhöflichkeit, verschwand frühmorgens mit Angelrute und Schießgewehr und kam erst abends knapp vor dem Dinner zurück. Hatte man dann auch diese nicht sehr erheiternde Zeremonie hinter sich, so wurde gewöhnlich Whist gespielt, dann zu Bridge reichte es bei Lady Adelaide nicht, und um zehn Uhr ging man gähnend zu Bett.

(Fortsetzung folgt)

Um die Seele des Films

Schwere Wogen der Wirtschaftskrise sind über die Filmindustrie hereingebrochen. Es ist klug und notwendig, daß sich nunmehr bedeutende Führer zusammensetzen und überlegen, wie man die Industrie vor weiteren Schlägen schützen könne. Denn wenn auch von verschiedenen Seiten schwer über den Rückgang der Besucherziffern geklagt wird, so steht doch fest, daß zum geleerte Lichtspielhäuser immer noch erfreuliche Besuchsziffern aufzuweisen haben. Vergleichen wir beispielsweise nur die Besucherzahlen der Kinos von Groß-Essen im

RENATE MÜLLER

September der letzten drei Jahre: 1930 waren es 473 411, 1931 sogar 505 463 und 1932 endlich 387 445, also eine aufsteigende Linie. Die Fehler dieser Krise sind demnach abzusehen von Gründen allgemeiner Art, wie sie jedes Unternehmen heute spürt, wohl in besonderen Angelegenheiten des Films zu suchen, in erster Linie in den Methoden sowohl der Produktion wie des Verleihs. Eine unerbittlich starke Hand wird hier vielleicht allmählich Abhilfe schaffen können, wie es mit großem Erfolg bei verschiedenen Firmen auch bereits geschehen ist. Trotzdem werden diese Sicherungen auf die Dauer nicht ausreichen. Das Problem liegt viel tiefer. Es ist selten über diese letzte Frage ein so offenes und treffendes Wort geschrieben worden, wie wir es im Leitartikel der „Deutschen Filmzeitung" finden (Nr. 44) unter der Ueberschrift: „Publikum".

Nach einigen Bemerkungen über die Diktaturgewalt des Kinopublikums beschäftigt sich der ungenannte Verfasser mit den letzten Mängeln des Films überhaupt.

„Der Film muß immer den Punkt suchen, in dem das Publikum der Welt eine Einheit

Käthe von Nagy

darstellt. Weil er eine Industrie, weil er sich selbst erhaltende Privatwirtschaft ist, sucht er das Allgemeine immer auf Kosten des Besonderen.

Nichts wäre der Filmindustrie wahrscheinlich lieber als jener wunderbare Zustand, wie er im abendländischen Mittelalter herrschte, wo die europäische Menschheit in einem Denken und Fühlen vereinigt war, denselben Glauben als Urgrund hatte. Alle Kunst, Theater, Dichtung, Architektur, Malerei entwickelte sich aus diesem Glauben, suchte in immer neuen Abwandlungen überzeugt und bekennen wollend, getrieben von der Hoffnung auf den überirdischen Lohn, das Wunder der Erlösung zu gestalten, die Heiterkeit der Kinder Gottes, das Zusammensehen von Natur und Geist unter dem Aspekt der Ewigkeit.

Das war eine seelische und geistige Einheit, wie sie kaum je weder vorher noch später in der Weltgeschichte wieder erreicht war. Eine Einheit, die Könige und Bettler band, arm und reich, groß und klein.

Für Deutschland zerriß diese Einheit mit Renaissance und Reformation; die Aufklärungsarbeit tat das Übrige, um die mittelalterliche Bindung zu zerstören. Die beflügelnde Kraft, die ein von der Nation erlebtes weltanschauliches Bekenntnis für die Künste hat, schien noch einmal, wenn auch in abgeschwächter Form, aufzuleben mit der Neubelebung des Humanismus, mit der Romantik und später mit der „Entdeckung" der Nation.

Die abendländische Filmproduktion (außer der russischen) und die amerikanische leben ohne Mythos.

Sie leben ohne Glauben. Mit Ausnahme der zahlenmäßig kaum ins Gewicht fallenden christlichen Produktion weichen sie jeder bewußten stärkeren Anknüpfung nicht nur an einen der entgötterten Welt noch verbliebenen Rest von Gotik nach Möglichkeit aus, sondern auch an das wenigstens in der Oeffentlichkeit offiziell noch hochgehaltene Ideal einer Humanität.

Der Punkt, von dem aus das Publikum der ganzen Welt zu erfassen sein soll, wird nicht einmal mehr im allgemein Menschlichen gesucht, sondern im Persönlichen, im kleinen Lust- und Leid-Getriebe der privaten Existenz, im Trieb und seinen von der Zensur geduldeten Verdrängungs-Formen.

Das körperliche und Nerven-Wohlbefinden des Einzelmenschen ist der Gott des Films.

Die religiöse Anlage kann der Menschheit nicht ganz verloren gehen.

Sie hat sich in alle möglichen Formen geflüchtet, in Formen, in denen sie manchmal nur ein gewiegter Psychoanalytiker aufspüren kann.

Der auferstandene Don Quichote

Servantes unsterbliches Werk wird jetzt von einer französischen Filmgesellschaft getonfilmt. Den Don Quichote stellt kein Geringerer dar als der weltberühmte russische Sänger Schaljapin, den unser Bild hoch zu Roß zeigt. Neben ihm sein Gefährte Sancho Pansa, der von dem Schauspieler Dorvile gegeben wird.

Aber noch aus der vollkommenen Auflösung des Gottesglaubens in Form des naturwissenschaftlich-materialistisch-monistischen Denkens schien sich ein Mythos entfalten zu wollen: der kommunistische, der dann auch eine große Nation, die russische, in ihren geistigen Aeußerungen in einer an das Mittelalter erinnernden Einheitlichkeit entflammte.

Der zum Rassenmythos verdichtete Mythos der Nation bietet heute als Faschismus der Kunst seine einzende und kristallisierende Macht an, allerdings ohne bisher auch nur annähernd den kunstbeflügelnden Fanatismus des kommunistischen Mythos erreicht zu haben.

Sie steckt im Menschlichkeits-Gedanken, sie steckt in weltanschaulichen Gebilden, die ein Stirb' und Werde kennen, Entsagung um einer höheren Idee wegen, Sieg des Geistigen über das Körperliche.

Diese Reste von Religion: als Ehrfurcht vor Hintergründen übersinnlicher Natur, als Menschbetonung gegenüber dem Animalischen, gilt es zu sehen, zu schonen, zu stärken in der Filmproduktion.

Eine religiöse Welt ist immer eine Gnade für die Menschheit, sie kann nicht erzwungen werden.

Es gilt, die dünnen Aederchen, in denen sie den Leib der Menschheit durchsickert, vor Verkalkung zu schützen, sie frei zu machen für lebhafte Zirkulation reineren Blutes, es gilt, Geduld zu haben.

Unter diesem Gesichtspunkte nehmen die christlichen Kirchen, nimmt die katholische heute teil am Film; sucht sie in Kritik, Produktion, Verleih, an das Gute, Wahre und Schöne anknüpfend, das Menschliche als Reitform des Religiösen in der Masse zu stärken und ihr als Ausdruck der übersinnlichen menschlichen Zweckbestimmung bewußt zu machen.

Aber es wird noch manches vergehen, und vieles Bestehende sich ändern müssen, ehe neue Formen mit altem Glauben Wirklichkeit werden.

Tony van Eyck
in dem Tonfilm: „Strich durch die Rechnung"

Renate Müller
in dem Tonfilm: „Wie sag ich's meinem Mann".

Mady Christians
als Marie-Luise in: „Der schwarze Husar".

Willy Fritsch
als Fensterputzer im Film: „Der blonde Traum"

Hallo! Hallo!

Wissen Sie schon das Neueste?

Hans Albers hat für seinen Aufschiffilm von Deck eines 15 Meter hohen Ostasiendampfers zu springen. Diese Szene spielt im Hafen von Lissabon.

Einer der Mitreisenden, der Hans Albers dauernd mit Fragen beglückt, spricht ihn an, als er nach einem glänzend gelungenen Kopfsprung wieder an Deck klettert: „Fabelhaft, lieber Albers! Wo haben Sie das nur gelernt?"

„Bei mir zu Haus, lieber Freund", war die Antwort von Albers. „Im Winter springe ich tagtäglich vom 15-Meter-Brett in meine Badewanne."

*

Große Gesellschaft.

Lilian Harvey wird belagert. „Sagen Sie, gnädiges Fräulein", fragt sie ein junger Mann, „ist das nicht entsetzlich anstrengend, immer schön sein müssen? Immer in der Oeffentlichkeit zu sein?"

„Ich nein, das ist garnicht anstrengend. Bloß die Folgeerscheinungen!"

„Folgeerscheinungen??" staunt der junge Mann.

„Natürlich", meint die Harvey, „immer neue Antworten auf die alten Fragen geben zu müssen!"

*

In diesem Sommer, der Hitzegrade zeitigte wie seit 50 Jahren nicht mehr, dreht Willy Fritsch Außenaufnahmen auf dem Neubabelsberger Gelände, mitten im „schönsten Sonnenschein".

Im Stab des Films war einer, der sich unausgesetzt für das Thermometer interessierte und die Steigung der neuen Temperaturrekorde freudestrahlend meldete.

Fritsch, dem durch diesen Rekordjäger keineswegs kühler zumute war, meinte, als das Thermometer glücklich eine Zeit 1865 nicht mehr erreichte Höhe zeigte: „Lieber Freund, das ist noch garnichts. Als wir vor zwei Jahren in Ungarn drehten, knallte eines Mittags mitten in die Szene das Quecksilber wie ein Revolverschuß bei 60 Grad ins Freie." B. D.

Rationalisierung im Reich der Töne

Von Trautonium, Tonzeitungen und Herrn Möllers Phonographen

Allüberall wird verbessert, probiert, rationalisiert. Auch im Reich der Töne, das bisher noch — wenn auch an seidenen Fäden — maßgebend von der Kunst allein abhängig war.

Das „elektrische" Orchester

Vor kurzem hörten wir von Berlin ein Konzert, das rein von elektrischen Instrumenten bestritten wurde. Alle, die nicht auf der Großen Funkausstellung in Berlin waren, hatten so Gelegenheit, diese neue Musik kennen zu lernen. Die elektrische Musik fußt auf den Ergebnissen, die die moderne Schwingungsforschung und Schwingungstechnik schuf, und ist wohl das jüngste Zweiggebiet der Elektroakustik. Gegenüber der Frankfurter Musikausstellung vor fünf Jahren, auf der zum erstenmal elektrische Musikinstrumente gezeigt wurden, ist dis heute ein ganz gewaltiger Fortschritt erzielt worden. Das zeigte schon das rein äußere Bild dieser Sonderschau im Rahmen der letzten Funkausstellung. Das Instrument vor fünf Jahren war nur ein einziges Wirrnis von Drähten, Kondensatoren und Röhren. Die heutigen elektrischen Instrumente sind dagegen schön vollendet und dem Auge des Besuchers kein Greuel mehr.

Die vollendete Tonwiedergabe bei den elektrischen Instrumenten gelingt dem Elektroakustiker durch das Ersetzen der Saiten, Pfeifen, Resonanzkörper usw. durch Elektrorohren, elektrische Schwingungskreise, Verstärker und Lautsprecher. Besonders Vollkommenes wurde schon auf dem Gebiet der elektrischen Saiteninstrumente gezielt. Bei ihnen erfolgt die Erzeugung des Tones auf elektrisch-mechanischem Wege. Da die Tonwiedergabe auf elektrischem und nicht klanglichem Wege betätigt wird, zeichnen sich alle diese Instrumente durch eine ungewöhnliche Klangreinheit und Klangfülle aus, wie sie bei den rein mechanischen Instrumenten nicht zu erreichen ist. Beim mechanischen Instrument hängt die Güte des Tones ganz von den Eigenschaften des Resonanzkörpers ab, der Ton ist an die Materie gebunden. Dieser Nachteil fällt beim elektrischen Saiteninstrument weg, denn der Resonanzkörper fehlt. Die Spieltechnik ist bei diesen neuen Instrumenten die gleiche wie bei den herkömmlichen. Durch Streichen mit dem Bogen oder durch Anschlagen eines Hammers werden die Saiten in Schwingungen versetzt. Da aber der Resonanzkörper fehlt, werden diese Saitenschwingungen nicht hörbar. Die Schwingung wird hier dazu benutzt, in einem am Ende der Saite angebrachten Elektromagneten durch Induktion einen Wechselstrom zu erzeugen, der ganz der Frequenz der schwingenden Saite entspricht. Nachdem die so erzeugten Ströme erst noch durch einen Verstärker gejagt sind, werden sie in einem normalen Lautsprecher — der beim Neo-Bechstein-Flügel in das Instrument selbst eingebaut ist — erst in Schallwellen transformiert. Durch Einstellung an der Verstärkeranlage kann die Lautstärke dieser Instrumente jeweils auf die besonderen Verhältnisse des Vortragsraumes abgestimmt werden. Auch die Klangfarbe kann mit Hilfe gewisser elektrischer Zusatzinstrumente beeinflußt und veredelt werden. Eine weitere Verbesserung des Klangeindrucks am elektrischen Flügel erzielte man durch die Anwendung von Magneten, die in ihrer Stellung zu den schwingenden Saiten während des Spiels verändert werden können. So lassen sich nicht nur die Transversalschwingungen, sondern auch die langsam auftretenden Zirkularschwingungen der Saiten mit in das Tonbild einfangen. Je nach der Stellung der Magnete läßt sich auf diese Weise bald ein voller, orgelartiger Ton erzeugen, bald ein Ton, der dem der Zupfinstrumente gleicht. Diese Nebenapparaturen am Instrument können vom Spieler mit einem Griff betätigt werden, so daß die Spieltechnik kaum komplizierter wird. Der Neo-Bechsteinflügel wird schon seit längerer Zeit fabrikationsmäßig hergestellt.

Eine zweite Art von elektrischen Musikinstrumenten erzeugt die Töne auf rein elektrischem Wege. Im Prinzip hat man hier die bekannten Rückkopplungsdreiröhrenschaltung in gelsenmäßige Bahnen geleitet. Zu dieser Instrumentengruppe gehören u. a. das Trautonium von Prof. Dr. Trautwein und das geheimnisvolle Aetherwelleninstrument des russischen Professors Theremin. Theremins Instrument ist in seinem äußeren Aufbau denkbar einfach. Aus einem viereckigen Kasten ragt ein langer blanker Metallstab hervor. Das Geheimnisvolle liegt in der Art des Spiels. Mit einigen eleganten Handbewegungen um den Metallstab lockt der Künstler mit dem Gerät scheinbar aus dem Nichts die bezaubertsten Töne hervor. Ein ähnliches Instrument, vom Heinrich-Hertz-Institut entwickelt, soll schon bald als Vorsatzgerät zum Rundfunkempfänger in den Handel gebracht werden. Rührt oder entfernt man die Hand von dem Metallstab, kann erklingen in nachtwandler in Lautsprecher die Töne der Tonleiter. So wird bald jeder Rundfunkteilnehmer in der Lage sein, zu Hause Aetherwellenmusik zu erzeugen. Das wichtigste Instrument dieser Gruppe dürfte aber das Trautonium sein. Es wird wie ein Flügel durch Anschlagen der Tasten gespielt. Bei ihm ist die Spieltechnik schon sehr schwierig, da vier übereinanderliegende Tastaturen gleichzeitig bedient werden müssen. Daneben sind noch eine Reihe von Schaltknöpfen vorhanden, durch deren Bedienung den Tönen des Instrumentes ein stets anderer Klangcharakter verliehen wird. Violine, Cello, Fagott, Orgel und viele andere Instrumente können so imitiert werden. Auch ganz neuartige Klangfarben lassen sich erzeugen. Hier scheint sich der Musik wirklich Neuland zu bieten.

Lichtbuchstaben – Tönende Zeitung

Im phonetischen Institut der Universität Hamburg ist jetzt aus der Analyse des Tonfilms die Erfindung der „Lichtbuchstaben" gelungen. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß Zeitungen und andere Schriftstücke, die mit diesen neuartigen Lichtbuchstaben bedruckt worden sind, wie ein Tonfilm von einer elektro-akustischen Anlage zum Sprechen gebracht werden und daß man andererseits das mit den tönenden Lichtbuchstaben gedruckte Schriftstück wie seine Zeitung lesen kann.

Mit der üblichen lateinischen und deutschen Druckschrift hat der Lichtbuchstabe allerdings keine Aehnlichkeit. Am ehesten kann man sich von dem Aussehen einer mit Lichtbuchstaben gedruckten Zeitung eine Vorstellung machen, wenn man die einzelnen Druckseilen mit der Tonaufzeichnung bei einem Sprechfilm vergleicht. Jeder Buchstabe besteht aus einer bestimmten nur ihm eigentümlichen Zahl von dunklen Zacken, die bei jedem Buchstaben verschieden gestaltet sind. Die Lichtbuchstaben werden nach bekannten Methoden gesetzt oder gegossen. Die fertige tönende Zeitung wird in einen Apparat eingelegt, der ähnlich wie ein Tonfilmapparat, also mit Photozelle, Verstärker und Lautsprecher arbeitet. Ein feiner Lichtstrahl huscht über die Buchstaben hinweg. Je nach der Menge des durchgelassenen, auf die Photozelle gelangenden Lichtes gibt dann der Lautsprecher die verschiedenen Buchstaben des Alphabetes wieder, die sich in schneller Folge aneinander reihen und so eine menschliche Stimme vortäuschen.

Der Setzer, der eine solche tönende Zeitung setzen will, muß eine rhetorische Vorbildung und ein gutes Sprachgefühl haben. In der Mitte eines Satzes, vor einem Komma usw. hebt man die Stimme, am Satzende senkt man sie. Das muß im Druck berücksichtigt werden. Es gilt also, nach der Mitte eines Satzes zu solche Buchstaben zu wählen, bei denen die Sprechkacken dicht aneinander sitzen, die Schwingungszahl hoch und daher die Sprache hell ist. Am Schluß des Satzes, bei einem Ausruf und dergleichen wählt man solche Buchstaben, bei denen die Zacken weiter auseinander liegen, also die Stimme tiefer wird.

Obwohl die von dem Hamburger Universitätsinstitut entwickelte Tonschrift stark schematisiert ist, kann man sie natürlich nicht auf den ersten Blick lesen. Man muß sich die Formen der einzelnen Buchstaben genau einprägen und genau so üben, wie man eine andere unbekannte Schrift, etwa russisch oder arabisch, fließend lesen lernen will. Genau wie in jeder anderen Schrift durch Fettdruck oder größere Buchstaben kann man hier durch Vergrößerung der Zacken wichtige Stellen hervorheben. Das gibt nicht nur dem optischen Bild ein lebendiges Aussehen, sondern bewirkt auch in der akustischen Wiedergabe ein An- und Abschwellen der künstlichen Stimme.

Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß sich die tönende Zeitung bei einem Teile des Publikums schon in absehbarer Zeit einbürgern wird. Es ist doch wirklich eine nette Sache, die Morgenzeitung auf der Fahrt ins Büro lesen zu können und sie dann, wenn man des Lesens überdrüssig ist oder wenn man eine interessante Nachricht einem größeren Freundeskreise zugänglich machen will, in einen kleinen Apparat zu stecken, der die Zeitung vorliest, sie zum Sprechen bringt.

„Es donnert mit 70 Phon"

„Der Nachbar Schulze macht mit seinen Hunden, seinem Klavier und seinem Lautsprecher einen Lärm, der die Umgebung noch ins Irrenhaus bringt." Das bestreitet Herr Schulze entschieden. Lautsprecher und Klavier geben bei ihm nur pianissimo. Da steht der Richter ratlos da, denn wer will entscheiden, wo die Grenze des Lärms beginnt.

All dieser kleinliche Hader und Zank wird nun mit einem Male aus der Welt verschwinden, wo man den Lärm messen kann, genau so wie man die Höhe eines Tones oder die Farbe eines Stoffes feststellen kann. Wenn Herrn Schulzens Töchter zu laut Klavier spielen, dann stellt Herr Müller ein kleines Kästchen auf, das ein Mikrophon, einen Radioverstärker und ein Meßinstrument enthält. Dann liest er auf der Meßskala ab, daß eine Lautstärke von 95 Phon zu ihm dringt, das sind 25 Phon mehr als normal. Da sich nun Herr Schulze selbst davon überzeugen kann, so wird er schleunigst für die Abhilfe der Ruhestörung sorgen. „Phon" ist das Maß für die Lautstärke. Ein Phon ist ein leiser Flüsterton, drei Phon ist die Lautstärkenansprache zum Damenkränzchen werden es wohl doppelt so viel sein), der Straßenlärm schwankt außerordentlich stark — von 10—150 Phon, der Donner grollt mit 70 Phon heran usw. Genaue Untersuchungen wurden vom Heinrich-Hertz-Institut in Berlin ausgeführt. Studenten sind mit dem Auto zum Potsdamer Platz gefahren und haben dort an den verschiedensten Stellen ihren „Mikro-Apparat" aufgestellt, dann sind sie in die Fabriken und in die Kontorräume, in amtliche Gebäude und Eisenbahnhöfe eingedrungen, um den durchschnittlichen Lärm festzustellen. Auf Grund dieser Unterlagen hat der Präsident des Heinrich-Hertz-Institutes, K. W. Wagner, eine umfassende Arbeit über den Großstadt-Lärm verfaßt und der Akademie der Wissenschaft vorgelegt. In diesen Ausführungen wird auch auf die außerordentlichen Gesundheitsschäden hingewiesen, denen der Großstadtbewohner durch die unzähligen Geräusche der Straße ausgesetzt ist. Mit diesem wissenschaftlichen Material soll nun die Polizei vertraut gemacht werden, und dann wird man dem Lärmteufel energisch zu Leibe rücken.

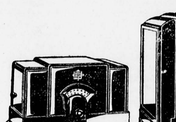
Aber nicht nur die lieben Mitbürger traktieren unsere Nerven mit Geräuschen verschiedenster Art, sondern vielfach sind auch die Neubauten schuld, die mit ihren dünnen Rabitzwänden vorzüglich geeignet sind, die Ehegreuden und -leiden der Nachbarn, soweit sie akustisch bedingt sind, zu verbreiten. Die Untersuchungen von Baumeyer und Erwin Meyer vom Heinrich-Hertz-Institut haben dabei zu verblüffenden Feststellungen geführt. Er hat nämlich nachweisen können, daß die Verstärkung von Ziegelmauern nicht den Lärm dämpfen, wie man annehmen sollte, sondern im Gegenteil verstärken. Meyer kam dabei zu dem Schluß, daß die Ziegelmauer nicht zur Dämpfung des Schalles diene, sondern gewissermaßen wie eine Membrane in Schwingungen gerät, wie uns das von Telefunken und Lautsprecher her bekannt ist. Mit einem Fühlhebel konnten die Ausschläge der Wand deutlich festgestellt werden.

Typ 1932/33 – der moderne Empfänger

Die Große Berliner Funkausstellung hat uns kürzlich die großen technischen Fortschritte im Funkwesen wieder einmal deutlich vor Augen geführt. Es wurde nicht nur auf neuen Gebieten (Bildfunk usw.) Erstaunliches geleistet, sondern auch am Gebrauchsapparat erfolgreich weitergearbeitet.

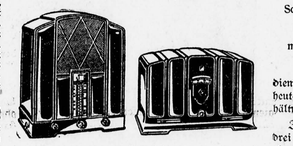
Telefunken legte den größten Wert auf Erzielung einer hohen Trennschärfe durch den „Selbsttrenner", der in den Spitzengeräten eingebaut wurde. Am meisten Interesse fand der Telefunken-Super. Er ist als repräsentatives Gerät der Marke Telefunken mit besonders interessanten Neuerungen ausgestattet. Um nur einige zu nennen: Höchste Tonqualität trotz 9 kHz-Trennschärfe, Selbsttrenner und automatischer Laut- und Schwundstärke-Ausgleich über den bisher unbekannten Regelbereich von 1:40 000. Wie Fachleute berichten, kann der Telefunken-Super überhaupt nicht mehr übersteuert werden, hat also immer höchste Tonqualität.

Interessant ist auch das kleinste neue Telefunkengerät: der Doppelschirm-Fernempfänger, der, in seinem vollkommen neuartigen Schaltungsaufbau eine Lösung des leistungsstarken, aber preiswerten Fernempfängers darstellt, die bisher wohl gefehlt hat. — Weiter sah man den Großempfänger T 343 und den Mehrkreisempfänger T 231. Der Großempfänger bietet mit seinen beiden Hochfrequenz-Expotentialröhren eine recht große Fernempfangsleistung. Die Mehrkreisempfänger stellen die bewährte Klasse der Rückkopplungs-Empfänger dar, bei denen alle Ersahrungen der letzten Jahre nutzbar gemacht wurden. Dieser Apparat ist ähnlich den bisherigen Schirmgitter-Empfängern ein Gerät, das bei einfachster Bedienung, hoher Fernempfangsleistung und der heute erforderlichen Trennschärfe sich durch verhältnismäßig geringen Preis auszeichnet.



Telefunken 231 (links)
Schirmgitter — Mehrkreisempfänger. Eingebauter Sperrkreis, geeichte Skala.

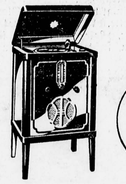
Telefunken-Super (rechts)
mit Selbsttrenner und elektrodynamischem Lautsprecher. Alles automatisch.



Telefunken 343 (links)
Großempfänger und dynamischer Lautsprecher in einem Gehäuse — Bakalit

Telefunken 122 (rechts)
Doppelschirm-Europaempfänger, Netzton-dämpfer, Lichtnetzantenne.

Zu diesem Gerätepragramm kommen fernerhin drei neue Telefunken-Lautsprecher, ebenfalls nach neuestem Prinzip: Ein preiswerter Freischwinger, Telefunken L 60, ein fremderregter dynamischer Lautsprecher, Telefunken D 70, und als besonders interessante Konstruktion ein permanent-dynamischer Lautsprecher mit pilzförmigem Magnetsystem, Telefunken D 80. Letzterer Lautsprecher gestattet die Verwendung des dynamischen Lautsprechers auch an solchen — auch bereits vorhandenen — Geräten, die keine Fremderregung besitzen, ja sogar bei Batteriempfang. Es ist anzunehmen, daß dieser fremderregte Telefunken-Lautsprecher die Anwendung des dynamischen Lautsprechers, die ja bisher durch die besondere Felderregung behindert war, stark fördern wird.



Der neue Telefunken Super 650
für Rundfunk und Schallplatte, elektrodynam. Lautsprecher und elektr. Plattenlaufwerk.
Die Telefunkenplatte

Die Firma Dr. Dieb & Ritter, Leipzig, war auf der Funkschau zum erstenmal mit einem sorgfältig durchkonstruierten Dreiröhren-Empfänger Type R 100 WW auf den Markt gekommen. Dieser Netz-Empfänger zeichnet sich durch seine große Störungsfreiheit aus. Bekanntlich haben die Netz-Empfänger gegenüber den früheren Batterie-Empfängern die Eigenschaft, einen weniger ruhigen Empfang zu bringen, weil aus dem Wechselstrom- bezw. Gleichstrom-Netz ein gewisses leises Nehsummen in dem Empfänger und Lautsprecher mit hineingelangt. Bei dem Körting-Empfänger ist daher der Netzteil sehr stark gesiebt, wodurch das Gerät eine fast völlige Brummfreiheit erhält. Die Leistung dieses Gerätes kennzeichnet sich dadurch klare, naturreine Wiedergabe aus. Infolge seiner Selektivität und der oben genannten Eigenschaften hört man mit diesem Empfänger eine große Reihe ferner Sende-Stationen etwa mit der gleichen Lautstärke und Klarheit, wie man sonst nur Langenberg zu hören gewohnt ist. — In dem Empfänger ist ein hochwertiger dynamischer Lautsprecher (Körting-Excello) eingebaut. Das ganze ist in einem Edelholzgehäuse kombiniert.

Von der gleichen Firma wird ein Dreikreis 4-Röhren Empfänger Type E 300 W auf den Markt gebracht, und schließlich als höchste Spitzenleistung ein 6-Röhren-Superhet-Empfänger für Wechselstrom Type S 3400 W. Letzterer befriedigt die höchsten Ansprüche. Sämtliche Geräte mit Ausnahme des Superhet Empfängers sind auch für Gleichstrom lieferbar.

Alt werden und jung bleiben

Von Prof. Dr. Weisbach-Dresden

Eine ewige Jugend kann es zwangsläufig für den Menschen nicht geben. Wie lange der Höhepunkt des Lebens währt, darauf hat die Art der Lebensführung einen ungeheuren Einfluß. Wir müssen deshalb alle Mittel, die uns zu Gebote stehen, anwenden, um den menschlichen Körper und die ihm innewohnenden geistigen Kräfte frisch und leistungsfähig zu erhalten. Schon in der richtigen Beurteilung des Einflusses der Lebensvorgänge auf die Körperformen liegt ein wichtiges Hilfsmittel. Vor allem müssen wir die Zeit der Reife, der vollen Entfaltung der Persönlichkeit, sowohl als Mann wie als Frau ausnutzen, um uns dem letzten Abschnitt, das Greisen- und Matronenalter, möglichst lange hinauszuschieben. Man spricht heute gern von sogenannten Abnutzungskrankheiten, denen wir von einem gewissen Lebensalter an machtlos gegenüberstehen sollen. Die Furcht vor solchen Abnutzungskrankheiten hat beispielsweise die Angst vor dem hohem Blutdruck, eine Folge des Starrwerdens der Wandungen der Blutgefäße, heraufbeschworen. Betrachten wir aber diese allmähliche Verhärtung der Blutgefäße als eine natürliche Schutzmaßnahme des Körpers gegen das allmähliche Durchlässigwerden der Blutgefäße und werden wir uns der Tatsache bewußt, daß wir mit zunehmenden Alter im gleichen Maße eine übermäßige Beanspruchung des Herzens verhüten müssen, so wird uns sofort klar werden, daß wir schon durch Beachtung dieser einen Notwendigkeit viele Gefahren für das höhere Lebensalter durch eigene Ueberlegung ausschalten können. Rein praktisch bedeutet das, daß wir im höheren Alter zu reichliche Nahrungsaufnahme, zu vieles Trinken, übermäßige Muskelbewegung, vor allem z. B. Radfahren derzaut, schnelles Laufen und ähnliches vermeiden müssen. Im übrigen gilt es, Sportarten, die man während der Volkraft betrieben hat, in entsprechendem Umfange weiterzupflegen. Für alternde Menschen steht im Vorderarund das Wandern, für das bei entsprechender Zielsetzung kein Mensch zu alt ist. Aehnlich liegen die Dinge beim Schwimmen und für den, der das Reiten gewöhnt ist, beim Reiten. Jeder der bestrebt ist, möglichst lange leistungsfähig zu bleiben, muß sich der Tatsache bewußt sein, daß nur tätige Organe gesund bleiben können.

Das Jackenkleid
mit Pelzbesatz aus
braunem Persianer.

Zahllos sind auch die Beispiele, welch enger Zusammenhang zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen besteht, aber auch umgekehrt können seelische Vorgänge einen wesentlichen Einfluß auf den Ablauf körperlicher Lebensvorgänge haben. Haben wir doch den besten Beweis für den seelischen Einfluß auf den Kräfteverfall, auf das körperliche Altern bei solchen Männern, die bis zum letzten Tage ihrer Berufstätigkeit frisch und elastisch sind und vom Augenblick ihres Uebertrittes in den Ruhestand kränkeln und alt werden. Hier sich etwa ängstlich in Watte zu verpacken —, alles vor allem vorzubereiten, indem man sich rechtzeitig eine Liebhaberei-Beschäftigung angewöhnt, der man sich nach dem Uebertritt in den Ruhestand ganz widmen kann. Für den einen mag es das Züchten von Blumen, für den anderen das Briefmarkensammeln oder sonst irgend eine Beschäftigung sein, der er sich noch mit allen verfügbaren Kräften widmen kann.

Im übrigen ist für die Vermeidung vorzeitigen Alterns wichtig, daß man — ohne schon während des ganzen Lebens lebensverkürzende Einflüsse nach Möglichkeit von sich fern hält. Durch die Wahl der Ernährung, durch Beschränkung im Gebrauch von Genußmitteln und durch Pflege der seelischen Hygiene können wir hier viel erreichen. Vor allem ist vor dem Gebrauch sogenannter leistungssteigernder Mittel zu warnen, die durch Anspannung der Herztätigkeit, Aufpeitschung der Nerven zur Ueberwindung des natürlichen Ruhe- und Schlafbedürfnisses dienen sollen. Hierbei macht sich das Wort „Aufgehoben ist nicht aufgehoben" ganz besonders bemerkbar. Solche Mittel können zwar im Augenblick den gewünschten Erfolg zeitigen, auf die Dauer aber es nicht. Die Ermattung kommt nachher in wesentlich verstärktem Maße. Gerade die übermäßige Beanspruchung der Sinnesorgane durch die kulturellen Fortschritte — starke Geräusche, schmerzende Lichteffekte, beschleunigte Art der Fortbewegung — weist uns mit Nachdruck darauf hin, daß wir vor allem möglichste Ruhe und Gleichförmigkeit in unser Erholungsleben bringen müssen. Es ist doch eine völlige Verkennung des Erholungszweckes, wenn wir bei lauter Musik und ähnlichem Erholung suchen von den Geräuschen des Alltags. Jedes Organ bedarf immer einer gewissen Ruhezeit, um sich mit neuen Energiemengen zu versorgen, die es nachher wieder nötig hat. Ueber die seelische Mühigkeit, die die körperliche Ermüdung begleitet, kann man sich durch Anreaunasmittel hinweatäuschen, diese sind aber nicht imstande, die Ermüdung zu beseitigen. Niemals können solche künstlichen Hilfsmittel einen Ersatz bieten für den rythmischen Wechsel zwischen Arbeit, Erholung und Ruhe.

Bei kann der alternde Mensch zu seiner Gesunderhaltung beitragen, wenn er sich möglichst regelmäßig ärztlich beraten läßt, damit vor allem etwaige Alterskrankheiten frühzeitig erkannt und am unnötigen Fortschreiten gehindert werden. Wie wesentlich solche regelmäßige ärztliche Untersuchungen zur Erhaltung der Lebenskraft und zur Hinausschiebung des Alterns beitragen können, beweisen die Statistiken der Lebensversicherungsgesellschaften, die ihren Mitgliedern solche ärztliche Untersuchungen gewähren.

Das ganze Geheimnis des unnötigen Alterns läßt sich in den drei Worten zusammenfassen: „Rasten heißt rosten".

Kinder

Sie tragen leichte Geheimnisse vom seligen Leben.
Was uns dunkel ist, wissen sie:
Der Himmel ist gut und die Tiere
Und die Mutter.
Nur die menschen sind groß und böse.

Schön, wie ihre Engel sind,
Ist ihr Gesicht.
Ihre Augen sind die Blumen,
Nach denen sie sich bücken.

Wie die Seligen sind sie
Ohne Geschlecht —
Auf den Spielwiesen Gottes.

Otto Gillen.

Es fiele ihm keine Perle aus der Krone

Von Ruth Götz

Eine alte Sage erzählt, daß ein Mann, der in Abwesenheit seiner Frau ein Huhn bereiten wollte, es mit Federn und Einweiden, so wie es aus dem Geschäft kam, in den Topf legte und sich wunderte, daß es überhaupt keinen Geschmack annehmen wollte. Freilich, das Herrscherrecht der Frau verbannte den Mann aus Küche und Speisekammer und stempelte ihn zu einem Wesen ohne eigene Meinung von Gut und Böse des Einkaufes. Seine Stellung als Herr des Hauses verbot ihm jede Betätigung innerhalb seiner eigenen vier Wände. Vor allen Dingen hatte er keine Ahnung, was die Frau mit dem Wirtschaftsgeld machte. Sich einmal um Einkäufe von Lebensmitteln zu kümmern, ein Waschfaß anzurühren, einen Bratofen zu reanlieren, war für den Hausherrn undenkbar. Doch gab es genug nette Männer, die aus einem Gefühl von Ritterlichkeit manche schwere Arbeit für die Frau taten. Aber, um Himmels willen — niemand durfte etwas davon wissen. Unsere Zeit, die der Heuchelei jeden Tag etwas ferner rückt, räumte mit einer Meinung auf, weil sie keine Berechtigung mehr hat. Mann und Frau sind oft genug berufstätig, vielfach ist es leider nur die Frau! Da hört das Paschatum aanz von selbst auf, und die Ritterlichkeit tritt stark in den Vordergrund. Arbeitsteilung ist ein Wort, dessen Sinn sich gerade in der Gegenwart erfüllt. Es gibt keine wirklich typischen Männer- und Frauenarbeiten mehr und keinerlei Arbeit, die nur weiblich oder nur männlich ist. Frauen stehen in Berufen, und Frauen führen den Haushalt. Männer kämpfen für Aufstieg und Erfola, und dabei haben sie noch genug Zeit und Muße, sich mit ihren Kräften ihrer Lebenskamerabin zur Verfügung zu stellen.

Keinem Mann fällt ein Stein aus der Krone, wenn er sich mit Liebe und Sorgfalt der Erledigung von Arbeiten widmet, in denen wir bisher nur Frauenhände tätig gesehen haben. Niemand achtet darauf, wenn ein gut gekleideter und angenehm aussehender Mann den Kinderwagen schiebt oder sachkundig einen Kohlkopf einkauft. Er versteckt nicht etwa ängstlich die beiden Milchflaschen, sobald er Bekannte trifft, die er arüßen will, sondern er zieht freimütig seinen Hut, sogar ein wenig stolz in dem Bewußtsein, daß seine Frau jetzt bestimmt stark beneidet wird. „Ein so netter Mann", sagt diejenige, der sein Gruß galt, und sie hat nichts dagegen, daß er die Zigarette dabei im Munde behält, „Putzen Sie Ihrem Manne die Schuhe?" fragte einmal eine junge Frau empört, im Begriff, aus dieser einfachen Handlung ein Ehrenthema zu machen. Die andere sagte freimütig: „Bei uns putzt die Schuhe, wer gerade Zeit hat, und mein Mann muß immer so lachen, sobald er seine Hände in das Innere meines Schuhes stecken will, weil er dann merkt, wie klein meine Füße sind. Wenn ein Mann eine häusliche Arbeit verrichtet, so macht er sie meistens etwas anders, aber bestimmt ebensogut. Das müssen und das wollen wir ihm so gern bestätigen. Je klüger eine Frau ist, um so mehr schätzt sie den heffenden Mann, ... aber dennoch um so weniger spricht sie darüber. Heuchelei? Nein, Selbstverständlichkeit!

Links: Die Abendjacke mit enganliegendem Schoß und den modernen Keulenärmeln wird schräg geknöpft.
Mitte: Jugendliches Abendkleid mit Puffärmeln, rückwärts gebundenem Gürtel und reicher Falbelgarnierung.
Rechts: Schönes Abendkleid mit fichuartigem Kragen. Als Material wird Seide in hellen Farben verwendet.

Eine kleine Pelerine
aus kurzhaarigem
Pelz. Muff, aus
Pelz und Samt
kombiniert, ist wie-
der modern.

Das uralte Jo-Jo

Seit einigen Monaten grassiert auch bei uns die Seuche des Jo-Jo. Wer aber glaubt, daß es sich um eine Erfindung der Neuzeit handelt, irrt. Jo-Jo war den alten Chinesen ebenso bekannt wie den alten Aegyptern. Selbst bei Goethe findet sich ein Hinweis auf dieses Spiel. Und auch der spätere französische König Ludwig XVII. spielte als Kind bereits Jo-Jo, wie dieses Gemälde von Vigée Lebrun im Museum von Auxère beweist.

Warmblutpferde und Kaltblutpferde

Von Dr. F. Bäßmann

Mit drei Abbildungen

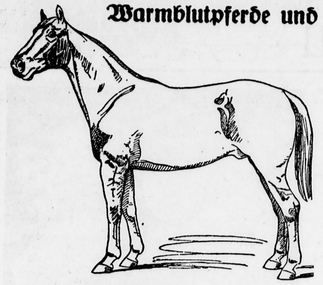


Abbildung 1
Leichtes Warmblutpferd

Innerhalb der Pferdeschläge unterscheidet man zwei große Gruppen, und zwar Warmblut- und Kaltblutpferde. Die erste Gruppe wurde in der Vorkriegszeit fast ausschließlich als Halbblut bezeichnet, um hiermit zum Ausdruck zu bringen, daß eine Beimischung von Vollblut stattgefunden hat. Es stellt jedoch diese Bezeichnung keinen festumrahmten Begriff dar; man ist deshalb gänzlich von ihr abgekommen und hat allgemein die zutreffendere Bezeichnung „Warmblut" eingeführt. Andererseits versteht man unter Kaltblut Pferde mit ruhigem Temperament, die vornehmlich in langsamer Gangart schwere Arbeit verrichten, daher vielfach auch als Schrittpferde bezeichnet werden.

Hinsichtlich der Verbreitung von Warmblut und Kaltblut in Deutschland hat sich im Laufe der Jahrzehnte eine starke Verschiebung vollzogen.

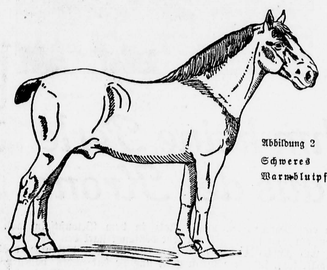


Abbildung 2
Schweres Warmblutpferd

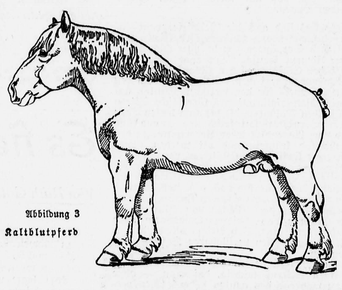


Abbildung 3
Kaltblutpferd

Ursprünglich war das Warmblut stark vorherrschend. Nach einer Erhebung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft waren im Jahre 1898 vorhanden 71,8 v. H. Warmblut und 28,2 v. H. Kaltblut. Für das Jahr 1928 lauten die von derselben Stelle ermittelten Zahlen 51,1 v. H. Warmblut und 48,9 v. H. Kaltblut. Das Kaltblut hat mithin in den letzten 30 Jahren um 20,7 v. H. zugenommen, so daß nunmehr Warm- und Kaltblut fast zu gleichen Teilen vorhanden sind. Die fortschreitende Zunahme des Kaltblutes ist dadurch zu erklären, daß mit der Einführung einer besseren Bodenkultur und tieferen Bodenbearbeitung auch ein schwereres Pferd erforderlich wurde. Gleichzeitig haben die städtischen Lastfuhrwerksbetriebe und industriellen Unternehmungen fortdauernd schwere Pferdetypen verlangt. Es kann deshalb damit gerechnet werden, daß auch in Zukunft das Kaltblut an Raum gewinnen wird.

Hinsichtlich der Körperform zeigt das Warmblutpferd (Abb. 1) schlanke elegante Figuren mit langen, festen Röhren, festem Rücken und langer gut gerundeter, wenig geneigter Kruppe. Die vorhandenen zahlreichen Schläge weisen je nach dem Gebrauchszweck mehr oder weniger große Körpergewichte auf.

Führend sind in der deutschen Warmblutzucht die folgenden Schläge: Ostpreußen, Hannoveraner, Holsteiner, Oldenburger und Ostfriesen. Alle anderen Schläge haben keine selbständigen Zuchtunterlagen und führen sich auf eines dieser Zuchtgebiete zurück. Ein großer Vorzug des Warmblutpferdes ist seine verschiedenartige Verwendungsmöglichkeit. Es eignet sich in den leichteren Typen als Reitpferd und leichtes Wagenpferd, während die schwereren Formen desselben ein schweres Kutschpferd und gutes Arbeitspferd darstellen.

Der Schleswiger hat sein Stammzuchtgebiet in dem Regierungsbezirk Schleswig. Von hier hat er sich verbreitet nach Holstein, Lübeck, Mecklenburg und Nordbrandenburg. Das Vorkommen des Norikers ist ausschließlich auf Bayern beschränkt.

In wirtschaftlicher Beziehung hat der Kaltblüter manche Vorzüge. Er ist einmal frühreif und unter Umständen schon zu Ende des zweiten Lebensjahres beschränkt gebrauchsfähig. Sein großes Gewicht befähigt ihn, schwerste Arbeit zu leisten und infolge seines ruhigen Temperamentes werden nur geringe Anforderungen an das Bedienungspersonal gestellt. Auf der anderen Seite muß darauf hingewiesen werden, daß der Kaltblüter nur einseitig in der Verwendung ist — nur Arbeitspferd — verhältnismäßig hohe Anforderungen an die Fütterung stellt und ihm eine geringere Lebensdauer nachgesagt wird. In diesen Punkten dürfte der Warmblüter überlegen sein.

Zusammengefaßt sei hervorgehoben, daß unsere deutschen Pferdezüchter sowohl in der Warmblut-, als auch in der Kaltblutzucht ganz Hervorragendes geleistet haben. Beide Zuchtrichtungen nebeneinander in der richtigen Weise betrieben und den wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt, werden eine weitere gedeihliche Entwicklung der deutschen Pferdezucht gewährleisten.

Durch die starke Verminderung des Reichsheeres ist leider der Bedarf an Militärpferden sehr gering geworden. Auch hat durch die starke Ausbreitung des Autos der Bedarf an Reit- und Wagenpferden für Privatzwecke stark abgenommen. Es entstanden somit für die leichteren Warmblüter große Absatzschwierigkeiten, welche eine gänzliche Umstellung in der Warmblutzucht erforderlich machten. Es handelte sich nun darum, in erster Linie ein gutes Arbeitspferd zu züchten. Um dieses zu erreichen, mußte aber eine planmäßige Verstärkung der Formen vorgenommen werden. Von der preußischen Gestütsverwaltung ist diese Bestrebung tatkräftig unterstützt worden, und so ist es den vereinten Bemühungen in fast allen Zuchtgebieten gelungen, ein warmblütiges schweres Arbeitspferd (Abb. 2) für die Landwirtschaft zu züchten. Hierdurch haben auch die Absatzverhältnisse eine erhebliche Verbesserung erfahren.

Von den Warmblutpferden unterscheidet sich der „Kaltblüter" (Abb. 3) u. a. durch seine massigen, tiefen Formen, knochenstarken Gliedmaßen, verhältnismäßig kurzen Rücken und schräger und gespaltener Kruppe. Besonders beachtlich ist das ruhige Temperament. Infolge der großen Knochenstärke verlangt der Kaltblüter ein Grundfutter, welches reich an Kalksalzen ist. Mit seinem Gedeihen kann daher nur auf den besseren Böden, den sogenannten Luzerneböden, gerechnet werden, während die Zucht auf leichten Sandböden als wenig aussichtsreich angesehen werden muß. Bei dem Kaltblut unterscheidet man drei Schläge, rheinisch-deutsches Kaltblut, Schleswiger und Noriker. Das rheinisch-deutsche Kaltblut ist absolut vorherrschend und kommt in ganz Deutschland vor. Führende Zuchtgebiete sind das Rheinland, Westfalen und die Provinz Sachsen. Eine große Zahl über ganz Deutschland verteilter Nachzuchtgebiete reiht sich diesen würdig an.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheits-Anzeigen und Stellengesuchen 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erteilung von Nummernschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn. ~ **Die hohe Auflage und weite Verbreitung** in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet vollinser zahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534

Herr Landwirt Arnold aus Oberndorf am Bodensee schrieb am 20.1.1930: Das billige und gute Edelweißrad ist wahrhaftig ein Rad des arg darniederliegenden Mittel- und Arbeiterstandes. Alle 18 Edelweißräder und alle Nähmaschine sind gut ausgefallen.

Unseren Katalog Nr. 130 über **Edelweißräder** (auch mit Ballonreifen), **Fahrradzubehör** aller Art, **Edelweißnähmaschinen** mit Anleitung zur Selbsterlernung des Stopfens von Wäsche und Strümpfen und zur Herstellung wunderschöner Stickereien auf jeder Nähmaschine senden wir an jeden kostenlos und ohne Kaufzwang. — **Von uns erhalten Sie nicht irgend ein Fahrrad oder irgend eine Nähmaschine, sondern das gute Edelweißrad und die gute Edelweiß-Nähmaschine.** Wir führen nur unsere gute und berühmte Marke Edelweiß, also keine minderwertigen Fahrräder und Nähmaschinen und auch keine mit andern Namen. **Bisher über ½ Million geliefert.** Das konnten wir doch nimmermehr, wenn Edelweißrad und Nähmaschine nicht gut und billig wär.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 38
Fahrradbau, Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweißräder
Nähmaschinen **Jetzt billigere Preise**

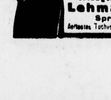
Witwer
42 Jahre, kathol., ohn Anhang, Land-, Waldwirtsch. und Grundbesitz, sucht Lebensgef. d. Lust am Geschäft hat. Frau d. Höller-Hagemeister, Bad Lippspringe, Marienstraße 3.

Heirat
Kaufmann, 30 Jahre, katholisch, gutes Äußeres, wünscht mangels passender Damenbekanntschaft auf katholische Dame, mit liebevollem Wesen und häuslichen Eigenschaften, zwecks späterer Heirat kennen zu lernen. Ausführliches Angebot unter Beifügung eines Lichtbildes unter Nr. 1760 an „Der 7. Tag", Paderborn. Strengste Diskretion zugesichert.

Heirat!
Kaufmann, in sicherer Stellung, Mitte 20, kathol., sucht auf diesem Wege liebes, jedenfalls kath. Mädchen, da es ihm ist. Diskrepanz darch, zwecks späterer Heirat passt. Damenbek. mangelt. Zuschr. mit Bild erbeten unter Nr. 1055 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Formen,
mit denen sich jedermann jed. Kind leicht Indianer, Reiter, Tiere u. viele and Figur. selbst anfertigen kann. **Gebr. Schneider,** Gießereibetrieb, **Leipzig N 22/40** Verl. Sie sof. Katal. grat. u. portofr. z. jed. Kaufzw.

Warum warten,
bis die Tiere krumm und lahm sind und Krampf befommen und husten usw.? Der kluge Mann baut vor und gibt seinen Schweinen und auch den anderen Tieren schon von jung auf eine Prise von dem altbewährten und sicher wirkenden **W. Brockmann** gekörnten Futterkalk „Zwerg-Marke" — Mischung — **oder von W. Brockmanns Tier-Lebertran-Emulsion „Roter Löwe"** (Gelbschwarz) **ins Futter! Handeln Sie** ebenso und Sie schützen sich vor Verlusten! W. Brockmanns „Ratgeber" gibt Aufklärung! Verlangen Sie die soeben erschienene neue (6.) Ausgabe kostenfrei in unseren Verkaufsstellen od. direkt von W. Brockmann Chem. Fabrik m. b. H., Leipzig-Eutritzsch 47 c



Wenn wir Sie sprechen könnten würden Sie sofortigen Ihren Bedarf in
Herren- und Damen-Stoffen
bei uns decken.
Verlangen Sie sofort Muster.
Lehmann & Assmy
Spremberg i. L. 174
Anerkannt leistungsfähiges Tuchversandhaus mit eigener Fabrikation.

Heirats-wünsche
finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Auflage 40000
Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Gebild. kath. Dame, Ende der 30er, sch. Erich., kl., intell., ernst, fr., anpassungsfähig, natürlich, a. g. Familie, f. passend. Herrn gesitig hochstehend u. sich. Lebensstell. Beamter, zwecks **Heirat** 30000 RM.

Neigungsehe
Kompl. Möbel- u. Wäscheausst. vorhanden, sowie einige Tausend Mark Bargeld. Nur ernstgemeinte Offerten unt. Nr. 2443 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Neigungsehe
Kompl. Möbel- u. Wäscheausst. vorhanden, sowie einige Tausend RM Bargeld. Nur ernstgemeinte Offerten unt. Nr. 2449 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Katholische Eheanbahnung erfolgreich seit 12 Jahr. Kirchl. Trauheilig. **Einheiraten** Neuland-Bund 19 Herne 1. W.

Schallplatten aus einer Konkursmasse 25 cm doppels. **Stück 30 Pf.** Schallplatten-Bergmann, Bres. lau 1, A 765

Sonderangebot.
Gegen Einsendung dieser Anzeige erhalten Sie 6 prima ungebleichte Bettlücher, unerreicht an Haltbark., Größe 140/220 cm, sowie 4 gute Frottier, handtücher f. nur 13.20 RM voll. kommen franko. Tag! Nachbestellg. Weberei Neuenkirchen b. Paul Jacobus, Go. golin in Schlesien.

Kaiser's Brust-Caramellen mit den 3 Tannen
Jetzt Beutel 35 Pf., Dose 40 u. 75 Pf.
Zu haben in Apotheken, Drogerien und wo Plakate sichtbar.

Original wie Preisliste!
Korbmöbel
Niedrigste Preise, direkt ab Fabrik, franko Lieferg., 10 Monatsraten. Schlager: 3teilige Polstergarnitur Mk. 36.— Katalog gratis.
Korbmöbelfabr. **Böhm** Oberlangenstadt 527 Lichtenfels-Land

So begierig ist das Kind auf das bewährte und bekömmliche Hustenmittel. Die stark ermäßigten Preise erlauben auch in der Notzeit den ständigen Gebrauch der echten

KROPF
und Basedow'sche Krankheit, Bekämpfung und Heilung durch Kräuterkuren. Meine 32seitige Broschüre, sowie das jüngst im Prana-Verlag erschienene Buch von Dr. med. Gust. Riedlin nebst Auskunft kostenlos
FR. HASTREITER
Neugermering 303 bei München

Größte Weihnachts-Freude

bereitet meine ca. 70 cm große Puppe. Sie ist ... groß, lauft, sitzt, schläft, spricht „Mama", hat 2 prächtige Zöpfe (a. Wunsch Bubikopf), hochmod. lackenk. eid z. An- u. Ausziehen. Preis nur 6.50 RM. Diese Puppe kem. 75 RM, alles einschl. Porto u. Verpack. Kein Risiko, da Geld zurück, wenn nicht gefällt. Versand p. Nachn. Eines der viel. Dankschr.: *„Kein und Groß ist entzückt von der Schönheit und Billigkeit der Puppe. Sie übertraf alle unsere Erwartung . . . Mch. Schneckenburger, Lambrecht/Pfalz.* Auch Sie werden so zufrieden sein, daher bestellen Sie noch heute, wenn auch später lieferbar, bei der Firma
Emil Zitzmann, Puppenfabrik, Steinach A. 16 Thürw.

Zum Schutz gegen Halsentzündung und Erkältung **Panflavin** PASTILLEN

Rundfunkprogramme

vom 13. bis 19. November 1932

Sendung Langenberg (472,4)

Gleichbleibende Werkt.-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter. Zeit. Wasserstand. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen. Zeit. Wasserstand. ● 12: Konzert. ● 12.50: Wetter. Zeit. Meldungen. ● 13: Konzert. ● ca. 14.00: Meldungen. ● 14.30: Funkwerbung nur Di. u. Do.). ● 15.30: Wirtschaftsberichte. Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachmittagskonzert. ● 18.45 (Mo. u. Sa. 18.50): Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Meldungen.

Sonntag, 13. November

7.00: Choral: Lobe den Herren.
7.03: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
9.00: Geläute von St. Gereon, Köln.
9.05: Katholische Morgenfeier.
11.00: Erzählung: Ein guter Mensch.
11.20: Dr. Hahn: Die Revision der Pariser Friedensverträge.
11.40: Prof. Dr. Buytendijk: Warum spielt das Tier?
12.00: Berlin: Heinrich Schlusnus singt Schubert- und Wolf-Lieder.
13.00: Mittagskonzert. Leitung: Wolf.
14.30: H. Wolter: Das Recht der Eisenbahnzuschrift.
14.50: Prof. Dr. Unger: Musikalische Arbeitsgemeinschaft.
15.20: Prof. Dr. Janson: Die geistigen Fähigkeiten unserer Tieren.
15.45: Dr. v. Wiese: Zum 50. Todestage Gottfried Kinkels.
16.05: Soziale Streiflichter: Arbeitslose in USA.
16.30: Militärmusik.
18.05: Univ.-Prof. Dr. Verwenen: Macht u. Geist.
18.35: Berlin: Gerätemeisterschaften der DT.
19.15: Eine Stunde Kurzweil.
20.00: Sportnachrichten.
20.15: Waldmeister. Operette von Joh. Strauß.
22.20: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.45: Stuttgart: Nachtmusik.

Montag, 14. November

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Schulfunk: Schmuggel an Deutschlands Westgrenze. Lehrbild.
11.10: Schulfunk: Musikmühle Gymnastik.
11.25: Schallplattenkonzert.
14.30: Schlachtviehmarktberichte.
16.20: Jugendfunk: Nächtlicher Besuch im Kölner Flughafen. Schallplattenbericht.
18.10: Reporterin zur Zeit.
18.30: Schulrat D. Oberhardt: Von der Kunst des Bekeilens.
19.00: Juliette Lukas: Die Schauspielerin.
19.20: Vom Tage.
19.30: Dr. Happ: Der industrielle Luftschutz.
20.00: Meister der Operette. (Schallplatten)
20.30: Dantes Himmelfahrt. Traumdichtung von Gerhart Hauptmann. Musik: M. Mattschaß. Leitung: Hilde Bremus. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.30: Kammermusik. Werke von Debussy, Janssen.
23.30: Nachtmusik auf Schallplatten.

Dienstag, 15. November

9.00: Breslau: Schulfunk: Gerhart Hauptmann spricht zur deutschen Jugend.
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Leipzig: Schulfunk: Das sudetendeutsche Volkslied.
11.20: Schulfunk: Musikinstrumente erzählen von fremden Ländern und Völkern.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Rentfragen des fremdsprachlichen Unterrichts der höheren Schule.
18.15: Italienisch.
19.00: Für den Landwirt.
19.20: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Univ.-Prof. Dr. Nielsen: Schicksal der Bühnenwerke Gerhart Hauptmanns.
20.00: Breslau: Schlesische Sinfonie zu Gerhart Hauptmanns 70. Geburtstag.
21.20: Leichte Musik des Funkorchesters.
22.10: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.

Mittwoch, 16. November

7.00: Morgenkonzert auf Schallplatten.
8.30: Grete Stoffel: Wirkungen der Ehe im allgemeinen.
9.00: Gedenke aus der Trinitatiskirche.
9.05: Evangelische Morgenfeier.
11.00: Ehith Hernstadt-Oettingen: Bibel u. bibl. Dichtung.
11.30: Dr. Blume: Nelteberichte für die Jugend.
12.00: M. Niehs: Moderne Dichtungen.
12.25: W. Deubel: Vom Geheimnis der Sprache.
12.45: H. Ebert: Musik der Wache.
13.00: Mittagskonzert. Leitung: Cajolbt.
14.30: Kinderstunde: Helene Thiermannova singt.
15.05: Prof. Dr. Dempf: Die Reinholdsiegende und die vier Haimonskinder.
15.30: Th. Lorenz: Bauspeltalrung in der Landwirtschaft.
16.00: Oberpostfretär Schud: Haftung der Reichspost für Postsendungen im Inlandsverkehr.
16.30: Reiseberichte. Leitung: Wolf.
16.05: Dr. Jos. Dondorff: Die Reichszuschüsse für den Hausbesitz.
18.30: Prof. Dr. Doegen: Der Tod im Lied der Völker.
19.00: Prof. Dr. Wellels: Vom Geist der romanischen Musik.
19.20: Dr. Wichterich: Die Wirtschaftslage in Europa-Malmedy.
19.45: Sportberichterstatt u. Abendmeldungen.
20.00: Hamburg: Chorkonzert.
21.45: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.

Donnerstag, 17. November

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Die Zuderrie wird trockengelegt.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Pädagogische Führer der Gegenwart: Prof. Dr. Fischer.
18.20: Französisch.
19.00: Zultste Lukas: Die Frau im Kunstkanz
19.20: Aus der Frauenbewegung.
19.30: Wirtschaft und Gesellschaft im Buch.
20.00: Kassel: Konzert mit Franz Motzel, Klavier: Dresdner des Staatstheaters.
21.20: Der letzte Kaiser von Mexiko. Hörspiel von C. Elmenreich.
22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.25: Nachtmusik und Tanz. Leitung: Cnsoldt.

Freitag, 18. November

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Hamburg: Schulfunk: Haithabu, die alte Wikingerstadt.
11.10: Schulfunk: Abuthmische Gymnastik.
11.20: Schulfunk: Englisch.
11.50: Funkwerbung mit Schallplatten.
16.20: Jugendfunk: Tiermärchen. u. a.
18.20: Englisch.
19.05: Aus der Praxis der Angestelltenversicherung.
20.00: Berlin: Aus klassischen Operetten.
21.20: Meldungen. Bericht über das geistige Leben.
21.30: Berlin: Waldfrieden. Lustspiel v. Thoma.
22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.20: Konzertübertragung.

Samstag, 19. November

9.00: Schulrat Grafen: Forderungen moderner Unterrichtsarbeit an Methodik u. Didaktik der ländlichen Fortbildungsschule.
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Königsberg: Schulfunk: Wir besuchen den Kdg. Dom.
11.20: Funkwerbung mit Schallplatten.
14.35: Wochenend-Konzert. (Schallplatte)
16.10: Dr. Wolff: Natur und Geist in der Schauspielkunst.
16.30: Englisch.
18.10: Dr. Eulenberg: Die Mark Brandenburg.
18.30: Oberstleut/e.retär Küppers: Die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe.
19.00: W. Schierdicht: Neue deutsche Romane.
19.20: Vom Tage.
19.30: Dipl.-Ing. Pantenburg: Thunfischer an der jugoslawischen Adria.
20.00: Aus deutschen Dpern.
21.20: Tanzkonzert in der Reinoldikirche.
22.20: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.35: Kammermusik.

Sendung Frankfurt a. M. (259,3)

Zwischensender: Kassel (219)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Wetter. Gymnastik. ● 6.45: Gymnastik. ● 7.15: Wetter. Nachrichten. ● anschl.: Konzert. ● 8.15: Wasserstand. ● 11.45: Zeit. Programm. Nachrichten. Wirtschaftsmeldungen. Wetter. ● 12: Konzert. ● 13.15: Nachrichten. Wetter. ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert (Sa 14.40) ● 15: Hiesiger Wetterbericht (Sa 15.20). ● 15.10: Zeit. Wirtschaftsmeldungen (Sa. 15.25). ● 16.50 Zeit. Wirtschaftsnachrichten. ● 19.15 (außer Mi.): Zeit. Programm. Wetter. Wirtschaftsmeldg.

Sonntag, 13. November

6.35: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Katholische Morgenfeier.
9.30: Stunde des Chorgesangs.
10.30: Dichter und Buchhändler. Gespräch von K. H. Waggerl.
11.00: Walter Bormann u. O. W. Studtmann: Die Pläne der Winterhilfe.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate.
12.00: Berlin: Heinrich Schlusnus singt Schubert- und Wolf-Lieder.
13.00: Mittagskonzert auf Schallplatten.
14.00: K. Popp u. Prof. Dr. Neumark: Stadt und Land.
Anschl. Wie können wir unsere Landjugend für die Heimatkultur gewinnen? Gespräch.
15.00: Stunde der Jugend: Kasperle Holzkopf. Hörspiel von F. Mettenleiter.
16.00: Nachmittagskonzert auf Schallplatten.
16.30: Köln: Nachmittagskonzert.
18.00: Die Geschichte vom langen Asmus un sein Pferd. Humoristische Plauderei.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
18.55: Dr. Matthias: Die Prophezeiungen des Nostradamus.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten.
19.35: Nach bekanntgegeben.
20.15: Köln: Waldmeister. Operette v. Strauß.
22.00: Zeit. Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: Nachtmusik. Tanzkapelle d. Stuttgarter Philharmoniker.

Montag, 14. November

17.00: München: Nachmittagskonzert.
18.25: Dr. Sternberg: Von der Rheinschiffahrt u. ihrer internationalen Rechtsordnung.
18.50: Englisch.
19.30: Erich Bonto spricht Gerhart-Hauptmann-Gedichte: Aus Emanuel Quint — Keyer von Soana.
20.00: Tschechisches Konzert des Funkorchesters. Werke von Tschaikowsky, O. Straus, Kalman u. a.
22.00: Selbstanzeigen: Heinrich Lerch.
22.30: Zeit. Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Dienstag, 15. November

9.00: Breslau: Schulfunk: Gerhart Hauptmann spricht zu deutscher Jugend.
15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert.
18.25: Dr. Wehner: Pennsylvanisches Deutsch.
18.50: Westfälische Volksmärchen gesammelt von L. Frobenius.
19.30: Wanderlieder Ausf.: Mandolinen-Orchester Neuenbain i. T.
20.00: Breslau: Schlesische Sinfonie zu Ehren Gerhart Hauptmanns 70. Geburtstag.
21.20: 1 Stundlein Erzgzung. Bunte Stunde aus dem deutschen Rokoko.
22.20: Zeit Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: Nachtmusik. Tanzkapelle d. Stuttgarter Philharmoniker.

Mittwoch, 16. November

7.05: Frühkonzert (Schallplatten)
8.15: Choralblasen. Bläserchor des Wartburgvereins e. V.
8.30: Evangelische Morgenfeier.
9.30: Künstler im Kriege. Erinnerungen von Hans Brenk.
10.00: Stunde des Chorgesangs.
11.00: Aus Königsberg und Rom. Lange Bußfahrt Zacharias Werners. Hörfolge von Paul Laven.
12.00: Stunde der Kammermusik.
12.45: Mittagskonzert auf Schallplatten.
15.00: Stunde der Jugend: Der Mann, der die Sprache der Vögel versteht. — Märchen von Andersen.
16.00: Konzert. Werke von Beethoven. (Schalpl.)
17.00: 21 Georgs Stellvertreter. Eine Legende der Zeit. von R. G. Binding.
17.20: Kammermusik. Werke von Handn.
18.30: Abschied vom Ueberstrumpf. Von B. Laven.
19.00: Merk's Mient. Eine Volksoperette des Abraham a Sancta Clara in bedrängter Zeit. Musik: Wilhelm Kienzl. Leitung: Hans Knappertsbusch.
19.35: Missa solemnis für 4 Solostimmen, Chor, Orchester u. Orgel. D-dur. op. 123, von Beethoven.
21.05: Notwende. von Bernhard Rehfe.
22.30: Zeit. Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: Saarbrücken: Nachtmusik.

Donnerstag, 17. November

15.20: Stunde der Jugend.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters.
Anschl. Alte Tanzmusik.
18.25: Stunde des Buches.
18.50: Dr. Pappenheim: Persönlichkeit u. Wirtschaft.
19.30: Erlebte Zeit. Theodor Storm.
20.05: Kassel: Orchesterkonzert. Werke von Verdi, Beethoven, Wagner, Weber, Purcini u. a. Ausf.: Orchester des Staatstheaters Kassel. Franz Völker (Tenor).
22.00: Lieder zur Laute auf Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff.
22.30: Zeit. Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: Köln: Nachtmusik.

Freitag, 18. November

17.00: München: Nachmittagskonzert.
18.25: Dr. Wollmer: Winterfreuden und Winterleiden.
18.50: Nerstvortrag: Ansteckende Krankheiten.
19.30: Bei uns zu Lande. Volkstümliche Lieder, Gedichte und Geschichten um den Martinstag.
20.00: Tübingen: Mozart—Schubert. Konzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. Mitw.: J. Rohat (Tenor). Ellen Winter (Sopran).
22.20: Zeit. Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: Berlin: Nachtmusik.

Samstag, 19. November

10.10: Schulfunk: Das Meisterlinsenviel.
15.30: Jugendstunde: Bücherei über das Theater. — Wer malt das schönste Bild? Neue Anregung mit einem Wettbewerb.
17.00: Freiburg: Nachmittagskonzert des Freiburger Konzertorchesters. Solistin: Paula Rothe-Kaliner (Klavier).
18.25: Dr. Schüller: Betrachtungen z. Programm.
18.50: Stud. theol. Neubürg: Sinn und Aufgabe der Weltdeutschen Studentenschaft im Rahmen der Gesamtnation.
19.15: Zeit. Programmmeldungen, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.
19.30: Wiesbaden: Hoffmanns Erzählungen.
22.20: Zeit. Nachrichten, Wetter, Sport.
22.45: München: Nachtmusik.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle. Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Gymnastik. ● 6.30: Wetter für die Landwirtschaft. anschl.: Frühkonzert. 10: Neueste Nachrichten ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Mauener Zeit ● 13.35: Nachrichten ● 14: Konzert. ● 15.30: Wetter. Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft. — Kurzbericht des Drahtlosen Dienstes.

Deutsche Welle: Sonntag, 13. November

6.15: Funkgymnastik.
6.35: Bremer Hafenkonzert.
8.00: Für den Landwirt.
8.10: 2. Hartung u. G. Schulte: Was der Landwirt von seinen Steuern wissen muß.
8.35: W. Stank: Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Langenard-Abendfeier i. d. Wilmersdorfer Tennishallen.
12.00: Heinrich Schlusnus singt Schubert- u. Wolf-Lieder. Am Flügel: F. Rupp.
13.00: Orchesterkonzert. Berliner Funkorchester.
14.30: W. Bölsche: Naturwissenschaft u. Dichtkunst.
15.00: Elternstunde: Das einzige Kind.
15.30: M. Krieger: Prosa u. Lyrik aus eigenem Schaffen.
16.00: Chorkonzert des Reichsbahn-Sängerbundes, Gau Berlin.
16.30: Hamburg: Militärkonzert.
17.30: Dr. Spiero: Gerhart Hauptmanns dichterische Sendung.
18.00: Was sollen wir werden? Kinder-Oratorium.
18.35: Junge Generation lyricht.
19.15: Köln: Eine Stunde Kurzweil.
20.00: Thome.eo Opera Seria von Mozart. Während einer Pause: Tages- u. Sportnachrichten.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.
ca. 23.30: Vom Sechstagerennen im Berl. Sportpalast. Hörbericht.

Deutsche Welle: Montag, 14. November

9.30: M. Schaffer: Seltsame Schicksale deutscher Abenteurer.
10.10: Köln: Schulfunk: Schmuggel an Deutschlands Westgrenze.
12.05: Schulfunk: Englisch für die Oberstufe.
15.00: Kinderstunde: Was Ihr wollt!
15.45: F. Linde: Physikalische Zwirnsfäden, über die man leicht stolpert.
19.00: Hauptlehrer Schumacher: Wie kann die wenig begabte Stufe den Minderbegabten helfen?
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Kern: Volk und Rasse.
18.00: Dr. Jult: Musizieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Dr. v. Wegerer: Die Kriegsschuldfrage.
19.00: Stunde des Landwirts.
19.25: Ebering. Natur: Viertelstunde Funktechnik.
19.40: Zeitdienst.
20.00: Magdeburg: Großes Chorkonzert.
21.00: Funk-Potpourri. Hallo. London . . . hier ist Berlin!
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. London: Bisorchester-Konzert.

Deutsche Welle: Dienstag, 15. November

9.00: Breslau: Schulfunk: Gerhart Hauptmann spricht zur deutschen Jugend.
10.10: Leipzig: Schulfunk: Das sudetendeutsche Volkslied.
11.30: Uebrgang für praktische Landwirte.
15.00: Kinder erzählen Geschichten für Kinder.
15.45: Künstlerische Handarbeiten: Lampenschirme.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Schwering: Wallenstein, der große Gespielder Gustav Adolfs.
18.00: Elementare Musikübungen für den Laien.
18.30: Dr. Hamm: Die Ueberwindung der Krise in Industrie, Handel und Gewerbe.
19.00: Prof. Dr. Dietrich: Nietzsche vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.
19.30: Zeitdienst
20.00: Schlesische Sinfonie. Zu Ehren von Gerhart Hauptmanns 70. Geburtstag.
Frankfurt: Ein Stündlein Begegnung. Bunte Stunde aus dem deutschen Rokoko.
22.15: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Hörbericht von der letzten halben Stunde des Berliner Sechstagerennens.
Anschl. Hamburg: Spätkonzert.

Deutsche Welle: Mittwoch, 16. November

6.15: Funkgymnastik.
8.35: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.30: Joh. Baptist Waas liest Eigenes.
12.00: Leipzig: Mittagskonzert.
15.30: Dr. Wegerer: Dr. Dr. Dr.

Eine Seite Kurzweil

Jo Jo

Von Rolf Schweizer

„Ich habe euch etwas mitgebracht," fingerte Pfefferkorn aus einer Rocktasche eine buntbemalte, schmale Holzspule, die trübsinnig an einem Wollfaden baumelte. „Jo Jo, die neueste Mode aus Paris."

„Für so etwas hast du natürlich Geld," bemerkte sein Eheweib, nicht ohne ihm einen giftigen Seitenblick zuzuwerfen.

„Nah erst mal auf, was es ist," sagte Pfefferkorn milde lächelnd, „außerdem gibt es das schon für fünfzehn Pfennige beim Straßenhändler."

„Dann ist es ja kein Wunder, wenn das Essen kalt wird," schickte seine Lebensgefährtin einen Mitleid heischenden Blick zum Himmel, „bei jedem Straßenhändler mußt du stehen bleiben."

„Nicht bei jedem, mein Schatz, nur bei einem — im übrigen wollte ich lediglich Lottchen eine Freude bereiten."

Klein Lottchen besah sich sachverständig die Spule.

„Und was wird das, wenns fertig ist?", forschte sie wißbegierig.

„Siehst du, wie sich das Kind freut?", trumpfte Pfefferkorn auf, um dann seiner Tochter zu erklären: „Das ist also ganz einfach. Man wickelt den Faden um die Spule, stülpt die Fadenschlinge über den Finger und läßt dann die Spule fallen."

„Macht das Krach, wenn sie fällt?", äußerte Archibald unschuldig.

„Wie soll denn das Krach machen, mein Sohn, du kannst eben keine Physik," tadelte Pfefferkorn mißbilligend, „wenn der Faden abgerollt ist, ziehe ich die Spule mit einem kleinen Ruck an, und sofort schnellt sie hoch, als ob der Faden aus Gummi wäre, und dabei wickelt sich die Schnur von selber wieder auf. Das schnurrt dann immer so hübsch auf und ab."

„Mumpitz," sagt Klein Lottchen kurz und bündig und wandte sich wieder dem Superhet-Fünfröhrenapparat zu, den sie nach allen Regeln der Kunst in seine Bestandteile zerlegte. Doch Pfefferkorn ließ sich nicht beirren. Er wickelte den Faden um die Holzspule, stülpte die Schlinge über den Finger und ließ die Spule fallen. Mit unwilligem Gekurre bis Seppel, der Dackel des Hauses, dem die Spule auf die Schnauze geschlagen hatte, Pfefferkorn ins Bein.

Angestellter: Herr Bürovorsteher, unsere Registratur wird täglich umfangreicher! Ich glaube, wir können die Briefe, die älter als zwanzig Jahre sind, jetzt vernichten!"

„Gut, ich bin einverstanden — aber lassen Sie von allen Abschriften machen!"

Umschreibung.

„Vater, Vater!"

„Was ist denn los?"

„Ich hab' einen Handschuh gefunden."

„Dummer Junge, was nützt dir denn der eine Handschuh?"

„Nu, auf dem andern sitzt der Mann noch."

„Hör doch mit dem Quatsch endlich auf und setze dich zu Tisch," ließ sich wieder die Frau des Hauses mit einem drohenden Unterton in der Stimme vernehmen.

„Das ist kein Quatsch, mein Täubchen, sondern Jo Jo, die neueste Mode aus Paris," bezwang Pfefferkorn seinen Grimm und wickelte die Spule von neuem auf. Stöhnend ergab sich sein ihm standesamtlich angetrautes Weib in ihr Schicksal. „Schade, daß Großmütterchen noch nicht hier ist," röchelte sie, dann könnte sie mal sehen, was für einen Idioten sie mir als Mann ausgesucht hat."

Pfefferkorn überhörte dieses. Er stülpte bereits wieder die Fadenschlinge über den Finger. „Seht her," forderte er die umsehenden Familienmitglieder auf, „ich lasse die Spule fallen, bis sich der Faden abgerollt hat, dann ziehe ich sie mit einem leichten Ruck wieder an."

„Kling," machte der Porzellanschirm an der Krone und war nicht mehr.

„Kostet ja alles nichts," entrang sich mühsam einer weiblichen Brust, und auf Pfefferkorns Stirn schwollen die Zornesadern.

„Hundertmal habe ich euch schon gesagt, diese verfluchte Lampe hängt zu niedrig," verkündete er, „aber auf mich hört ja keiner."

Frau Pfefferkorn schickte Klein Lottchen ins Bett, das Kind sollte das traurige Schauspiel von dem Geistesverfall ihres Vaters nicht länger mit ansehen.

„Komm her, mein Sohn," herrschte Pfefferkorn nunmehr Jung Archibald an, „wenn du versprichst, artig zu sein, werde ich dir die Sache noch einmal vorführen."

„Und mit erwartungsvoller Spannung im Blick ließ er die Spule abermals fallen. Diesmal fiel sie nicht nur, bis sich der Faden abgewickelt hatte, sondern bis auf den Boden, wo sie in zwei Teile gespalten liegen blieb. „Da sieht man wieder, was für ein Dreckzeug die Leute heute verkaufen," stellte Pfefferkorn wütend fest, „und da soll man noch Vertrauen zur Wirtschaft haben."

Archibalds Mutter atmete hörbar befriedigt auf.

„Gott sei Dank, daß das Dings kaputt ist. Jetzt können wir wohl endlich essen."

„Erstens ist das kein Dings, sondern ein Jo Jo," belehrte Pfefferkorn sie unbeirrt, „und zweitens habe ich mir vorsorglich noch so ein Dings besorgt."

Ein stolzes Siegerlächeln lag auf seinen Lippen, als er eine neue Holzspule aus der Rocktasche hervorholte, die ebenso trübsinnig an einem Wollfaden baumelte wie die erste. „Es ist nämlich ein sehr unterhaltsames Spiel," erläuterte Pfefferkorn, „außerdem soll es auch sehr nervenberuhigend sein."

„Immer ja sagen," flüsterte Frau Pfefferkorn gramgebeugt. „Irrsinn artet leicht in Tobsucht aus."

„Behalte doch deine Weisheit für dich," verwies sie Pfefferkorn und schleuderte die Holzspule mit einem Ruck gegen seine eigene Nase. „Vater schlägt sich selbst k. o.", frohlockte Jung Archibald.

Da war es um Pfefferkorn geschehen. „Hinaus mit dir, du ungeratenes Geschöpf," brüllte er, „laß dich nicht mehr unter meinen Augen erblicken."

Die Türklinge bewahrte Pfefferkorns Sprößling vor Aergerem.

„Pack jetzt endlich deine Spielsachen weg," zischte Pfefferkorns Gattin ihrem Mann an. „Großmütterchen kommt."

Verlegen bückte sich Pfefferkorn, um die Spuren seiner Tätigkeit zu tilgen. Als er sich wieder aufrichtete, glaubte er nicht recht zu sehen. Durch die Tür bumpelte Großmütterchen. In der Hand hielt sie einen Faden, an dem eine Holzspule munter auf und ab hüpfte.

„Ich habe euch etwas mitgebracht," krähte sie, „Jo Jo, die neueste Mode aus Paris."

Die Ursache.

„Mensch, warum schaukelst du so?"

„Ich komme von einem W—w—wiegenfeste."

Mama spielt eine Rhapsodie von Liszt mit ebensoviel Gefühl wie Kraftaufwand. Nach Beendigung ihrer Glanzleistung wendet sie sich an ihren hoffnungsvollen Sprößling: „Na, mein Junge, wie gefällt dir das?"

„Ganz nette Melodie", anerkennt Fritzchen „Aber," fügt er mit einem Blick auf das Pedal hinzu, „hast du nicht zuviel Gas gegeben?"

Schlagfertig.

In Berlin steht einer mit einem Kleinauto. Er zieht alle Hebel und Schaltungen, die daran sind, aber es ist nicht vorwärts zubringen. Ein Berliner Junge betrachtet sich die Sache. Endlich klebt er seine Betrachtungen in den Ausspruch:

„Sie, Männeken — Sie werden det Ding bloß mit Auto-Suggestion vom Fleck bringen!"

Der neue Wärter.

„Haben Sie auch den Fischen frisches Wasser gegeben?"

„Nee, die Biester haben das alte ja noch nicht ausgefressen!"

Unsere Mädchen.

Minna ist die Unschuld vom Lande, wie sie im Buche steht. Aus einem weltverlorenen Dörfchen ist sie in die Großstadt gekommen.

Kürzlich sagte sie leuchtenden Auges: „Ach, gnädige Frau, so ein Gasherd ist doch zu was Schönes! Vorige Woche habe ich ihn angesteckt, und bis jetzt ist das Feuer noch nicht ein einziges Mal ausgegangen!"

Eine neue Jahreszeit

Herr Huber hat sich ein Restaurant gekauft, will aber seinen Freunden nicht mitteilen, wie er es benennen wird. Eines schönen Tages ist das Geheimnis gelüftet, an der Front des Gasthauses prangt ein Schild: „Hotel zu den fünf Jahreszeiten." Erstaunt fragt man Herrn Huber: „Was haben Sie denn da gemacht? Es gibt doch nur vier Jahreszeiten." Huber aber lächelt schlau und sagt: „Falsch, Sie vergessen ja die tote Saison!"

Gute Antwort.

Ein Schauspieler, der in „Kabale und Liebe" den Hofmarschall von Kalb zu spielen hat, las am nächsten Tage in der Zeitung eine Kritik, die die Worte enthielt:

„Herr Lehmann war als Kalb vollendet."

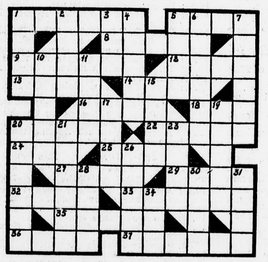
Darauf setzte er sich hin und schrieb dem Kritiker einen Brief mit den Worten:

„Ich danke Ihnen herzlich für die väterliche Beurteilung meiner Leistung." C. S.

Tünnes: „Dat es d'r jo jitz en Dick! Für en Mark schlonfe dich dut!"

Schäl: „Ich han e Zweimarkstück bei mir, dann kriegen ich ein Mark wieder!"

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. König von Schweden. 5. Arabischer Titel. 8. Mädchenname. 9. Maschine zur Vertiefung der Fahrtrinne. 12. Verlust, Zusammenbruch. 13. Nebenfluß der Fulda. 14. Flußrand. 16. Fisch. 18. Schmal, begrenzt. 20. Niedere Pflanzen. 22. Nebenfluß der Havel. 24. Nicht warm, dicht kalt. 25. Verfechter altrömischer Sittenstrenge. 27. Teil des Gebisses. 29. Andere Bezeichnung für Zimmer. 32. Kohleprodukt. 33. Stadt am Schwarzen Meer. 35. Baumteil. 36. Tonstufe. 37. Befehl, Verordnung. — **Senkrecht:** 1. Geschenk. 2. Legende, Erzählung. 3. Englische Biersorte. 4. Römischer Legionenführer. 5. Geistesgestörte. 6. Handwerker. 7. Teil des Zirkus. 10. Teil des Mittelmeeres. 11. Hauptstadt von Steiermark. 15. Frohe Veranstaltung. 17. Nebenfluß der Donau. 19. Abessinischer Titel. 20. Deutscher Dichter. 21. Stadt in der Schweiz. 23. Hautöffnung. 26. Stromaufführer. 28. Gefangstück. 30. Mädchenname. 31. Nagetier. 34. Bestimmter Artikel.

Es knallt im D-Zug

Kurz nach der Abfahrt des D-Zuges Genua—Berlin (der Zug hatte gerade seine Höchstgeschwindigkeit erreicht) wurde er durch das Ziehen des Notsignals zum Halten gebracht. In einem Abteil 1. Klasse fand man die Filmschauspielerin Ifa Bella in größter Aufregung. Sie wies auf die Abteilwand, in die zwei Revolverkugeln eingeschlagen hätten. Offenbar war ein Attentat auf sie beabsichtigt gewesen.

„Ich hielt mich," erzählte Ifa Bella, „in einem Kurort in der Nähe von Genua auf; da mich in Berlin Aufgaben erwarteten, fuhr ich mich heute in den Abendzug nach Berlin. Alles klappte vorzüglich. Ich hatte es mir auf einem Fensterplatz des noch nicht für die Nacht zurechtgemachten Abteils gerade bequem gemacht und ein Buch zur Hand genommen, als zwei Kugeln durch das halbgeöffnete Abteilfenster an meinem Kopf vorbeipfiffen. Ich hatte den Eindruck, daß die Schüsse aus großer Nähe abgefeuert worden waren. Weiter kann ich nichts aussagen, aber ich bin mir bewußt, mächtige Feinde und Neider zu haben," schloß die Filmschauspielerin ihre Darstellung.

Tatsächlich wurden auch zwei Kugeleinschläge an den unserer Aufnahme angekreuzten Stellen ermittelt.

Auf Grund dieses Befundes gelang es der Kriminalpolizei sehr rasch die Angelegenheit aufzuklären.

Zu welchem Ergebnis gelangte die Polizei?

Nahelegend

Ich sag' dir nicht, was ich dir sage;
Was ich dir sage, sag' ich dir
Nur darum, daß du sagtest mir,
Was ich nicht selbst dir sage.

Auflösungen aus Nummer 32

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 2. Salamis. 8. Sem. 10. Vegas. 11. Mal. 12. Samoa. 14. Sedan. 16. Sela. 17. Rat. 18. Adam. 20. Aga. 21. Ire. 22. Rehe. 24. Rom. 26. Riga. 28. Kanne. 30. Ilere. 32. Oer. 33. Idnna. 34. Art. 35. Element. — Senkrecht: 1. Lese. 3. Abo. 4. Lear. 5. Mark. 6. Ilse. 7. Lana. 9. Malabar. 11. Madeira. 13. Magen. 15. Darre. 16. Sir. 19. Moa. 23. Esel. 24. Rede. 25. Mine. 27. Gera. 29. Nil. 31. San.

Lösung der Kombinationsaufgabe: Heidelberg, Ernestine, Liebesspiel, Gutenberg, Olbernhau, Lauterberg, Australien, Niederlande, Diedenhofen. — Helgoland.

Lösung: Ist Wally wirklich so harmlos? Dieser „harmlose Brief" ist bei genauerem Hinsehen doch nicht ganz so harmlos. Wer ihn genau betrachtet, entdeckt nämlich, daß einige Buchstaben deutsch, der Rest lateinisch geschrieben ist. Liest man nun die deutschen Buchstaben hintereinander, so ergibt sich, daß der scheinbar ganz unverfängliche Brief die sehr bezeichnende Mitteilung enthält:

„Erwarte Dich morgen im Bark."

Lösung des Zitatenrätsels: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. (Schiller.)

Lösung der Ersatzaufgabe: 1. Code. 2. Hupe. 3. Abbe. 4. Meuse. 5. Ilse. 6. Same. 7. Sloe. 8. Olpe. — Chamisso.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 34 — Sonntag, 20. November 1932 — Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Franziskus predigt den Vögeln

Von

Felix Timmermans

Erlöst von allem Zweifel zog Franziskus in das Land hinaus. Zwei Brüder begleiteten ihn: Masseo und Angelo. Aber sie konnten ihm kaum folgen, so groß war sein Verlangen, bald predigen zu können. Er sang. Er fühlte nun so deutlich die Schönheit des Lebens. Die Wolken, das Gras, die Tiere, die Menschen, die Erde, die Sonne, die Sterne, alles ist von Gottes Händen geformt, alles durchtränkt von seinem Geist. Er ist überall, wir leben und weben in ihm. „Brüder! Brüder!" Und er streckte die Arme aus nach allem, was er sah. „Wir sind alle Brüder! Laßt uns unserem Vater dienen." So gelangten sie in ein Tal in der Nähe von Bevagno. Was war dort bei den einsamen Bäumen? Tausende und aber Tausende verschiedener Vögel, große und kleine, saßen, hüpften und sangen umher. Ein Flöten und Pfeifen, ein Singen und Zwitschern erfüllte die Luft. Je näher Franziskus kam, um so lauter und heftiger sangen und pfiffen sie, um so unruhiger flogen sie in den Bäumen, im Gras und in der Luft durcheinander. Die beiden Brüder, die ein wenig zurückgeblieben waren, schlugen vor lauter Staunen die Hände zusammen. Als sie sahen, daß die Vögel in großen Scharen um seinen Kopf kreisten, sagten sie zueinander: „Sie sind seinetwegen gekommen", und blieben voll Ehrfurcht in einiger Entfernung stehen. Franziskus erschrak über dieses seltsame Schauspiel. Unter den Vögeln traf er viele bekannte an, wie den Storch, die Nachtigall, die Drossel, die Krähe, das Rotkehlchen, seine Freundin die Lerche, die Taube, den Spatz und andere, aber auch unbekannte, unter denen so schöne waren, daß man ihnen keinen Namen geben konnte. Es waren rote und blaue, gesprenkelte und getüpfelte darunter, andere mit einem goldenen, einem roten oder grünen Glanz. Einige waren wie der rosige Morgen, wie perlmutterne Muscheln, wie Brokat, wie Flammen, wie Seide, wie goldene Seufzer, wie Schnee und Silber. Andere waren an Gestalt eigenartig und schön, trugen einen Kragen, ein Käppchen oder einen Federbusch, hatten gekräuselte Federn, einen Schwanz wie einen Abendhimmel oder ein Kleid wie Eisblumen auf den Fensterscheiben. Es war ein Traum von Farben und Schattierungen im Licht der Sonne, die alles funkeln und glitzern ließ. Jeder Vogel hatte seine eigene Stimme, seinen Ruf, sein Lied und alle flogen und wogten um ihn herum.

Franziskus bebte vor Glück. „Ach, nicht meinetwegen," dachte er, „sondern wegen meiner Liebe zu Gott." Und sein Herz und seine Zunge rührten sich. Er tat die Hände hoch zum Zeichen, daß er zu den Vögeln sprechen wollte. Die Tausende von Vögeln waren plötzlich still und scharten sich im Kreise um ihn. Die kleinsten krochen unter den großen hindurch nach vorn. Die Bäume saßen voll, es war kaum noch ein Blatt zu sehen. Einige setzten sich auf seine Schultern, andere sogar auf seine ausgestreckten Arme. „Horch, er spricht zu ihnen", sagte Bruder Masseo, dem die Tränen in die Augen traten. Sie lauschten. „Liebe Vögel, meine Brüder! Lobt den Herrn und dankt ihm, unserem gemeinsamen Vater, denn wir sind das Werk seiner Hände. Seine Liebe verläßt uns nie. Seht, wie Er für euch gesorgt hat. In der Arche Noahs hat Er euch bewahrt vor dem Untergang. Er hat euch die Freiheit gegeben zu fliegen, wohin ihr wollt, der ganze Himmel gehört euch. Er hat euch warme Federn gegeben, ein doppelt und dreifaches Kleid gegen Regen und Schnee und ebenso kleidet Er eure Jungen, ohne daß ihr zu spinnen oder zu nähen braucht. Und wie schön ist euer Gewand, schön wie die Blumen, wie der Regenbogen. Er sorgt für eure Nahrung, die ihr fertig vorfindet auf den Bäumen, auf den Wiesen, an den Flüssen und Quellen und auf der Straße. Er gibt euch Berge und Täler zu eurer Zuflucht; hohe Bäume, eure Nester darin zu bauen. Er gab jedem von euch ein Lied und eine Sprache, in der ihr euch verständigen und Ihn loben und preisen könnt. Wie sehr also liebt euch euer Schöpfer, daß er euch so viel Gutes erweist. Darum seid nicht undankbar, bleibt einfach und arm, ein Beispiel den Menschen und den Minderbrüdern und befleißigt euch, Unseren Vater Tag für Tag zu loben und Ihm zu danken. Euer Lied ist euer Gebet. Singt! Singt!" Da begannen alle Vögel zu singen, jeder nach seiner Art, und sie neigten die Köpfe, um zu zeigen, wie große Freude sie über seine Predigt empfanden. Und als Franziskus dies sah und hörte, streckte er die Arme in die Höhe und sang mit ihnen voll Freude und Dankbarkeit. In einiger Entfernung lagen die Brüder auf den Knien und staunten über dieses Wunder. Da sahen sie, wie Franziskus die Vögel segnete. Nun erhob sich die ganze Vogelschar wie ein Springbrunnen in die Luft, hoch, ganz hoch, und flog dann in der Form eines Kreuzes auseinander nach den vier Himmelsrichtungen. „Hab Dank, o Herr, hab Dank!" rief Franziskus. Er lief zu den Brüdern und sprach „Kommt, kommt, wir wollen predigen! Wenn die Vögel schon auf unsere Worte hören, weshalb sollten es die Menschen nicht tun?"

Mit großer Begeisterung fingen sie an zu predigen. Franziskus grüßte die Blumen, sagte guten Tag zu einem Hund und nannte die Schweine seine Brüder. Er predigte für eine arme Familie vor deren Tür, für eine Bäuerin, die mit einem Korb voll Eier auf den Markt ging, und sang Lieder für ein Kind, das im Straßenstaub spielte. Er predigte vor allen Kirchen und vor großen Volksmengen im Freien. Aber ob ihm einer oder hundert zuhörten, er predigte immer mit demselben Eifer, mit derselben Begeisterung. Einmal war seine Predigt wie ein Veilchenstrauß, dann wieder bitter und furchtbar, wenn er über die Hölle sprach. Die Leute fühlten sich zu ihm hingezogen. Sie liefen hinter ihm her und gingen ihm in Prozession, mit Kerzen und Fahnen, mit Kranken und Krüppeln entgegen. Die Glocken läuteten auf den Türmen, die Leute küßten seine Kutte, und wenn sie Gelegenheit fanden, schnitten sie ein Stück davon ab. Eine Schüssel oder irgendein anderer Gegenstand, den er berührt hatte, wurde als Heiligtum betrachtet. Es wurde so schlimm, daß er die Eheleute daran hindern mußte, auseinander zu gehen, um ihm oder Klara zu folgen. „Nein, nein," sprach er, „habt nur ein wenig Geduld, ich werde mit Gottes Hilfe für euch sorgen, ohne daß ihr auseinander zu gehen braucht."

Ihm wurde beinahe angst vor der großen Zahl der Brüder, die sich ihm anschlossen. Er bewirkte Wunder und Heilungen wie ein Frühling, der Blüten treibt. Ehre und Ruhm bekümmerten ihn jetzt nicht mehr wie früher, als sie ihm einen tiefen Schmerz verursachten. Er wußte allzugut, daß der Ruhm nicht ihm galt. „Ich bin nur die Geige, auf der Gott seine Lieder spielt. Die Menschen kommen, um seiner Musik zu lauschen." Masseo war ganz erstaunt über diesen Beifall und sprach zu Franziskus: „Du bist doch kein besonders schöner Mann, Du bist nicht gelehrt, du bist nicht . . ." „Gerade deshalb," rief Franziskus, „gerade darum siehst du, daß alles Gottes Werk ist. Um deutlich zu zeigen, daß Er am Werke ist, wählt er den häßlichsten, den nichtswürdigsten, den größten Sünder dafür aus. Wen hätte Er besser wählen können als mich? Ohne Gott bin ich nichts, bin hilflos wie ein Kind. Laßt uns deshalb Gott danken und lieben, weil er sich eines elenden Sünders bedient." Und er fügte hinzu: „Und Lieben ist alles. Ach, eine Kerze tragen in der Prozession, Geld in die Opferbüchse werfen, das kann jeder. Sich zu freuen über alles, was aus Gottes Hand kommt, darauf kommt es an. Das ist Liebe!"

St. Franziskus und Bruder Falk

Das Fest St. Michael war nah —
als zu dem Berg Alvernia
der Gottesmann Franziskus eilte.
Wie er die erste Nacht dort weilte
und mitten in dem Mettensang
vom nah gelegʼnen Felsenhang
das Kreischen eines Falken hörte,
rief Franz, da ihn der Falke störte:
„Mein Bruder, liebst die Einsamkeit
und trägst wie ich ein braunes Kleid,
bist wert und teuer mir vor allen,
doch willst du heute mir gefallen,
so hör auf Gottes Lob und — schweig!"
Verstummte Bruder Falk sogleich
und blieb seit diesen Mettenstunden
mit Franz in Freundschaft fest verbunden;

bei ihm im engen Felsenspalt
war jetzt sein liebster Aufenthalt.
Wenn Bruder Franz bei Tag ihn neckte,
der Falk zur Nachtzeit eher weckte . . .
Nur einmal, als den ganzen Tag
Franz betend auf den Knien lag,
vom strengen Fasten bleich und hager
im Schlafe hinsank auf sein Lager,
zur Mettenzeit kein Falke rief;
sanft wie der Himmelsfriede schlief
der Gottesmann in seiner Grotte . . .
Erst als die Sonne wie zum Spotte
ihm lächelte ins Angesicht,
erwachte Franz — begriff es nicht,
daß heut an seiner Felsenzelle
kein Falke rief, daß auf der Schwelle
so eigen hell das Mondlicht lag! — —
Da sprang er auf — es war schon Tag!
Wie strafften sich die bleichen Glieder!
Franz kannte kaum sich selber wieder.
Rief: „Bruder Falk,
du Vogel Schalk,
wir haben beide uns verschlafen!"
Und schon durchdrang ein Ruf die Luft;
es stieg aus naher Felsenkluft
der Falk mit Beute in den Krallen . . .
Vor Franz ließ er sie niederfallen:
Ein frisches unberührtes Brot! — —
Franz ward vor Scham bald blaß, bald [rot
„Sag, Vogel Schalk,
mein Bruder Falk,
willst meine Trägheit noch belohnen?
Flog Bruder Falk nach seiner Art
auf Franzens Hand — an seinem Bart
glitt sanft das Falkenköpfchen nieder . . .
Franz strich dem Schalk das Prachtgefieder
und sang gerührt dem Schöpfer Dank
für so viel Sorg um ihn, der krank;
„Mein Bruder Falk,
du Gottes Schalk,
laß uns die ew'ge Liebe preisen!"

Fr. S. Schneider.

Wir entnehmen vorstehenden Aufsatz mit besonderer Erlaubnis des Inselverlags dem neuen Buche Felix Timmermans „Franziskus". (Inselverlag, Leipzig).

Tertia spielt Theater

Von Wilhelm Blanke

„Die Rache des Sklaven. Trauerspiel in drei Akten. Erstaufführung am Sonntag, dem 15. Juli. Es ladet freundlichst ein die Tertia."

Die Tertia — das waren wir — hatte sich hiermit auf ihre Ehre verpflichtet, genau am Sonntag, dem 15. Juli, ein Trauerspiel zum besten zu geben. Das war — wohlgemerkt — ein nicht zu unterschätzendes Wagnis. Wenn heute jeder Radfahrerverein die Theaterkrone kalt lächelnd ohne Diskussion seinem „künstlerischen Unterausschuß" überweist; wir mußten — als ernsthemühte Untertertianer doch eigentlich zur Wahrung der Probleme um Cäsars bellum gallicum herum — alles selbst beschaffen, einstudieren, auswendig pauken. Bühne und Programm entwerfen und tausend andere Dinge richten. Organisieren, würde man heute sagen. Oder managen.

Die erste Folge dieses Tatbestandes war, daß wir sofort durch einstimmigen Beschluß die verfügbare Freizeit verdoppelten. Cäsar militant seiner glorreichen Armee bezeugt — zum Kummer unserer Lehrer — die Wintergquartiere, und die unregelmäßigen Verben fanden regelmäßig erst in den vom Herrn Professor eigens dafür bestimmten „Nachmittagsklassen" — genannt Brummen — in unsere Köpfe Eingang.

Dann kam die große Klassenversammlung. Das heißt: Ober- und Untertertia drückte sich in Gesamtstärke zwiertel Stunde vor Schluß des Nachmittagsausflugs und sammelte sich auf einer versteckten Waldwiese, auch dem Kleinsten unter uns bekannt als großartige Modellstadt und Zeuge unserer ersten mißglückten Räuberversuche.

Hohnberger als Sprecher und Aelester in unserer Mitte, der bestgehaßte Mann der Obertertia, verschaffte sich durch 3 hörige Bachpfeifen die nötige Ruhe. Dann verkündete er uns mit der „Rache des Sklaven" durch Vorlesen bekannt zu machen, ärgerte sich mächtig, als wir Kleinen leise kichrten und betonte deshalb, die O III werde alle Hauptrollen für sich beanspruchen. Künstlerisch seien wir vollkommen unreif. Also könnten wir nur für kleinere Rollen infrage. Jawohl, Statistenrollen. Und die eine Frauenrolle. Darauf lege die O III keinen Wert. Wenn uns das nicht passe, sollten wir uns ruhig äußern. Währenddessen schritt unaufhörlich ein baumlanger Obertertianer in Hemdärmeln und Vorstellung um unser winderes Häuflein herum und wartete auf den „Sprecher", so daß, wir schnell zugaben, gegen dies'n Vorschlag sei eigentlich garnichts einzuwenden.

Nach kurzer Beratung waren wir denn einverstanden, der unangenehme Zeitgenosse hinter uns hinreißte seine Hemdärmel herab, und wir berieten sogar ganz friedlich miteinander, ob wir uns nun am Philosophenweg oder erst an der Friedensheimer Waldscheiße „aus Versehen" beim Ausflug verlaufen haben wollten.

Immerhin hatten wir Kleinen ja den Vorteil, erst die letzten Proben als „Volk" mitmachen zu müssen, was uns sehr gelegen kam. Während O III mit seinen Hauptdarstellern skalisch übte, denen es angesichts des nahenden Lampenfiebers immer unwohler wurde, saßen wir von der Untertertia, die Köpfe zusammengesteckt, in Sporthosen auf dem Fußballplatz und besprachen von uns aus die Sache mit der Aufführung. Nach kurzem hatten wir einen schauerlichen Plan gefaßt . . . .

*

Sonntag, den 15. Juli. Letzte Kostüme werden herangeschleppt. Weiße Flüstern Hauptdarsteller und Regisseur. Hinter der geschlossenen, aus Brettern schnell errichteten Bühne herrscht Hochbetrieb.

Zwei von uns Kleinen sind bestimmt, wie Butron und Pulido in Cosomas köstlichen „Lappalien" durch den Vorhang zu schauen und die hereinströmenden Zuschauerscharen zu erfassen. Preßes und Kreischt kommen, beide lassen sich als Ehrengäste auf einer Art Schaukelstuhl provisorisch nieder und blicken interessiert auf das ihnen überreichte Programm.

Da rauscht der Vorhang auf, der erste Akt, den wir als „Volk" aus der Kulisse verfolgen dürfen, klappt großartig. Die ungetrene Liebkingsfrau des Sultans, der kleinste, aber klarste aus unserer Klasse, kommt voll Stolz nach hinten zu uns. Aus dem fieberschüttelten Gesicht trifft uns ein geheimer Blick: Alles vorbereitet, der Plan muß gelingen.

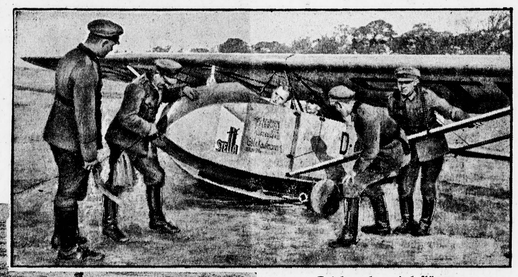
Tippmann aus O III, ein übler Dichter, muß jetzt nämlich als Sklave — erregt über den Betrug der Gesichten — den Sultan umbringen. Und zwar in einer Massenszene, mitten in dem aus drei verstaubten Kulissen bestehenden türkischen Schlosspark. Wir, als Volk, haben die Aufgabe, erregt rechts über die Bühne zu laufen, auf einem hinter ihr postierten Tisch den alten Hut gegen einen anderen einzutauschen und dann wieder von links her aufzumarschieren.

Da stolpert Tippmann, der Sklave, aus der Kulisse; sechs blitzschnell vorgestreckte Untertertiabeine versetzen ihm den Weg. Während rennt er auf den Fürsten los, um ihn zu seinen Vätern zu versammeln.

Er zerrt und zerrt an seinem Säbel; der Knauf wurde von uns vorher fest mit der Scheibe verknotet.

Wie besessen schreit es aus dem Souffleurkasten.

Der Sklave, alias Tippmann O III, vergißt den Einlab und deklamiert dann mit Pathos eine Stelle aus dem dritten Akt. Der Ängstlichkeit reißt dieser zweite Lehrbär, der Tippmann, mit energischem Ruck das perlmutterne Schwert aus der Scheibe und rast — aus bis heute noch nicht geklärter Ursache — auf die ihn händeringende Gestalt los: „Rabe aus Hölle, Weib!" schreit er vernehmlich und stößt mit dem Säbel auf den Unglücklichen ein. Geistesgegenwärtig sinkt denn auch unser kleiner Klassengenosse zu Boden, kann aber die Lage nicht mehr retten: Tippmann hat in seiner Verzweiflung das Finale des Letzten Aktes vorweggenommen und sich in vollkommener Verwirrung zu früh auf die Geliebte gestürzt.



Wir haben längst vergessen, unseren Hut zu wechseln. Wie vom Donner gerührt stehen wir auf der Bühne. So müsse also unsere Rache enden!

Tippmann, der eben zur Besinnung kommt, faßt sich an den Kopf. Der Sultan tobt, daß man ihn nicht rechtzeitig ermordete.

Mitten in dem Gehafte fällt der Vorhang. Ein Beherzter entdeckt die Unhaltbarkeit der Lage und spricht drastisch ein paar Worte: daß das Spiel wegen bedauerlicher Verwechslung der zu ermordend n Person und trübseligen Tode des Hauptdarstellers vorschnell geschlossen werden mußte. Das Geld werde an der Abendkasse wieder ausgezahlt . . .

Gottlob war da nicht viel zurückzuerstatten. Die meisten Zuschauer hatten sich durch List oder Gewalt bei uns kleinen umsonst Eintritt verschafft. Das ist das Recht der Großen.

Nachher haben wir Tippmann aufgefeuert und ihn mörderisch verhauen. Wir von der U III. Ob es richtig war, weiß ich heute noch nicht.

Der Notruf der Haff-Fischer

Seit einiger Zeit grassiert an der Küste des Frischen Haffes die sogenannte Haffkrankheit. Lange Zeit war man sich über die Entstehungsursache dieser Krankheit nicht im klaren. Jetzt endlich ist es gelungen, festzustellen, daß die Ursache dieser Krankheit die Abwässer chemischer Fabriken, namentlich aber einer Zellstoffabrik sind. Die Fische des Haffes nehmen diese Giftstoffe in sich auf und verursachen dann, wenn sie gegessen werden, schwere Vergiftungen. Mit dem Augenblick, da dies bekannt wurde, weigerte sich die Bevölkerung natürlich, die vergifteten Fische zu kaufen. Dadurch sind die Fischer der dortigen Gegend in eine verzweifelte Lage geraten. Sie haben an die Regierung eine Art Ultimatum gerichtet, und drohen, nach dem Abwässerkanal des Frischen Haffes zu ziehen, um ihn mit vereinten Kräften zuzuschütten. Unser Bild zeigt einige Haff-Fischer bei ihrer schweren jetzt gänzlich unterbundenen Arbeit.

Reichswehr wird flügge

Luftwaffe ist bekanntlich Deutschland auf Grund des Versailler Diktats verboten. Um wenigstens einen geringen Ersatz zu schaffen, ist jetzt die Segelfliegerei als Sportzweig zugelassen worden. Bei vielen Truppenteilen haben sich Segelfliegergruppen gebildet, u. a. auch bei der Potsdamer Garnison. Hier wurde das doppelsitzige Segelflugzeug „Grunau 8" angeschafft, und der Segelfluglehrer Deutschmann unterrichtet die Reichswehrsoldaten in der Kunst des Fliegen. Das Flugzeug wird durch einen Startwagen auf eine Höhe von 400 Meter gebracht und gleitet dann zur Erde. Unser Bild zeigt das Segelflugzeug vor dem Start. Vorn der Lehrer, dahinter der Schüler. An der Rumpfnase wird das mit Wimpeln versehene Startseil eingehängt.

Korbmöbel schenken — heißt praktisch denken, in schweren Zeiten — Freude bereiten!

Die bekannte Korbmöbelfabrik Jos. Böhm, Oberlangenstadt, bietet bei niedrigsten Preisen und bequemer Teilzahlung eine Form ebenso schöner als praktischer Korb- und Polstermöbel. Tausende zufriedener Kunden bezeugen die Leistungsfähigkeit der Firma, die Ihnen nicht nur ihren neuesten Weihnachts-Katalog gerne übersendet, sondern Sie auch fachmännisch bei der Wahl berät und reell bedient. (Siehe auch Inserat in dieser Ausgabe.)

Streifzug durch die Woche

Die silberne Trompete — Berlin, Te Deum laudamus — Prophezeiungen — Von den Holländern — Pinda . . . .

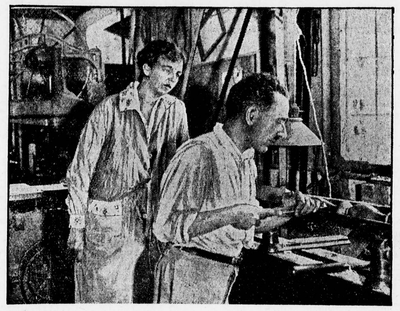
Haarlem ist eine Blumenstadt. Strauß neben Strauß entzückt dich in der Bahnhofshalle schon. Freilich scheinen diese Kinder der Herbstsonne etwas traurig dreinzuschauen. Der Winter steht vor der Tür. Vielleicht träumen sie auch von Kontingentierung und ähnlichen schönen Dingen. Aber nicht von diesen Blumen soll hier erzählt werden, sondern von einer ganz neuen Art von Menschen, und da es sich um die Blumenstadt handelt, natürlich von einer Jungmädchen-Bewegung, die hier zu Hause ist.

Ein glücklicher Zufall spielt mir „die silberne Trompete" in die Hand. Die kleine Zeitschrift, die diesen romantischen Titel trägt, fällt mir deshalb auf, weil auf der ersten Seite in großen Lettern zu lesen ist: Berlin! Te Deum laudamus! Er, denke ich, was soll denn das? Gibt es erfreuliche Ereignisse in Berlin? In die Preußenregierung aus der Wohnungsnot heraus? Hat die Reichsregierung einen Goldland gemacht und den Staatshaushalt saniert? Haben sich die Parteien geeinigt oder packen die Herren Abgeordneten schon wieder ihre Koffer? Nichts von alledem. Es steht da nur ein Bild des Bischofs von Berlin und ein zweites von einem prächtigen Haus in der Nähe des Hallischen Tores. Darüber leuchtet die Inschrift: Het Graalhuis in Berlijn.

Ein Artikel der Märkischen Volkszeitung vom September gibt Aufschluß über Dinge, die ich hier an der Quelle studieren kann.

Schon seit dem Jahre 1921 gibt es in Holland einen neueren Orden, der sich nennt „Die Frauen von Nazareth". Gründung und Idee stammen von dem genialen P. J. Ginneken S. J., dem es vor allem um eine der modernen Zeit entsprechende Laienbewegung in der Frauenwelt zu tun war. Die „Frauen von Nazareth" legen zwar Ordensgelübde ab, aber sie haben keine besondere Tracht. Vielmehr kleidet sich jede nach eigenem Geschmack, was eine reiche Mannigfaltigkeit ergibt. Zwei Jahre dauert das Noviziat, in dem diese Weltschwestern herangebildet werden für ihre große Aufgabe. Sie sollen nämlich die berufenen Leiterinnen in jener neuen Bewegung sein, die sich „Gralbund" nennt. (Mit der bei uns erscheinenden Zeitschrift „Der Gral" hat das alles nichts zu tun.)

In der Gralbewegung findet man Mädchen zwischen 15 und 25 Jahren. Sie sind in drei Grade eingeteilt, die einen stufenweisen Aufstieg bedeuten. So geschieht sehr viel, um einer Schar von Menschen, die mitten im Lärm der Welt für das Reich Gottes arbeiten wollen, den Geist der Innerlichkeit zu bewahren. Es befinden sich unter diesen Mädchen sehr viele aus der besseren Gesellschaft, die sich hier zu einem freudigen Bekennertum aufrafft. Sie widmen sich allen Aufgaben, die heute von der Frau zu lösen sind und suchen auf allen Gebieten des Lebens nach dem Geiste des Christentums zu formen. Erfreulich ist dabei, daß auch die Wissenschaft und insbesondere die Kunst bei ihnen eine Rolle spielt. Diese jungen Mädchen leben so ganz in ihrem Element, lieben Bewegung und Farbe, sprengen die Nüchternheit des rein Sachlichen und fassen die alten Symbole aufs neue. Obwohl jede sich ganz individuell entfalten darf, schweißt ihnen doch eine Massenbewegung vor. Symbole sind ja auch recht eigentlich berufen, die Massen zu lenken, zu bilden, zu heben. Daß eine solche eine Bewegung durch manche Schwierigkeiten hindurch muß, versteht sich. Es wird auch für eine Laienbewegung nicht immer leicht sein, zur Pfarrgeistlichkeit das richtige Verhältnis zu finden. Vielfach werden die Spannungen mit schon vorhandenen Organisationen sein, die ähnliche Ziele verfolgen und auch nicht schlafen. Aber schließlich wächst auch einmal ein neuer Wein, der neue Schläuche braucht. Der Bischof von Berlin bei den Gralbund in seiner Stadt begrüßt, und so dürfen wir hoffen, daß der Gralbund auch in Deutschland und über die ganze Welt hin das Seine dazu beiträgt, die Frauenwelt wieder christlich zu machen. Und sind einmal alle Frauen bekehrt, so werden die Männer schon nachfolgen.



Die neue Herrin des Weißen Hauses

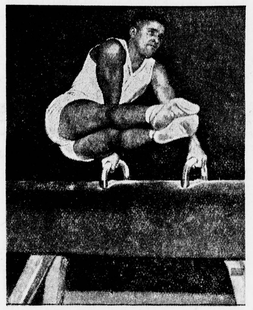
Die Gattin des neugewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Eleanor Roosevelt, ist eine sehr aktive Frau. Es überrascht, zu hören, daß sie eine Kunstmöbel-Werkstatt in Val Kill unterhält. Hier arbeiten dreißig Kunsttischler an der Herstellung erlesener Möbelstücke. Es berührt sehr sympathisch, daß Frau Roosevelt aus dieser Werkstatt alle Maschinen verbannt hat, und das alte Handwerk zu neuen Ehren kommen läßt.

Auch in Holland spürt man die Wirtschaftskrise, und die Zahl der Arbeitslosen steigt. Geht es Deutschland schlecht, so auch manchem seiner Nachbarn. Der Hafen von Rotterdam liegt still, wenn die Hämmer an den Mehr Feierstunde haben. Die Produkte der Landwirtschaft suchen vergeblich einen Weg ins Freie, wenn die deutsche Grenze geschlossen ist. Dennoch wirkt das holländische Volk im Vergleich mit dem deutschen heute noch gefestigter. Die Grundlagen der Kultur, die alles beherrscht sind noch nicht erschüttert. Man lebt noch mit einem Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, wie es in unserem Lande seltener geworden ist. Allerdings gehen auch dort schon dunkle Gespenster um, die am Horizont der Zukunft ihren Totentanz aufführen. So hat jemand vor einiger Zeit ein ganzes Buch voll Prophezeiungen herausgegeben. Erst soll die Weltrevolution kommen, dann ein neuer Weltkrieg, dann jene berühmten drei finsteren Nächte, in denen nur geweihte Kerzen brennen sollen. Wer in dieser ägyptischen Finsternis auf die Straße geht oder wer durchs Fenster schaut, der muß sterben. Denn draußen gehen als fürchterliche Frauen die bösen Geister um. Mit Recht hat man diese Art von Leutefischerei verurteilt und betont, man müsse die Zukunft der Vorsehung Gottes überlassen. Nicht uninteressant war mir immerhin die Feststellung, daß jenes den deutschen Kaiser betreffende Gedicht nachweisbar schon lange vor dem Krieg bekannt war. Der Kaiser mit dem lahmen Arm, der links aufs Pferd steigt, sollte in die Heide von Ammerssoort flüchten. Von dort aus sollte er sein Land betrachten. Das ist nun doch wirklich in Erfüllung gegangen, obgleich es vor 20 Jahren phantastisch schien. Selbst ein roter Pfarrer, d. h. einer mit feurig lodernden roten Haaren, von dem jene Prophezeiung sprach, ist dort in der Gegend. Nun nimm das Ganze nicht zu ernst. Aber wenn es die ein wenig die Gottesfurcht stärkt, so soll es mich dennoch freuen.

Auch in Holland wird das Regieren schwer. Man hat dort eine Art Präsidialkabinett, das sicherlich vorzügliche Arbeit geleistet hat. Aber wo die Not wächst, erscheint es den Leuten wünschenswert, daß man ein Kabinett habe, das vom Vertrauen des Volkes getragen ist. Man erinnert sich wohl des Wortes, das vom alten Aristoteles stammt und das die Diktatur die schlechteste aller Regierungsformen nennt. Dieser Ansicht waren bekanntlich auch die Römer, die in ihren guten republikanischen Zeiten nur eine gesetzmäßige und kurz befristete Diktatur gekannt haben. Als Sulla aber die Diktatur mit der Tyrannei verband und als das Blut der Opfer der Proskriptionslisten geflossen war, hatten sie genug, und so hat Brutus den Cäsar erdolcht. Die Holländer sind ein erfahrenes Kulturvolk. Sie werden schon für die kommenden Tage der Not das Rechte finden.

Wie schön ist der Familiengeist, der hier noch alles durchdringt. Wie anmutig grüßen diese freundlichen, bunten und sauberen Häuser. Welch edle Kunstwerke findet man auch in bescheidenen Wohnungen. Und wie gut sind die Menschen. Bald hier, bald dort erzählt mir ein Pfarrer von den deutschen Kindern oder von den ungarischen die man im damals noch reichen Holland in Pflege genommen hatte! Wenn ich dergleichen hörte, dachte ich immer: Es liegt ein eigenartiger Zauber auf diesen Menschen! Gott wird sie segnen, weil sie so viel Gutes am Nächsten getan haben. Wie treu halten sie auch zu Religion und Kirche. Wie charaktervoll ist der holländische Katholizismus! Wie einheitlich stehen sie zusammen im politischen Leben! Wie stark sind sie dadurch geworden! Was haben sie für Schulen geschaffen und was für soziale Einrichtungen! Wie mächtig ist die katholische Presse, weil es selbstverständlich ist, daß in einem katholischen Hause auch eine katholische Zeitung sein muß. Im zarteren Alter schon gehen die Kinder zum Tische des Herrn, und es scheint auch das ganz besondere Gnaden des Himmels herabzuziehen.

Der Kopf des Kriegerdenkmals in München



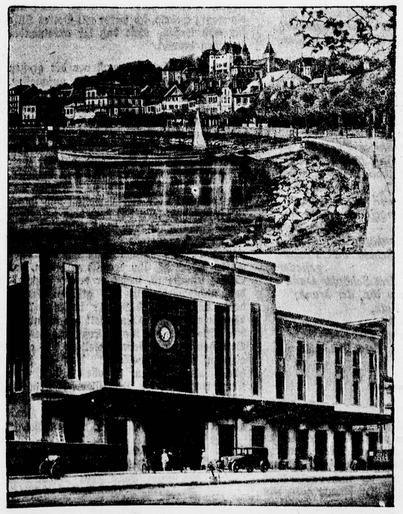
Der beste deutsche Turner

Die deutschen Meisterschaften im Kunstturnen, die in Berlin zum Austrag gelangten, gewann der Kreuznacher Frey mit 178,5 Punkten.

Im Innersten ergriffen haben mich die Chinesen, die man jetzt überall in den holländischen Städten sieht. Es sind das Kohlenschipper von den Schiffen, die jetzt ohne Fracht in Rotterdam liegen. Was sollen diese armen gelben Menschen beginnen? Geduldig stehen sie da und verkaufen eine gewisse Art von Nüssen für ein paar Cent. Das Klima vertragen sie schlecht und sehnen sich gewiß nach dem Lande des Himmelssohnes. Ihre Sprache versteht niemand, und hilflos rufen sie so etwas wie Pinda . . . was wohl Nüsse heißt . . . leider, leider . . . So viel werden sie wissen, daß in ihrer Heimat Krieg ist und Hunger. Man bemitleidet diese guten Menschen und kann ihnen doch nicht helfen. Eine Weile ist einem zumute, man dürfte keinen guten Bissen anrühren, sondern müsse alles denen geben, die gar nichts haben . . .

Der Nebel sinkt über die Stadt und verhüllt reich und arm, Chinesen und Holländer. In Gottes Hand sind sie alle, und Gott ist gut. Ja, sag es in deinem Kummer, sag es immer wieder, laut und leise, in der Kirche und auf dem Markte: Gott ist gut. Brot für alle wächst auf Erden. Ein Himmel wartet auf jeden müden Erdenpilger. Wäre nur etwas mehr Gottesgüte in den Menschen, wie schön könnte es auf dieser Welt schon sein! Etwas davon kann jeder verbreiten, der guten Willens ist. Fang nur gleich an damit. Es gibt sicher jemanden, der gerade auf deine Güte rechnet.

Der Mann im Monde.



Die Stadt des Friedens — Schauplatz blutiger Unruhen

Im Anschluß an die Versammlung einer rechtsstehenden Partei kam es in Genf zu blutigen Straßenkämpfen mit Sozialisten und Kommunisten, die die Versammlung sprengen wollten. Es mußte Militär aufgeboten werden, das mit Maschinengewehren in die Menge schoß. Zehn Demonstranten wurden auf der Stelle getötet und 65 zum Teil schwer verletzt. Zwei von ihnen sind noch im Laufe der Nacht verstorben. Unser Bild gewährt oben einen Blick auf die malerisch am gleichnamigen See gelegene Stadt, die bekanntlich Sitz des Völkerbundes ist. Unten das neue Genfer Bahnhofsgebäude, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Unruhen fortsetzten.

Wochenrundschau

Donnerstag, 10. November: Sir John Simon gibt im englischen Unterhaus eine Erklärung zur Abrüstungsfrage: „Europa muß eine Konvention schließen, daß es keine Streitigkeiten mit Gewalt austragen werde. Unter diesen Umständen stimmen wir der deutschen Gleichberechtigungsforderung zu." — von Papen wird von Hindenburg zu den Verhandlungen mit den Parteiführern ermächtigt. „Er und inwieweit sie geneigt seien, das Regierungsprogramm zu stützen", heißt es im Kommentar. — Blutige Krawalle in Genf.

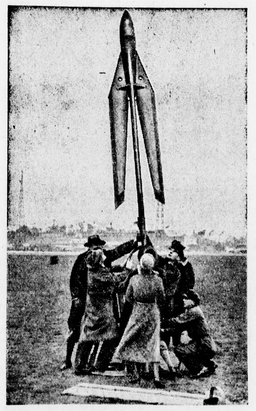
Freitag, 11. November: Die kommissarische Preußenregierung beschließt in einer Staatsministerialsitzung umfangreiche Beamtenentlassungen. Regierungsräte, Oberregierungsräte, Ministerialräte, -direktoren usw. werden in den einstweiligen Ruhestand versetzt, die Beamten des Wohlfahrtsministeriums auf andere Anstangen verteilt. — Das deutsch-französische Wirtschaftskomitee zur Durchführung gemeinsamer Auslandsarbeiten tagt in Berlin. — Deutsche Stellungnahme zum Simonvorschlag in der Abrüstung.

Samstag, 12. November: Der Reichsrat befaßt sich mit der Finanzlage von Reich, Ländern und Gemeinden. Die Ausschüsse nehmen in einer Entschließung gegen die „grundlegenden und tiefgreifenden Veränderungen im verfassungsmäßig festgelegten Kräfteverhältnis" des Reiches mit den Ländern Stellung. — Frankreich und England unternehmen Schritte in Washington, die die Probleme der Kriegsschulden neu aufrollen sollen. — Auf der Insel Cuba verwüstet eine Sturm- und Wasserkatastrophe die Stadt Santa Cruz. Man rechnet mit 3000 Opfern.

Sonntag, 13. November: Der Kanzler beginnt wird der deutschnationale Parteiführer Dr. Hugenberg bei von Papen empfangen. — England übergibt seine Denkschrift über die Schuldenfrage der Oeffentlichkeit. — Die Kommunalwahlen im Reich und die Neuwahlen zur Lübecker Bürgerschaft ergeben eine Niederlage der Nationalsozialisten in allen Gebieten. — Prof. Bosch von der J. G. Farben veröffentlicht einen Vermittlungsvorschlag in der Kontingentsfrage.

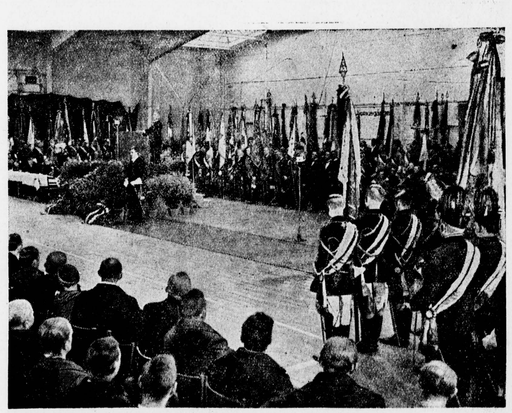
Montag, 14. November: Der Reichskanzler spricht bei seinem Staatsbesuch in Dresden von dem Verhältnis zwischen Reichsregierung und Ländern: „Wir stehen voll und ganz auf föderalistischem Boden". — In Genf übergibt die französische Delegation den Konstruktivplan Herriots der Oeffentlichkeit. — Gerüchte über erneute Reichstagsauflösung werden dementiert. — „Die Mitwirkung der Verbände ist für den Freiw. Arbeitsdienst sehr förderlich", erklärt Minister Schaeffer. — Neues Erdbeben in Japan.

Dienstag, 15. November: Der Verband deutscher Waren- und Kaufhäuser tritt aus der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels aus. — Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold spricht vor der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels. — Kultusminister Dr. Grimme überreicht Gerhart Hauptmann die Verleihungsurkunde der großen preußischen Staatsmedaille. — Marianne Winkelstern, die, wie bekannt, mit ihrem Kraftwagen einen Zugreise totgefahren hat, wird in der Berufungsinstanz freigesprochen. — Leo Trotzki reist mit seiner Familie von Konstantinopel nach Kopenhagen.



Neuer Raketenstart

Auf dem Tempelhofer Flughafen führte der Raketenkonstrukteur Ingenieur Tilling seine neuen Flugraketen vor. Unser Bild zeigt ihn mit seinen Helfern bei der Aufrichtung einer Rakete vor dem Start.



Die Langemarck-Feier der deutschen Studentenschaft

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Langemarck, die im November 1914 durch den siegreichen Sturmangriff deutscher Freiwilligenregimenter, hauptsächlich Studenten, gewonnen wurde, fand in den Berliner Tennishallen eine Feier statt, von der unser Bild eine Uebersicht während der Rede des Vorstandsmitgliedes der deutschen Kriegsgräberfürsorge, Dr. Eulens, zeigt.

Aus fernen Zonen

Der Fischer am Rio Paraguay

Von
John Freeman

Seit Sonnenaufgang im Sattel. Durch die Pampas Paraguays gen Süden. Mein Pferd unermüdlich, trabte mit mir durch niedriges Gras. Der Regen hatte den festigen Boden aufgeweicht. So ging es dem Paraguay entgegen, dem gewaltigen Strom. Zwischen den vier Sattelhäufen sitzend, die Füße in den kreisförmigen Steigbügeln, legte ich Meile um Meile zurück.

Noch war die Nacht nicht hereingebrochen, als ich den Rio Paraguay erreichte. Mir war darum zu tun, unter allen Umständen noch an diesem Tage aufs andere Ufer zu gelangen, indes mein Gaul in einem der Kampos dieser Gegend zurückbleiben sollte. Drüben stand für mich das Pferd des Estancieros Pedro Gonzalo in einer Ortschaft bereit.

Am Nachmittag hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, der allmählich zum Sturm anwuchs. Regen peitschte mein Gesicht. — Es begann Abend zu werden. Das flache Ufer des breiten, gelben Stromes hingeschaut, gewahrte ich eine Hütte, eine Meile weiter unten.

Vor der Wellblechhütte stieg ich ab, ließ den Gaul grasend zurück, betrat den Eingang der Hütte. Die Tür, die ich halb geöffnet, ließ zu wenig Licht herein, um den dichten Rauch zu durchdringen, der mir entgegenwallte. Ich stand mit etwas lahmen Beinen und steifem Rücken von langem Ritt und rief: „Buenos dias, Hombre!" Buenos Tardes!" erwiderte eine menschliche Stimme gurgelnd, tief. Dann: „Adelante, Senor!"

Der Rauch beizte meine Augen, daß mir die Tränen herausquollen. Den Sombrero in der Hand, trat ich dennoch weiter in die Hütte hinein, die Tür halb auflassend. Feuerschein leuchtete gedämpft vom Boden her. Als der Qualm abgezogen, sah ich dort einen Mann auf einer Kiste sitzend, bärtig, alternd, im offenen grauen Kittel. Er hielt die Hand gegen die rechte Brustbälfte des Kittels gedrückt, als ob er etwas verbergе. Links stand ein eisernes Feldbett, eine dichte, graue Schafdecke auf der einfachen, schmutzig gelben Decke. Im Hintergrund eine Kommode, ein Wecker darauf, der nicht ging und ohne Glas war. Rechts neben der Tür hingen Fischernetze, der erste Blick zeigte, daß sie fast neu waren. Darunter, gegen die Wellblechwand gelehnt, ein Gewehr, offenbar gut gepflegt, sauber, funktionsbereit.

Ich tat einen Schritt auf den Bärtigen zu, streckte ihm die Hand entgegen. Er, das Gesicht bestrahlt von flackernden Feuer, erhob sich, vorneigte sich ein wenig, ergriff meine Hand und sagte auf spanisch, daß er drei junge Füllen unter seinem Kittel habe, um sie zu wärmen. Er nahm die kleinen goldgelben Tiere eins nach dem anderen hervor, setzte sie behutsam unter das Schaffell auf dem Bett, und bat mich, auf der Kiste Platz zu nehmen. Der Fischer war, wie mir schien, ein wenig betroffen, so unversehens einen Besucher in seiner stillen Hütte zu haben.

Ich stand am Feuer, die Hände darüber haltend, die Wärme belebte mein erstarrtes Blut.

„Behaltet Platz, Senor", sagte ich höflich zu dem Fischer, einen flüchtigen Blick auf die Kiste werfend. „Wenn Ihr einen Schluck Maté für mich hättet . . ."

„Seguro, Caballero!" sagte dienstwillig Juan Perez, der Fischer. Er holte eine jener ausgehöhlten, birnenartigen Früchte, daraus man den Tee Paraguays, den Maté, vermittelst eines Blechröhrchens schlürft, tat die grünen Blätter hinein, goß von dem auf dem Feuer in eisernem Töpfchen kochenden Wasser hinein und reichte mir die holzige Frucht, in der das Röhrchen steckte. Doch ich sog nicht alles daraus, denn die Höflichkeit gebietet in diesen Gegenden, auch den anderen Anwesenden einen Zug aus der Matéfrucht tun zu lassen. Dem freundlichen Alten das Gebäude überzugeben, bat ich ihn, mich auf das andere Ufer des Paraguay zu bringen. „A hora? No me es posible!" sagte er bedauernd.

Er erklärte mir, daß diese Ueberfahrt mit Lebensgefahr verbunden sei, daß ich bestand darauf, übergesetzt zu werden, und bot 10 Pesos. Der Fischer sagte nichts mehr. Er betrachtete den Schein, den ich zwischen zwei Fingern hielt. 10 Pesos. Ein Vermögen für einen armen Fischer. Wieviel Fische mußte er fangen, um sie zu verdienen.

„Buenos", sagte er dann. Draußen heulte der Wind.

„Und bringe mein Pferd zum Kamp, wo der Gaucho Matteo Alvalo ist. Kennst du ihn?"

„Seguro. Ich kenne ihn."

Es dunkelte. Der Sturm strich wütend über das Land. Der Strom, zwanzig Schritte vor uns, rollte die Wogen wie ein sturmbewaltes Meer.

Zwei Boote lagen auf dem schrägen Strand beieinander, ein Ruderboot, ein großes Segelboot.

Mit gerefften Segeln stießen wir in diesem ab. Der Paraguay faßt hier mit fünf Meilen Stundengeschwindigkeit.

Juan Perez kämpft gegen Strom und Wogen wie ein Held. Ich selber arbeitete mit dem Riemen, alle Kraft aufbietend. Doch vergebens. Als wir uns der Mitte des Paraguay näherten, schlug der riesige Wellengang ins Boot, das sich unterm Winde querlegte.

„Wir müssen zurück!" rief in Schrecken der Fischer. „No es posible!"

Ich willigte ein. Wir waren durchnäßt, bald oben auf der Welle, bald zwischen zwei Wasserbergen. Ein paar Schläge und wir schossen in schräger Fahrt dem Ufer zu, das wir vor kurzem verlassen, doch an tausend Meter weiter stromabwärts. Es war dunkel geworden. Die Sprühe überschütteten unsere Gesichter, die Kleider. Das Wasser im Boot schlug über unsere Füße.

*

Ich gab mich zufrieden, auf dem Boden der Hütte, auf dem Schaffell ruhend, zu übernachten, nachdem ich dem draußen harrenden Gaul den Sattel abgenommen. Der Fischer sträubte sich, den 10 Pesoschein anzunehmen, mit dem Begründung, mich nicht übergesetzt zu haben. Ich legte das Geld auf die Kommode und bat mich, unendlich ermüdet, nieder. Am andern Morgen nahm ich Abschied von dem braven Einsiedler. Mit Genugtuung sah ich gewahrt, daß er den Geldschein an sich genommen, derweil ich schlief. Frohgemut ritt ich zum Kamp, durch Regen und Sturm.

Abstelgend am Kamp des Gauche Matteo Alvalo fand ich in der Satteltasche meines Pferdes den Zehnpesoschein; dazu einen kleinen Zettel mit den Worten: Saludad! Juan Perez.

Das Capitol wird für die neuen Herren gereinigt

Zugleich mit der Präsidentenwahl hat in den Vereinigten Staaten auch die Neuwahl des Repräsentantenhauses und eines großen Teiles des Senats stattgefunden. In beiden Häusern werden nunmehr die Demokraten eine überragende absolute Mehrheit besitzen. Das Capitol, das Parlamentsgebäude in Washington, hat sich bereits für die neuen Herren gerüstet. Die Feuerwehr mußte antreten, um mit ihren Spritzen die Außenfront des Gebäudes zu säubern.

Neue Tornado-Verheerungen in Amerika

In Abständen von wenigen Wochen wird die Weltöffentlichkeit immer wieder von ungeheuren Tornadoverwüstungen alarmiert, von denen besonders die westindischen Inseln, aber auch bestimmte Staaten der nordamerikanischen Union heimgesucht werden. Soeben erst wird wieder von einem furchtbaren Orkan berichtet, der auf der Insel Kuba ungeheure Zerstörungen angerichtet und mehr als 1000 Menschenleben vernichtet hat. Die Ausläufer des Sturmes, der mit einem ungewöhnlich hohen Seegang verbunden war, richteten auch in Newyork schweren Schaden an. Dabei ist der Staat Newyork vor wenigen Tagen erst von einem Orkan heimgesucht worden. Unser erstes Bild von dieser Katastrophe zeigt die Verwüstungen in der Stadt Queens. Wie Pappkartons wurden hier die Einfamilienhäuser durcheinandergewürfelt.

Rätselhafte Tierfreundschaften im Weltmeer

Von
Dir. Dr. Popofsky

In einem Hafen, unter der Gluthonne Afrikas. Gleißend gibt die spiegelglatte Meeresfläche die Lichtpfeile zurück. Wie Blei liegt die Müdigkeit in den Gliedern und auf der unendlichen Wasserfläche. Das Hinabrasseln der Küchenabfälle und klatschende Muschlagen unterbricht die drückende Stille. Da . . . . ein Hai!" Ein klotziger Kerl, wohl seine drei Meter lang, hängt unter der Nickenstosse und jagt mit flinken Bewegungen, die man seiner unaeschlachten Größe kaum zutraut, dem sinkenden Abfall nach.

Ein so fesselndes Bild, daß wir beinahe die geheimnisvollen Lotsenfische übersehen, die seine ständigen Begleiter sind. Gewiß, wir haben von diesen seltsamen Wandergenossen der Haie schon manches gehört, aber mehr wie eine schöne Fabel hingenommen, was von dem eleganten, schnellen, makrelenartigen Fisch mit seinen blaustlbernen Nicken und seinen, an unsern Barsch erinnernden, dunkelblauen Querbändern seit alten Zeiten erzählt wird. Inzwischen ist der 30 Zentimeter lange Haibalken mit einem Stück Speck beködert und in das Wasser geworfen worden. Schon spielen die Lotsenfische um den Köder, der Hai vorsichtig noch in einiger Entfernung. Deutlich können wir erkennen, wie der eine Lotsenfisch das Speckstück benagt, darauf zum Hai zurückschwimmt und ihm vielleicht durch seine aufgeregten Bewegungen oder auf eine andere, uns Menschen unbekannte Art veranlaßt, sich auf den Köder zu stürzen. Nicht einmal, sondern mal ist dieses, dem Menschenhirn so verständliche Handlungsweise beobachtet worden, die nichts destoweniger doch ein großes Tierrätsel darstellt, das viele Warums auslöst.

Warum frißt der Hai, dem sonst nichts heilig ist, nicht die fetten Lotsenfische, die so oft dicht vor seiner Nase herumschwimmen? Warum macht sich der Lotsenfisch nicht selbst über den Köder her und beansprucht sich mit den Abfällen, die von des großen Herrn Tische fallen? Warum beaibt sich der Hai in eine solche Abhängigkeit von den kleinen, wahrscheinlich mit keineren Sinnen begabten Lotsenfischen? Warum folgen diese dem Schiff noch tagelang wie eine Art Leichenbegängnis, nachdem ihr großer Gesellschafter schon längst einen unrühmlichen Tod auf dem Schiff gefunden hat? Warum losen sie nur den Speckhai und sind in Haischwärmen nicht zu finden? Das sind Fragen, die wohl noch auf lange Zeit Geheimnis dieser sonderbaren Tier-G. m. b. H. bleiben werden, auf die wir Menschen vorläufig nur die kleinlaute Antwort geben können, daß sowohl Hai wie Lotsenfisch in diesem Zusammenleben augenscheinliche Vorteile finden. Die Lotsenfische werden infolge ihrer Anhänglichkeit an den Hai sogar in Gewässer, verschlagen, die tausende von Kilometern von ihrer eigentlichen Heimat entfernt sind.

Einige Knacks in den Kopf haben in unserm Hei das Leben gedämpft, die gefürchteten Schläge gelähmt. Ein sonderbarer Anblick fesselt uns, als der Riesenleib aus dem Wasser an Bord gehievt wird. Wie Blutegel [illegible] kleinen Fisch, so ist der raubfarbige Fischkörper mit zahlreichen seltsamen Fischen von drei Handbreit Länge bedeckt, die einer nach dem andern in das Wasser plumpsen und mit unaelenken Schwimmbewegungen unter dem Schiff verschwinden. Der schnell untergehaltene Kätcher fördert einige dieser twinhelförmigen Gesellen, die den Bauch auf dem Rücken zu tragen scheinen, in unser Beobachtungsaquarium. Wir haben einen seltenen und seltsamen Fang gemacht. Blinde Passagiere des schnellschwimmenden Haies; ein weiterer Tiergesellschafter von ihm ist uns ins Netz gegangen. Ein abenteuerliches Instriment sitzt auf seinem flachen Kopf, eine lanagestreckte flache Grube, die durch 12 bis 20 aufrichtbare Querbäute in Kämmerchen abgeteilt ist. Ein Stück Schwimmwestenkork, das auf das Wasser geworfen wird, zeigt uns die Verwendung dieses in der Fischwelt einzigartigen Organs. Im Nu hat sich der Fisch damit auf der Unterseite des Korkes angesaugt, so fest sitzt er mit dieser Saugscheibe, daß es uns selten gelingt, ihn durch Ziehen am Schwanz von seiner Unterlage abzulösen. Selbst gestorben, haftet er noch mit großer Kraft an seinem lebenden Fahrzeug. Große Fische, Seeschildkröten, Schiffe benutzt der faule Geselle, um auf leichte Art in andere Nahrungsgebiete zu kommen. Wir haben den saugenumpodenen Schiffshalter vor uns, von dem schon die Alten die wunderbarsten Dinge erzählten. Zwar kann das kleine Kerlchen nicht gleichhaft machen, daß es Schiffe in ihrer Fahrt aufhalten könnte, wie gruselige Seefahrergeschichten der Alten berichten. Fahrtbindend könnten höchstens keine meterlangen Verwandten, die „Kopfsauger" werden, wenn sie zu vielen kleine Ruder- oder Segelboote besehen. Anders steht es dagegen mit der Verwendung der großen (Kopfsauger) und kleinen Saugfische (Schiffshalter) als lebende Angelhaken beim Fischfang. Schon Johannes Gesner, der Vater der deutschen Naturgeschichte, hat darüber allerhand zusammengetragen. In seinem berühmten Tierbuch, dem bedeutendsten zoologischen Werk der Renaissance, das Mitte des 16. Jahrhunderts erschien, erzählt er: „Gleich wie man bey uns die Hasen auff weitem Feld fänget mit Jagdhunden, die Vögel mit dem Habicht oder Stoßvogel, also fangen etliche Völker in fremdden Insslen die fische des weiten Meeres durch andere fisch, so zu solcher Art genaturt und gewöhnt worden sind."

Seine ergötzliche Schilderung geht offenbar auf keinen anderen als Columbus zurück, der diese seltsame Art zu fischen auf seinen Entdeckungsfahrten bei den Einaeborenen Kubas zuerst bestaunt hat. Die Naturforscher haben im allgemeinen nicht viel davon achatten, sich aber in den letzten Jahrzehnten davon überzeuaen müssen, daß buchstäblich alles zutrifft, was der alte Chronist der Naturforschung Gesner berichtet hat.

Den Saualfischen wird die Schwanzflosse durchbohrt, ein dünnes Bastseil durch das Loch gezogen und um den Leib verknotet. Eine Anzahl von ihnen wird unter dem Bootsboden mit der Saugplatte angehaftet und mit auf die Fahrt nach dem vorher ausgemachten Faadaebiet genommen. Besonders auf die sonnenbadenden und schlafriaen Seeschildkröten werden je nach deren Größe ein oder mehrere Saualfische vom Schiffsboden gebolt und, an den Seilen befestiat in Richtuna der Abmaaslosen geworfen. Mit unglaublich feinem Instinkt schießen die Saugfische auf das Opfer los und haften sich mit ihrer Saugscheibe an seiner Unterseite an. Die Seile stets straff gespannt, zwei, weil sonst der arme geplagte Saugfisch seine Saugplatte ablösen könnte und würde), wird die Beute, meist die gepanzerte Schildkröte, an Bord geholt. Die Berichte vieler Forschungsreisenden zeigen, daß diese an Mühlsteinen erinnernde Art Fisch- und Schildkrötenfanaes an allen Küsten der Tropenmeere, in Afrika, Asien, Australien und Südamerika ausgeübt wird. Ein Beweis für die Findigkeit und Beobachtungsgabe der Eingeborenen, die [illegible] gende festsitzende Jagdart herausgefunden und ausgebildet haben.

Ein Opfer der Pflicht

Von
OSSIP DYMON

Der Wagen der elektrischen Straßenbahn bleibt an der Haltestelle stehen. Fünf Personen steigen aus, eine einzelne Frau, in altmodischem Hut steigt ein. Der Schaffner stützt sie am Ellenbogen, wartet bis sie Platz genommen hat und gibt dann das Abfahrtszeichen. Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Der Schaffner sucht die Neuangekommene mit den Augen auf und tritt an sie heran. Sie sitzt da und hält eine Markttasche aus Wachstuch in der sich anscheinend ihr vormittäglicher Einkauf befindet, mit beiden Händen fest. Sie macht die eine Hand frei und reicht dem Schaffner, ohne ihn anzusehen, einen zerknüllten Umsteigefahrschein hin. Dabei kneift sie die Lippen zusammen und ihr Gesicht bekommt einen feindseligen Ausdruck. Der Schaffner preßt seinerseits die Lippen aufeinander, schielt zur Frau hinüber und entfaltet ihren Fahrschein.

„Dieser Schein ist schon lange abgelaufen", sagte er.

„Nein", bestreitet ärgerlich die Frau. „Ich habe zum Einholen nicht länger als eine Stunde gebraucht. Das ist ein Irrtum".

„Das kann ich nicht wissen", erwidert der Schaffner. „Der Fahrschein ist vor zwei Stunden ausgestellt. Es muß ein Neuer gelöst werden".

„Ich löse keinen Neuen!"

„Dann muß ich den Wagen anhalten", droht der Schaffner und schickt sich an zu klingeln.

„So eine Frechheit!" sagt die Frau empört. „Mich zu zwingen, einen neuen Schein zu kaufen!"

„Und warum nicht? Sind Sie besser, als die anderen?" bemerkt ein dicker Mann bissig.

„Er weiß schon warum, dieser Esel!"

„Weshalb beschimpfen Sie ihn so?" ergreift der Dicke Partei für den Schaffner. „Was kann er dafür?"

„Es macht nichts! Sie ist ja nur aufgeregt", beschwichtigt den Dicken der Schaffner und gibt der Frau einen neuen, frisch geknipsten Fahrschein.

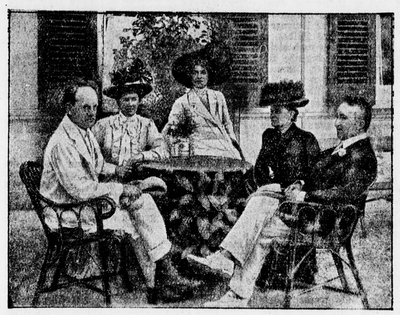
„Unverschämtheit!" sagt die Frau, zahlt aber dennoch. „Das ist mein letztes Geld!"

„Tja, du lieber Gott", bemerkt der Schaffner verlegen. „Man muß sich beim Magistrat beschweren."

An einer der Haltestellen nimmt die Frau ihre Tasche auf und begibt sich zum Ausgang. Der Schaffner ist ihr wieder behilflich.

„Komm nicht zu spät zum Abendbrot", sagt sie ihm wieder, „es gibt heute Würstchen".

„Ja, Frauchen", antwortet er vergnügt und zieht die Klingel. Der Wagen fährt weiter.



Zum 70. Geburtstag Gerhart Hauptmanns

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1909, in dem sich Gerhart Hauptmann und Siegfried Wagner an der Reviera begegneten. Von links nach rechts: Gerhart Hauptmann, Frau Eva Chamberlain, Frau Gerhart Hauptmann, geb. Marschalk, Frau Küchler und Siegfried Wagner.

Mädchen für alles

Von
A. UPZARSKI

Mariechen Kimmeskamp ist Mädchen für alles bei Schmitz.

Eines Tages packt Mariechen Kimmeskamp ihren Koffer und verläßt ihre Herrschaft ohne ein Wort der Erklärung und unter Verzicht auf den Lohn eines halben Monats.

„Ja, und warum?" fragt ihre Freundin. Fräulein Auguste Eberchinski, „warum bist du denn so mir nix dir nix — —"warum bist du denn so mir nix dir nix — —"warum bist du denn so mir nix dir nix — —"warum bist du denn so mir nix dir nix — —"

„O nein," sagt Mariechen." „absolut garnich mir nix dir nix. Schmitzens hatten einen Papagei, ein sehr schöner Papagei, und konnte auch sprechen. Vorn halben Jahr läßt auf einmal der Papagei den Kopf hängen, ist nix, spricht nix; — Mariechen', sagt die Frau Schmitz, Mariechen, springen Se doch mal eben rüber zu Doktor Busenbäcker, er solle doch mal wegen den Affen kommen.' — Frau Schmitz' sagt Doktor Busenbäcker, der Papagei gefällt mir nich, der Papagei macht es nicht mehr lang.' — Und richtig, zwei Tage später war der Papagei tot ,und die Frau Schmitz hat ihm gerupft und gebraten, und er schmeckte akkurat wie Kramsvogel."

„Und deshalb," sagt Fräulein Auguste Eberchinski, „deshalb bist du so mir nix dir nix —"

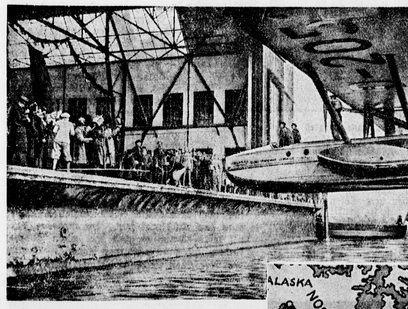
„O nein," sagte Mariechen. „vor vierzehn Tagen läßt auf einmal die alte Großmutter, die Mutter von Herrn Schmitz, den Kopf hängen, ißt nix, sagt nix; — Mariechen,' sagt die Frau Schmitz, 'Mariechen, springen Se doch mal eben rüber zu Doktor Busenbäcker, er soll mal wegen meine Schwiegermutter kommen.' — Frau Schmitz,' sagt Doktor Busenbäcker, es tut mir leid, aber Ihre Schwiegermutter gefällt mir nich, Ihre Schwiegermutter macht es nich mehr lang' — — und, siehste, Auguste, da hab ich gemacht, daß ich aus dem Haus kam." — —

Stadtbaurat Hoffmann †

Einer der berühmtesten deutschen Städtebaumeister, Geheimrat Dr. Ludwig Hoffmann, ist in Berlin im Alter von 81 Jahren gestorben. Hoffmann ist der Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig und zahlreicher berühmter Gebäude in der Reichshauptstadt, wie des Stadthauses, des Märkischen Museums, des Rudolf-Virchow-Krankenhauses, und ist der Vollender der Museuminsel. Von ihm stammt ferner ein Plan zum Neubau der Stadt Athen, weshalb in der griechischen Hauptstadt ein Straße nach ihm benannt wurde.

Die Reliquien von Albertus Magnus

Der Schrein mit den Reliquien des heiligen Albertus Magnus, des berühmten Kölner Gelehrten, ist jetzt von Köln nach Brüssel übergeführt worden. Hier nahmen die Dominikanermönche den Reliquienschrein in Empfang, der ihrer Obhut untersteben wird.



Gronaus Empfang in der Heimat

Dem deutschen Weltflieger v. Gronau wurde bei seiner Rückkehr nach Friedrichshafen ein festlicher Empfang zuteil. Das Flugboot ging auf dem Bodensee vor den Dornierwerken in Manzell bei Friedrichshafen nieder und wurde mittels eines riesigen Kranes in die Halle gezogen, wo sich eine zahlreiche Menge eingefunden hatte.

Gronaus Flug um die Welt

Kartenskizze des Fluges. Gronau startete bekanntlich Ende Juli in List auf der Insel Sylt, flog über Island und Grönland nach Nordamerika, durchquerte den nordamerikanischen Kontinent und flog dann längs der asiatischen Küste nach Vorderasien und über Südeuropa nach dem Bodensee, wo er am 9. November glatt landete.

Musiker-Anekdoten

Robert Schumanns Gattin, Klara Wieck, die Pianistin, war viele Jahre weit berühmter und bekannter als ihr Gatte. Und so geschah es, daß die Wieck an einem kleinen Herzogshofe spielte, wo auch ihr Mann zugegen war. Nach dem Konzert bedankt sich der Herzog bei der Wieck und fragt Schumann der ihr als der Gatte der Künstlerin vorgestellt wurde: „Sie sind wohl auch musikalisch?"

•

Carl Maria von Webers „Die drei Pintos" ist Fragment geblieben. Eines Tages hat Gustav Mahler einen Schluß dazu komponiert und diese Komposition wurde aufgeführt. Nach der Aufführung tritt ein bekannter Musiker auf Mahler zu und fragt: „Sagen Sie mal, verehrter Herr Mahler, welche Teile waren denn gewebt und welche gemalt?"

•

Arthur Nikisch ging einmal die Gänge eines D-Zuges entlang, um den Speisewagen zu erreichen. Als er an einer Dame, die mit einem Herrn spricht, vorübergeht, hört er die Dame sagen: „Wenn der nicht so klein wäre . . dann könnte es Nikisch sein!" Nikisch dreht sich lächelnd um und geht weiter. Da hört er — und er war bekannt dafür, gute Ohren zu haben — wie der Herr der Dame erwidert: „Du, der hat das gehört, ich glaube, der bildet sich jetzt noch was drauf ein!"

•

Der berühmte Chirurg Billroth war ein begeisterter Musikfreund. Er spielte Cello. Einmal spielte er mit Brahms eine Sonate zusammen und kaum waren sie fertig, rief Billroth aus: „Hören Sie, Brahms, Sie haben mit so viel Temperament und Verve gespielt, daß ich mein Instrument kaum gehört habe!"

Brahms nickte bedächtig: „Seien Sie froh, Billroth!"

•

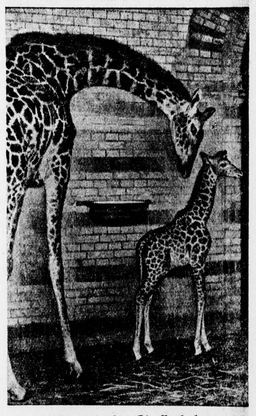
Siegfried Ochs suchte für einen Chor Sänger. Er stellte die Bedingung, daß sie vom Blatt singen können. Unter den sich Meldenden befand sich auch ein Herr, der bei der ersten Probe keine Note lesen konnte.

„Ich denke, Sie singen vom Blatt?" schrie ihn Ochs wütend an.

„Natürlich, aber doch nicht gleich beim ersten Male!"

•

Puccini unterhielt sich mit einem Freunde. „Fast zwanzig Jahre hab ich gebraucht, um zu erkennen, daß ich gar keine Begabung für Musik habe!"



„Twiga", das Giraffenbaby

Im Berliner Zoo ist ein neues Giraffenbaby zur Welt gekommen, das auf den Namen Twiga getauft wurde, was auf Kisuaheli Giraffe heißt. Es ist bereits 1,80 Meter groß.

Fernsehen noch in ferner Sicht?

Das Bildtelegramm 25 Jahre alt

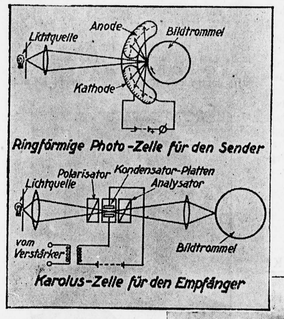
Am 8. November 1907 fand die erste Bildübertragung von Paris nach London statt. Dieser Tag ist einer der wichtigsten Meilensteine in der Geschichte der Bildtelegraphie. Was bisher nur in den Köpfen von Erfindern, in Patentschriften und in Laboratorien bestand, hatte damit zum ersten Male praktische Gestalt angenommen und den Raum auch für das Bild überwunden. Seit jenem Tage sind nun 25 Jahre vergangen. Ueberblickt man die Entwicklung innerhalb dieses Zeitraumes, so könnte man auf den ersten Blick enttäuscht sein. Wohl haben wir bereits in einer Anzahl europäischer Landeshauptstädte, in Deutschland auch in den größten Städten der Provinz Einrichtungen zur Bildübertragung. Aber es sind doch stets besondere und nicht alltägliche Anlässe, aus denen diese Einrichtungen benutzt werden. Die Ursache hierfür braucht man nicht weit zu suchen. Der Techniker und Erfinder hat hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen die auf den anderen Gebieten des Fernmeldewesens auch nicht entfernt anzutreffen sind. Aber schon kurz nach der Erfindung der Telegraphie tauchte der Gedanke auf, mit Hilfe der Elektrizität auch bildliche Darstellungen, vor allen Dingen Zeichnungen Schriften usw., zu übertragen. Im Jahre 1843 lehrte der Engländer Bain diesen Gedanken in einem Patent nieder. Seinem Landsmann Bakewell blieb es jedoch vorbehalten, die ersten brauchbaren Uebertragungsresultate zu erzielen. Er benutzte hierzu den sogenannten Kopiertelegraphen, der das Urbild aller Bildtelegraphensysteme ist und noch heute, allerdings grundlegend verbessert, in mannigfachen Variationen wiederkehrt. Bekanntlich zeichnete das Bild mit Isolierfarbe auf eine Metallfolie, die auf eine rotierende Walze aufgespannt wurde. Dann wurde das Bild durch einen Metallstift abgetastet. Der Stift verschob sich bei jeder Walzenumdrehung um einen geringen Betrag, ähnlich wie die Nadel der alten Phonographen. Glitt nun der Metallstift über die Folie, so war der Stromkreis so lange geschlossen, als er auf Metall lag. Berührte er jedoch die Isolierfarbe, so wurde der Stromkreis unterbrochen. Auf der Empfängerseite war eine analoge Einrichtung vorhanden. Hier wurde Papier, auf eine rotierende Walze gespannt und dieses durch einen Schreibstift abgetastet. War der Stromkreis geschlossen, und dies war der Fall, wenn der Sendestift über einen unbeschriebenen Teil der Folie glitt, so wurde der Schreibstift durch einen Magneten abgezogen, so daß auch die Papierfläche unbeschrieben blieb. Wurde jedoch der Stromkreis unterbrochen, so senkte sich der Schreibstift auf das Papier und zeichnete solange eine Linie, wie der Sendestift über eine bildbare Stelle der Folie strich. Bei diesem Verfahren wurde auch ein chemisch präpariertes Papier verwendet, das bei geschlossenem Stromkreis vom elektrischen Strom gefärbt wurde. Es blieb weiß, wenn der Stromkreis unterbrochen war. Auf diese Weise erschien die übertragene Zeichnung negativ. Dieses Verfahren vermochte jedoch keine große Bedeutung zu erlangen, und zwar durch die Unmöglichkeit, einen absolut gleichen Ablauf der Sende- und Empfangswalze zu gewährleisten, was der Fachmann mit Synchronisierung bezeichnet. Wohl versuchte man diesen Gleichlauf mit Pendeln und Stimmgabeln herbeizuführen, aber es gelang nur schlecht. Die heutige Technik hat freilich dieses Problem gelöst.

Die erste bedeutsame Verbesserung am Kopiertelegraphen gelang Prof. Korn zu Anfang des Jahrhunderts. Er brachte auf der Empfängerseite Glimmlichtröhren, die ist nach den vom Sender kommenden Stromstößen mehr oder weniger hell aufleuchteten und deren Lichtstrahlen auf photographisches Empfangspapier gelenkt wurden. Aber auch mit dieser Vorrichtung gelang es nur, Schwarz-Weiß-Zeichnungen zu übertragen, während es der Traum der Techniker war, Photographien mit ihren vielfachen Schattierungen originalgetreu zu telegraphieren. Dies gelang Prof. Korn mit Hilfe des im Jahre 1873 entdeckten Selen. Dieses Metall hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, seine elektrische Leitfähigkeit zu verändern, wenn es stärker oder schwächer beleuchtet wird. Das Metall gestattet es also ohne weiteres, Lichtschwankungen in elektrische Schwankungen umzusetzen. Durch ein Linsensystem wurde ein feiner Lichtstrahl auf das Bild konzentriert, das um einen Glaszylinder gewickelt war, und mit diesem Lichtstrahl abgetastet. Im Innern des Zylinders befand sich ein Spiegel, der das Licht auf eine Selenzelle warf, die die Helligkeitswerte des Bildes in Stromschwankungen umsetzte. Aber auch dieses Verfahren bedeutete keine befriedigende Lösung, da das Selen zu träge arbeitet. Immerhin war der Bildtelegraphie ein guter Weg gewiesen. — Es würde zu weit führen, alle Bildtelegraphiesysteme zu beschreiben, die im Laufe der Zeit entwickelt wurden. Genannt seien nur die namhaftesten Pioniere, wie Herr, Karolus, Diedmann, Jenkins und v. Mihaly.

Nur auf eines sei näher eingegangen, und zwar auf das von Prof. Karolus im Verein mit der Telefunken entwickelte System, das die größte praktische Bedeutung gewonnen hat und auch im offiziellen Bildtelegrammverkehr Anwendung findet. — Dieses System benützt auf der Sendeseite die von Geitel und Elster entdeckte Photozelle. Hier fällt das Lichtbild auf eine Trommel, über die das zu übertragende Bild gespannt ist, und tastet es ab. Die Lichtstrahlen werden auf eine aus Kalium bestehende negative Elektrode reflektiert. Durch das auffallende Licht werden Elektronenströme ausgelöst, negativ geladene Elektrizitätsatome, und zwar genau in demselben Verhältnis wie die Stärke des einfallenden Lichtes. Diese Elektronenströme sind freilich nur gering und müssen bevor sie nutzbar gemacht werden können, verstärkt werden. Immerhin sind jetzt die Helligkeitsunterschiede des Bildes ebenfalls in Stromschwankungen umgesetzt. Der unabdingbare Fortschritt gegenüber dem System Selen besteht bei dieser Zelle darin, daß sie praktisch trägheitslos arbeitet, d. h. sehr schnellen Lichtschwankungen folgen ebenso schnelle elektrische Schwankungen ohne meßbare Verzögerung. Auf der Empfängerseite gelangt die sogenannte Karoluszelle zur Anwendung. Diese macht sich den von Kerr entdeckten Effekt zunutze, daß ein polarisierter Lichtstrahl, also Licht, das durch ein Prisma hindurchgegangen ist und in einer Ebene schwingt, beim Durchgang durch gewisse Flüssigkeiten, in denen ein elektrisches Feld herrscht, doppeltbrechend wird, und zwar proportional der Quadrate der Feldstärke. Als diese Flüssigkeit eignet sich vor allem Nitrobenzol. Man läßt also den Lichtstrahl einer konstanten Lichtquelle durch ein Nikolsches Prisma hindurchgehen, wodurch er polarisiert wird, leitet ihn dann zwischen zwei in Nitrobenzol ruhenden Kondensatorplatten hindurch, so daß die Polarisationsebene gegen die Platten um 45 Grad geneigt ist. Das Licht fällt weiter auf ein zweites Nikolsches Prisma, das so weit gedreht wird, bis das Licht vollkommen ausgelöscht wird. Es ist ja bekannt, daß zwei Prismen sich so stellen lassen, daß das zweite Prisma einen hindurchgehenden Lichtstrahl gleichsam verschluckt. Hinter dem zweiten Prisma befindet sich eine Trommel, auf der lichtempfindliches Papier aufgespannt ist, das also unbelichtet bleibt, so lange sich die Karoluszelle in spannungslosem Zustand befindet. Dies ändert sich jedoch wenn die Stromstöße vom Sender eintreffen. Sobald die Kondensatorplatten elektrische Spannung erhalten, wirkt das Nitrobenzol doppeltbrechend, das heißt, es verhält sich optisch genau so wie ein Kristall und bewirkt eine Drehung der Polarisationsebene. Nun kann doch ein Teil des Lichtes durch das zweite Prisma hindurchgelangen. Das Wundersbare an dieser Zelle ist, daß die Stärke des austretenden Lichtstrahls genau der Stärke der jeweiligen Stromstöße entspricht, d. h. je stärker der Strom, um so größer die Helligkeit des Lichtstrahles.

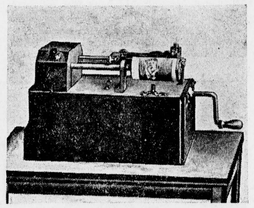
Bis zum eigentlichen Bildfunk ist es jetzt nur ein kleiner Schritt. Ein Hindernis bildet nur die komplizierte Apparatur. Es wäre wünschenswert, wenn die Bildtelegraphie, die für Polizei, Presse und Fernsehversuche größte Bedeutung besitzt, nach und nach sich vervollkommnen könnte.

In der Theorie ist dieses Problem so gut wie gelöst. In der Praxis ergeben sich freilich noch beträchtliche Schwierigkeiten. Aber man darf unbesorgt sein. Die moderne Technik wird zweifellos auch hier einen Ausweg finden, und dann wird auch dieser alte Traum der Menschheit wahr geworden sein.



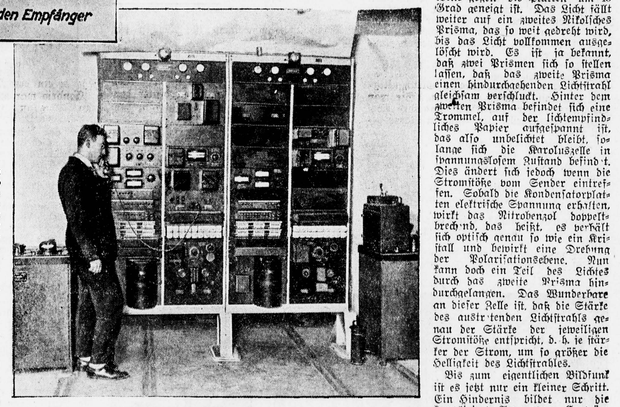
Schematische Darstellung einer Photozelle und einer Karoluszelle,

die bei der Bildtelegraphie nach dem System Karolus-Telefunken zur Anwendung gelangen. (Ausführliche Beschreibung i. Text).



Der Fultograph,

ein Bildemplangsgerät, nach dem System des Engländers Fulton. Es arbeitet wie ein chemischer Kopiertelegraph, d. h. ein Metallstift tastet chemisch vorbehandeltes Papier ab, das beim Stromdurchgang mehr oder weniger gefärbt wird.



Ansicht des Bildtelegraphenapparates nach dem System Siemens-Karolus-Telefunken

Links der Sender, rechts der Empfänger. Die ungeheure Kompliziertheit der Bildtelegraphie wird hier besonders deutlich.

Gelöster Fingerabdruck,

der von Buenos Aires nach Berlin übertragen wurde, zur Ermittlung eines berüchtigten Verbrechers.

Zwei Funkbild-Porträts von Hindenburg und Schätzle,

aufgenommen mit dem Fultographen.

Eine von Berlin nach Buenos Aires gefunkte Augennetzhaut

die für einen argentinischen Arzt die Grundlage zu einer Augendiagnose bildete.

Intrigen um Christina

3. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Goppert-Plesau, Salzburg 1

Lady Adelaide war, wie gesagt, nicht weniger begierig, als Honoria selbst, die Heirat ihres Neffen mit Pearl Moriand zustandezubringen. Je mehr sie Pearl kennen lernte, desto besser gefiel sie ihr. Die Combertons waren nach ihrer Meinung die erste Familie des Landes, das königliche Haus nicht ausgenommen, und es erschien ihr als selbstverständlich, daß der Gedanke an eine Verbindung mit dem Haupte dieses Geschlechtes das Herz eines jeden Mädchens höher schlagen lassen mußte. Und nun stellte sie sich das niederschmetternde Gefühl dieses unglückseligen Geschöpfes vor, das, nachdem es sich schon als außerordentlich betrachten durfte, sich nun so vernachlässigt sah. Sie fühlte aufrichtigen Kummer bei dem Gedanken an Pearls Herzeleid, und während sie das Verhalten ihres Neffen nicht scharf genug verurteilen konnte, bewunderte sie Pearls Selbstbeherrschung.

Rivol war sich des Unwohlseins seines Betragens durchaus bewußt, aber er war verärgert. Die letzten zwei Jahre seines Lebens waren gewiß angenehm gewesen, doch hatten sie ihm manche Illusion geraubt. Er konnte nicht umhin, die Devotion, die man jetzt allenthalben gegen ihn an den Tag legte, in Vergleich zu stellen zu der Kälte, mit der man früher dem vermögenslosen jungen Mann begegnet war. Diesen natürlichen Umschwung empfand er als etwas Verletzendes, denn er war ein schlichter, treuherziger Bursche. Er sehnte sich jetzt nach den Freunden, die in den Tagen seiner Unbedeutenheit gut zu ihm gewesen waren. Die unerwartete Begegnung mit Christina hatte ihn mit ehrlicher Freude erfüllt, und der Gedanke, ihr auf seinem Hochlandschloß gastliche Ehren erweisen zu können, bewegte sein ganzes Herz. Und dann kam Lady Morland und vereitelte alles. An die Gründe, die sie vorbrachte, glaubte er nicht, und da er ihre Absichten in bezug auf Pearl durchschaute, beschloß er, sie dadurch zu strafen, daß er nicht darauf einging — wenigstens nicht sogleich. Was ihn jedoch besremdete, war Pearls Gleichgültigkeit. Sie schien schon zufrieden. Sie war zum erstenmal in Schottland, und ihre Malerei interessierte sie weit mehr, als der Majoratsherr des markgräflichen Hauses.

Lionel wußte nicht, was er denken sollte. Wenn er sich auch nicht einbildete, daß es der Zauber seiner Person war, was ihm alle Herzen stahl, so bestand doch die Tatsache, daß er, seit er Lord Comberton war, nur die Hand auszustrecken brauchte, um überall willkommen zu sein, und er hätte von der jungen Dame, die er seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, doch einige Anzeichen von Bedauern erwartet, jetzt, wo für sie der Preis wieder in die Ferne rückte. Doch er wartete vergeblich auf solche Anzeichen, denn Pearl ging ihren Weg mit äußerster Seelenruhe und Heiterkeit.

Unterdessen hatte Christina in Sussex von Sir Herbert Abschied genommen und war mit ihrem Söhnchen und ihrer Schreibmaschine nach Hove übergesiedelt, um zehn Tage bei ihrem Großonkel Jasper zu verbringen.

Dort war sie bald heimisch geworden. Sie fühlte lebhaft, daß man sie gerne sah, und wenn auch das bis ins Kleinste geregelte Leben in dem Haushalte Jasper Lumleys dem jungen Mädchen reichlich nüchtern erscheinen mochte, so war sie doch an den Umgang mit gelehrten Männern gewöhnt, nur mit dem Unterschied, daß es meistens unbemittelte Intellektuelle waren, die im Hause ihres Stiefvaters verkehrten. Bei Onkel Jasper war das anders. Er war Alleinherrscher einen kleinen Welt, die er sich nach Geschmack und Neigungen aufgebaut hatte. Es schien Christina sonderbar, daß ein solcher Uebersluß an Gutem und Schönem nur zum Genusse eines einzigen Menschen da sein sollte. Das wenigstens waren ihre Gedanken, als sie an einem regnerischen Nachmittag mit einem Buch auf dem Schoß im Bücherzimmer saß und dem alten Mr. Teesdale zusah, wie er eine Anzahl Porzellantassen aus der Ming-Zeit, die Mr. Lumley sich zur Ansicht hatte schicken lassen, wegpackte.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon bei meinem Onkel?" fragte Christina.

Mr. Teesdale blickte lächelnd auf, so außerordentlich erschien es ihm, daß jemand vom Hause für seine Person Teilnahme zeigte.

„Fünfundreißig Jahre, Miß Carr."

„Was für eine sabelhaft lange Zeit! Da sind Sie wohl ein ebenso guter Kunstkenner, wie Mr. Lumley selbst? Sie interessieren sich wohl auch sehr für die Sammlungen?"

„Sie waren der Inhalt meines Lebens," antwortete Mr. Teesdale schlicht.

„Gewiß. Aber Sie sind doch auch verheiratet, nicht wahr? . . . Hoffentlich ist es Ihnen nicht lästig, daß ich so viele Fragen an Sie richte, Mr. Teesdale, aber Sie kannten schon meine Mutter, als sie in meinem Alter war."

Nachdem die erste Ueberraschung vorbei war, empfand es Mr. Teesdale nicht unangenehm, bei der jungen Dame des Hauses auf persönliche Anteilnahme zu stoßen. Er erzählte ihr von seiner Frau und daß sie in einem bescheidenen Häuschen in der Nähe wohnten. Gott hatte ihnen ein Kind gegeben, einen Sohn, der ihnen viel Sorgen gemacht und viel Geld gekostet hatte, denn er war ein bißchen ein Taugenichts gewesen, hatte gespielt und das wenige Geld durchgebracht, das seine Mutter müssam im Laufe der Jahre erspart hatte. Jetzt war er in Kanada und sie hofften, daß er dort gut tat.

„Und wo verbringen Sie ihre Urlaube, Mr. Teesdale?"

Mr. Teesdale gestand, daß es mit seinen Urlauben nie weit her gewesen war. Eine Reise ins Ausland, zusammen mit seiner Frau, war wohl immer sein Traum gewesen. Es gab heutigentags so billige Gesellschaftsreisen, und er war ein großer Kunstfreund.

Die berühmten Gemäldegalerien in Paris, München und Florenz, hätte er wohl gerne gesehen, und alle die Länder und Städte, über die er so viel las. Aber das Glück war ihm nicht günstig gewesen. Zuerst war seine Frau immer kränklich gewesen, dann kamen die großen Auslagen für den Jungen, und jetzt mußte er daran denken, für seine alten Tage etwas beiseite zu legen.

„Denn ich fange an, alt zu werden, Miß Carr, ich bin bald sechzig. So bleiben wir denn daheim, meine Frau und ich, und begnügen uns damit, gelegentlich mal auf ein paar Tage nach London zu fahren."

„Warum haben Sie denn nicht mit Mr. Lumley gesprochen wegen Ihres Sohnes", sagte Christina. „Er hätte vielleicht Ihnen helfen können."

Mr. Teesdale war ganz entsetzt über diese Idee. Wie konnte man Mr. Lumley mit Privatangelegenheiten kommen! Außerdienstlich existierte man für ihn gar nicht.

Als Mr. Teesdale fort war, saß Christina noch lange und starrte nach den hinter den blanken Glasscheiben der schönen Chippendale-Schränke verschlossenen Kostbarkeiten. Sie kam zu dem Schluß, daß Onkel Jasper seinen Sekretär, der ihm fünfundreißig Jahre lang treu gedient hatte, nicht sehr gut behandelte. Dieser Gedanke betrübte sie, denn sie hatte Onkel Jasper lieb gewonnen und war schon mit einer guten Meinung von ihm hergekommen, denn ihre Mutter hatte, seine Härte vergessend, immer nur Gutes von ihm erzählt. Warum war er dann aber nicht rücksichtsvoller gegen einen treuen Beamten? Aus Gedankenlosigkeit offenbar.

Mr. Lumley fand großen Gefallen an Beatens Tochter. Die unverhüllte Zuneigung, die sie für ihn an den Tag legte, berührte ihn angenehm, auch fand er den Umgang mit ihr amüsant. Obwohl erst neunzehn Jahre alt, war sie in ihren Urteilen ungemein entschieden und stets bereit, ihre Ueberzeugung zu verfechten. Für Mr. Lumley waren die Herbheiten der Jugend etwas Neues. Es machte ihm Spaß, sie zu reizen und sich an der Lebhaftigkeit ihres Widerspruches zu ergötzen. Von seiner Umgebung nur Unterwürfigkeit und steife Förmlichkeit gewohnt, empfand er Christinas Freimut als angenehme Abwechslung. Als dann von Honoria ein Brief kam mit dem Auftrag an Christina, nach Schloß Morland zurückzukehren, hatte er keine Lust, sich sein Vergnügen stören zu lassen. Sie plane einen Wohltätigkeitsbazar zugunsten eines Kinderheimes, schrieb Lady Morland, und Christina könne die Vorbereitungen nur dann treffen, wenn sie an Ort und Stelle sei.

Der Brief schloß mit einem Tadel für Christina. Lord Combertons Einladung war eben deswegen abgelehnt worden, damit Christina sich zu Hause nützlich betätige.

Christina las den Brief mit großer Bestürzung, und ihr Gesichtsausdruck entging Mr. Lumley nicht. Sie hatte nie zu Onkel Jasper Bemerkungen über ihre Tante gemacht, doch war Mr. Lumley durch Cornelia über alle Familienstimmungen auf dem Laufenden. Er konnte sich leicht denken, daß Christina nie die Erlaubnis erhalten hätte, zu ihm zu kommen, wenn Honoria vorher davon erfahren hätte, und bei dem Gedanken an den Rüffel, der dem einfältigen Herbert bevorstand, konnte er sich einer gewissen hämischen Freude nicht erwehren. Er hatte Honorias Handschrift auf dem Briefumschlag erkannt und war auf trübes Wetter gefaßt.

„Schreibt dir die Tante Unangenehmes?" fragte er und legte seine Hand auf die Christinas.

„Tante Honoria wünscht, daß ich nach Schloß Morland zurückkehre", sagte Christina kummervoll.

„Darf ich sehen?"

Christina war nicht sicher, ob sie den Brief lesen lassen durfte, doch während sie noch zögerte, nahm er ihn ihr aus der Hand.

„Tante Honoria scheint nicht bei guter Stimmung", sagte er trocken, indem er ihr den Brief zurückreichte. „Aber das ist vergeblich angesichts der Tatsache, daß die Zertungen noch immer nichts von einer Verlobung Pearls zu melden wissen. Dieser junge Mann scheint hartmäuliger zu sein, als wir dachten . . . Du weißt doch, welchen Hoffnungen die Familie sich hingibt?" setzte er dann scherzend hinzu.

„Natürlich", antwortete Christina ärgerlich, „Es muß peinlich genug für Pearl sein, ihre Angelegenheiten in aller Leute Mund zu wissen."

Mr. Lumely betrachtete sie belustigt. „Eine Modeschönheit und die Tochter einer ehrgeizigen Mutter muß sich das eben gefallen lassen. Aber sag' mir, hast du selbst es denn so eilig, nach Schloß Morland zurückzukehren?"

„Nein, Onkel, das weißt du," antwortete Christina mit unterdrückter Erregung in der Stimme.

„Dann überlasse Tante Honoria mir."

„Aber ich muß doch tun, was man mir befiehlt", sagte Christina. Ich bin doch ihre bezahlte Sekretärin."

„Ob du bei dieser Bezahlung auch verpflichtet bist, für Tante Honoria Wohltätigkeitsbazare vorzubereiten, weiß ich nicht. Jedenfalls kannst du das von hier aus auch besorgen."

Daraufhin erhielt Honoria einen Brief von Jasper Lumley, sie sollte wegen des Bazars nicht in Sorge sein, er selbst sei mit Christina noch am selben Nachmittag nach Schloß Morland gefahren, und alle ihre Aufträge seien ausgeführt worden. Später werde man wieder hinüberfahren und zum Rechten sehen. Als persönlichen Gefallen erbitte er sich für Christina die Erlaubnis, bei ihm bleiben zu dürfen. Für die Drahtantwort lege er ein bezahltes Formular bei.

Honoria war wütend, aber was konnte sie tun? Sie antwortete, Christina möge bleiben, wenn Onkel Jasper es so haben wolle.

„Meine liebe Christina", schrieb Cornelia Morland einige Tage später aus Yorkshire, „ich freue mich, daß Du bei Onkel Jasper einige schöne Tage verlebst. Sei froh, daß Du nicht mit auf Schloß Strathurn warst. Du hast dort nicht viel versäumt. Tante Honoria und Pearl haben mich gestern auf der Durchreise nach Sussex hier besucht. Pearl sah bedrückt aus. Ich glaube, sie hat es bekommen, weil sie es nicht verstand, so kokolorecher zu sein. Dort, wo sie jetzt sind, geht's, wie ich höre, hoch her. Es gehen Gerüchte um über einen jungen Multimillionär, der Pearl seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Da hätte dann Honoria ein zweites Eisen im Feuer, für den Fall, daß Lord Comberton verlagen sollte. Von diesen Hohe und höchste Herrschaften waren ihretwegen allabendlich in den Logen des Friolity Theaters zu sehen. Haben Sie noch nie von ihr gehört?"

„Nie. Ich komme so selten nach London."

„Singen kann sie nicht, aber ihre Beine sind vollendet schön und sie tanzt wundervoll."

„Und die andere?"

„Dolores Tescon, ein sehr interessantes Mädchen, aber neben der Fontenoy ein Stern Mr. Lumley musterte seine Nichte mit einem kritischen Blick.

„Wie sieht's mit deinen Toiletten? Das ist bei euch Frauenzimmern doch immer die Hauptsache."

Christina überdachte im Stillen ihren bescheidenen Kleidervorrat.

„Weißt du was?" unterbrach Onkel Jasper ihre Meditationen, „ein neues Kleid und ein neuer Hut können dir auf keinen Fall schaden. Wir gehen heute miteinander einkaufen. Ich will dir ein kleines Präsent machen."

Er war wirklich ein Musteronkel, und Christina sagte ihm das auch. Sie verbrachten zusammen einen schönen Nachmittag, glücklich wie Kinder, denn es war lange her, seit Jasper zum letztenmal ein solches Geschenk gegeben hatte, und was Christina betraf, so hatte sie noch nie eins bekommen.

Der Kelch ihres Glückes war voll, und die frohe Stimmung war auf dem Höhepunkt, als der große Tag da war, und sie voller Wohlgefallen über ihren Staat aus dem Zimmer kam.

„Donnerwetter, bist du schön!" rief Onkel Jasper aus. „Ich bin ordentlich stolz auf dich." Und Christina umarmte ihn stürmisch.

„Aber ich muß doch tun, was man mir befiehlt", sagte Christina. Ich bin doch ihre bezahlte Sekretärin."

„Ob du bei dieser Bezahlung auch verpflichtet bist, für Tante Honoria Wohltätigkeitsbazare vorzubereiten, weiß ich nicht. Jedenfalls kannst du das von hier aus auch besorgen."

Daraufhin erhielt Honoria einen Brief von Jasper Lumley, sie sollte wegen des Bazars nicht in Sorge sein, er selbst sei mit Christina noch am selben Nachmittag nach Schloß Morland gefahren, und alle ihre Aufträge seien ausgeführt worden. Später werde man wieder hinüberfahren und zum Rechten sehen. Als persönlichen Gefallen erbitte er sich für Christina die Erlaubnis, bei ihm bleiben zu dürfen. Für die Drahtantwort lege er ein bezahltes Formular bei.

Honoria war wütend, aber was konnte sie tun? Sie antwortete, Christina möge bleiben, wenn Onkel Jasper es so haben wolle.

„Meine liebe Christina", schrieb Cornelia Morland einige Tage später aus Yorkshire, „ich freue mich, daß Du bei Onkel Jasper einige schöne Tage verlebst. Sei froh, daß Du nicht mit auf Schloß Strathurn warst. Du hast dort nicht viel versäumt. Tante Honoria und Pearl haben mich gestern auf der Durchreise nach Sussex hier besucht. Pearl sah bedrückt aus. Ich glaube, sie hat es bekommen, weil sie es nicht verstand, so kokolorecher zu sein. Dort, wo sie jetzt sind, geht's, wie ich höre, hoch her. Es gehen Gerüchte um über einen jungen Multimillionär, der Pearl seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Da hätte dann Honoria ein zweites Eisen im Feuer, für den Fall, daß Lord Comberton verlagen sollte. Von diesen Hohe und höchste Herrschaften waren ihretwegen allabendlich in den Logen des Friolity Theaters zu sehen. Haben Sie noch nie von ihr gehört?"

„Nie. Ich komme so selten nach London."

„Singen kann sie nicht, aber ihre Beine sind vollendet schön und sie tanzt wundervoll."

„Und die andere?"

„Dolores Tescon, ein sehr interessantes Mädchen, aber neben der Fontenoy ein Stern

Deine Tante Cornelia.

Siebentes Kapitel

Alte Freunde geraten in Streit

„Christina, hier schickt man mir eine Einladung zu einem Lunch im Hotel Splendid. Willst du mitkommen?"

„Wahnsinnig gern, Onkel! Wann soll das sein? Und mit wem?"

„Mit ein paar Freunden von mir. Gar nichts zu Verlockendes, wie du zu glauben scheinst, du merkwürdiges Kind."

„Aeußerst verlockend für mich, Onkel. Ich hab' noch nie in einem großen Hotel gespeist. Tafelmusik wird doch auch sein, nicht?"

„Leider. Aber wirst du dich denn nicht langweilen in der Gesellschaft älterer Herren?"

„Im Gegenteil, ich werde mich amüsieren."

„Es wird nur Baron Blumenthal anwesend sein, und ein gewisser Mr. Payne, derselbe, der neulich bei uns zum Tee war. Dem Baron wurden einige sehr wertvolle Stücke aus einer berühmten ausländischen Sammlung angeboten. Der Londoner Händler bringt sie selbst heraus. Da soll ich dem Baron mit meinem Rat zur Seite stehen, und vorher will er, daß wir zusammen frühstücken."

„Es ist sehr nett von dem Herrn Baron, daß er auch mich eingeladen hat."

November

Graue Müdigkeit auf allen Wesen.
Schwere Dunkelheit zieht langsam ein.
Ueber allen Prächten, die noch eben lachten,
Ueber allem Glück, das selig sie uns brachten,
Haucht Verwesung ihren falben Schein,
Deckt das Glück, als sei es nie gewesen.

Um die öden Räume schwebt ein Bangen
In die weite Leere rings umher.
Düst're Schleier fallen über alle Breiten,
Todesahnen wehet aus den Ewigkeiten —
Wo noch eben alle Sphären sangen,
Hängt ein dunkles Schweigen kalt und schwer.

Aber leise in der fernsten Ferne
Dämmern blaß des neuen Werdens Sterne.

Elisabeth Dauthendey

zweiter Größe. Wie ich sehe, hat sie den Baron Walter Burgeß an der Leine. Wer der andere ist, kann ich nicht ausnehmen."

Auch Christina konnte das nicht, und sie war im Begriffe, ihre Aufmerksamkeit wieder dem Lunch zuzuwenden, als Mademoiselle Iris de Fontenay, deren Stimme immer lauter geworden war, das Hündchen mit einer heftigen Bewegung dem Manne hinter dem Pfeiler hinhielt, offenbar mit dem Auftrage, es hinauszutragen. Dieser erhob sich gehorsam und wurde, als er das Tier aus den Händen der noch immer sich ereifernden Dame nahm, voll sichtbar. Christina verstieg es den Atem: es war Biddles.

„Lord Comberton", sagte Mr. Payne. „Das hätte ich mir denken können. Er ist seit einigen Monaten ihr treuer Schatten. Sie hat fabelhaften Erfolg. Wäre übrigens wünschenswert und ganz unverhofft in den Besitz des Majorats gekommen. Sie können sich denken, wie diese Liaison die Familie beunruhigt, zumal man bisher vergeblich Anstrengungen gemacht hat, ihn passend zu verheiraten."

Christinas Beziehungen zu den Morlands waren Mr. Payne unbekannt, aber jetzt erinnerte er sich, daß Mr. Lumley mit ihnen verwandt war. Er verstummte, sehr ärgerlich über sich selbst. Gleichzeitig wunderte er sich, warum Christina, die eben noch behauptet hatte, sie schwärme für Peche Melba, das Dessert jetzt zurückwies.

Als dann Biddles ohne Hund wieder zurückkam, bemerkte ihn auch Mr. Lumley, „das ist ja . . . ." Er hielt inne und schwieg.

„Der junge Markgraf Comberton", ergänzte der Baron mißbilligend. „Ja, und wie es scheint, nimmt er es mit der Aufgabe, sich die Hörner abzulaufen, sehr ernst."

„Was für ein prachtvolles Perlenhalsband sie hat", bemerkte Mr. Payne ablenkend.

„Allerdings", fügte der Baron hinzu. „Aber vielleicht ist es nicht von Comberton. Er ist ja nicht ihr erster."

„Dummer Junge!" brummte Mr. Lumley. „In solchen Fällen darf man froh sein, wenn es bei einem Perlenhalsband sein Bewenden hat", orakelte der Baron, der, wenn er überhaupt von den Familienhoffnungen der Morlands gehört hatte, nicht mehr daran dachte. „Diese Mesalliancen zwischen Adel und Theater . . ."

„Spricht man sogar schon davon?" rief Mr. Lumley entsetzt. „Ich will doch hoffen, daß es soweit nicht kommt."

Der Baron deutete mit dem Blick auf Christina, und jetzt erinnerte sich auch Mr. Lumley des Unpassenden des Gespräches. Er räusperte sich und begann von einer bevorstehenden Auktion bei Pinker & Co. zu sprechen.

Indessen war Biddles ahnungslos wieder zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt und bemühte sich eifrig, seine Gäste zu erheitern. Dank seiner Bemühungen, sowie auch unter dem Einfluß einiger Cocktails, die sie sich vor dem Lunch genehmigte, wurde Mademoiselle de Fontenays Stimmung rasch besser. Sie wurde sehr gesprächsvoll, und da auch Senorita Teschen nicht zurückstand, hat der Tisch der Herrschaften ein recht bewegtes Bild.

„Nehmen wir den Kaffee oben," wandte der Baron sich an Christina, und alle erhoben sich und verließen den Saal. Dabei mußten sie an Lord Combertons Tisch vorbei. Christina hielt ihre Augen abgewendet, doch entging ihrem scharfen Ohr die Bemerkung nicht, die Mademoiselle de Fontenay bei ihrem Vorbeigehen machte:

„Gott, das arme Mädel, drei alte Herren!" Wie durfte diese Person es wagen, über sie Bemerkungen zu machen, dachte Christina in sehr unheiligem Zorn. Noch nie hatte sie ein solches Gefühl ohnmächtiger Wut gehabt. Und Biddles! Wie konnte er nur! Sie hatte noch gesehen, wie er, durch die Bemerkung der Dame aufmerksam gemacht, einen flüchtigen Blick auf die Hinausgehenden warf und sich von seinem Sitze emporrig. Aber sie ging rasch weiter und in der nächsten Minute waren sie schon draußen in der Halle bei dem Fahrstuhl, der sie nach dem Salon des Barons in ersten Stock brachte.

Nach dem Kaffee und den Zigaretten begann das eigentliche Geschäft des Nachmittages. Der Kellner meldete die Ankunft des berühmten Kunsthändlers.

„Was jetzt kommt, sind für dich spanische Dörfer", sagte Mr. Lumley zu Christina. „Der Baron wird dich gerne entschuldigen, wenn du es vorziehst, einen kleinen Bummel zu machen."

Christina, die alle Mühe hatte, ihre Verstimmung zu verbergen, erhob sich freudig, sagte dem Gastgeber schönen Dank, ließ sich von Mr. Payne hinausbegleiten und schickte ein Dankgebet zum Himmel, als der Fahrstuhl sich mit ihr in die Tiefe senkte. Ob! nur fort aus diesem entsetzlichen Hotel, nur hinaus ins Freie, wo sie ungestört denken konnte!

Christina war von Natur heiter und zu stürmische Gemütsbewegungen nicht gewöhnt. Daß Biddles solche Sachen machte, sich unter solches Volk mischte, war eine Enthüllung, die sie in einen aus Schmerz und Enttäuschung gemischten Zustand versetzte. Dazu kam noch eine Art kindlicher Aerger, weil er ihr die Freude an dem Lunch verdorben hatte. Mit solchen Empfindungen verließ sie den Fahrstuhl und durchquerte die Halle, wo jetzt Biddles mit seinen Gästen bei

Schwäbisch Hall

Heinrich Kelp, Minden

Kaffee und Likören saß. Er hockte tief versenkt in einem mächtigen Klubsessel, die Knie gegen einen türkischen Kaffeetisch gezwängt, rechts und links von ihm je eine der beiden lebhaften Damen, die sich um die Wette bemühten, ihn aus der düsteren Stimmung, in die er während des Lunchs plötzlich verfallen war, herauszureißen. Mademoiselle Iris hatte eben einen ihrer glänzendsten Geistesblitze losgelassen und hielt in Erwartung des gewohnten Beifalls inne, als der mächtige Klubsessel jäh zurückgeschoben wurde und Biddles, ohne der kreischenden Fragen nach dem Warum und Wohin zu achten, Kaffee, Liköre, Damen und den wütend kläffenden Schoßhund, der seiner Herrin wieder zurückgegeben worden war, im Stich ließ und hinter Christina herschoß, die eben mit Windeseile durch die Glastür der Halle ins Freie entwich. Ein rascher Seitenblick hatte sie von der Anwesenheit der Gesellschaft unterrichtet, und auch die Bewegung hinter ihrem Rücken war ihr nicht entgangen; aber sie hatte keine Lust zu Auseinandersetzungen. Sie eilte die Freitreppe hinab und überquerte mit Lebensgefahr die Straße vor dem Hotel. Der bekrackte Türhüter blickte ihr verwundert nach, und sein Erstaunen wuchs, als er einen großen jungen Mann hinter ihr herstürzen sah, der gleich ihr der Gefahr des Ueberfahrenwerdens nicht achtend, die Straße überquerte. Hatte die Dame am Ende etwas gestohlen?

Christina, die sich verfolgt fühlte, stob durch die Menschenmenge auf der Promenade. Beim Eingang zum Badestrand warf sie das Eintrittsgeld hin und zwängte sich durch das Drehkreuz, in der Absicht, ihrem Verfolger dadurch zu verstehen zu geben, daß sie ein Zusammentreffen mit ihm nicht wünsche. Biddles jedoch zwängte sich ebenfalls durch, und da er längere Beine hatte als sie, war sie bald eingeholt.

„Halloa, Kay!" rief er, „was läuft du so?" Christina blieb sofort stehen, ihre Wangen brannten, ihre Augen leuchteten.

„Weil ich dich nicht sehen mag", knurrte sie.

Nach Lord Combertons Erfahrungen in den letzten Jahren liefen Frauen vor ihm nur dann davon, wenn sie glaubten, daß er ihnen nachlaufen werde. Er nahm daher Christinas Worte und ihr Zürnen nicht ernst.

„Warum denn? Was hast du denn?" fragte er. „Freut mich riesig, dich zu sehen. Ich hab' dich schon beim Lunch bemerkt, als du aus dem Saal gingst, und ich hab' dich dann vergeblich überall gesucht."

Er war in bester Laune, sehr aufgeräumt und selbstsicher, und wirklich erfreut über die unverhoffte Begegnung, Christina aber hatte ihn am liebsten geschlagen.

„Spar dir die Mühe", sagte sie eisig.

„Ja warum denn? Was hast du denn?"

„Geh zu deiner Gesellschaft zurück."

„Ach, das ist es!" sagte Biddles ermutigt. „Gott ja, ein bißchen Boheme. Wer denkt auch, daß man hier Bekannte trifft."

„Allerdings."

„Ich bitte dich, sei nicht so prüde! Wir sind von London herausgefahren, weil ein so schöner Tag war und die Mädels die ganze Woche hart arbeiten mußten. Du kannst ihnen das bißchen frische Luft gönnen."

„Ich gönne es ihnen, aber sie sollen unter ihresgleichen bleiben."

„Bist du nicht ein wenig engherzig?"

Biddles ärgerte sich, aber sein Aerger war nichts im Vergleich zu Christinas Zorn.

„Ich weiß nicht", antwortete sie. „Vielleicht nennst du es engherzig, wenn man anständig ist. Dein Reichtum hat dich nicht zu deinem Vorteil verändert."

Das ging zu weit.

„Danke für deine pädagogische Bemerkung", sagte er. „Vielleicht darf auch ich dir einen Rat geben. Merk dir, wenn man in der Gesellschaft Leute trifft, über die man sich erhaben dünkt, dann stellt man sich blind."

„Da müßte man auch noch taub sein, um euch nicht zu bemerken. Ich kann deinetwegen nicht auf alle fünf Sinne verzichten."

Biddles mußte lachen über diese Antwort. Sein Aerger war verflogen. „Hören wir auf zu streiten, Christina", sagte er.

„Ich streite nicht", antwortete sie. „Aber du hast mich furchtbar enttäuscht. Früher warst du ganz anders . . ."

„Willst du mir eine Moralpauke halten?"

„Könnte dir nicht schaden nach den Schmeicheleien, an die du jetzt gewöhnt bist. Auf alle Fälle sage ich dir, daß du den guten Namen deiner Familie schändest in dieser Gesellschaft. Nach hart arbeitenden Mädchen sehen mir die nicht aus. Ich hoffe, es läuft bei dir nicht auf eine jener Affären hinaus, von denen die Zeitungen als von „romantischen Liebesheiraten" schreiben."

„Christina, alles hat seine Grenzen."

„Ich sage dir das, um unserer alten Freundschaft willen", fuhr Christina etwas besänftigt fort, denn sie hatte sich ihren Groll bereits von der Seele geredet.

„Freundschaft!" rief Biddles, der jetzt erst in Hitze geriet. „Eine schöne Freundschaft, die nur von oben herab Moral predigt, sich aber sonst fern hält. Als ich bei den Morlands von dir Abschied nahm, dachte ich, es sei dir ernst mit deinem Versprechen, mich in Schottland zu besuchen, und ich gab Lady Morland die Schuld, daß du nicht gekommen bist. Jetzt sehe ich, daß ich ihr Unrecht getan habe. Ich will nicht behaupten, daß wir besonders manierlich waren vorhin, aber wenigstens ist niemand unter uns, der sich über andere überhebt. Du hast mich schmählich behandelt, Christina!"

Damit kehrte er ihr den Rücken und ging. Und Christina, deren Gefühle plötzlich ins Gegenteil umschlugen rief ihm nach: „Biddles!" Aber der Wind, der in Brighton immer bläst, wehte den Schall nach der anderen Seite.

Achtes Kapitel

Alte Geschichten

Einige Tage vergingen. Dann kam Tante Cornelia zu Besuch, und mit ihr ein Platzregen von Familienklatsch. Innerhalb der Familie sparte Cornelia nicht mit der ätzenden Lauge ihrer Sarkasmen. Doch war niemand mehr als sie auf den altadeligen Namen des Geschlechtes stolz, dessen Ansehen sie eifersüchtig hütete. Daher billigte sie auch durchaus Honorias Heiratsprojekt und teilte ihre Sorgen.

Am ersten Abend, als man bei Tisch zusammen saß, wurde Mr. Lumley ans Telefon gerufen; es war der Baron Blumenthal, der am Nachmittage bei einer Auktion ein seltenes Stück erstanden hatte und nun die Meinung seines Freundes einzuholen wünschte. Mr. Lumley entschuldigte sich bei seinen Gästen.

„Wir werden dich nicht vermissen", sagte Cornelia. „Wenn du gestattest, werde ich dem Kind das Familienalbum erklären. Sie wird darin auch Jugendbildnisse ihrer Mutter finden."

„Ja Tante," rief Christina begeistert und brachte ein Album herbei, das sie in einem Bücherschrank entdeckt und schon lange aufs Korn genommen hatte.

Cornelia begann darin zu blättern. Jetzt legte Christina fragend ihren Finger auf eine junge Dame mit Westentaille, Stirnlöckchen und Puffärmeln.

„Das ist Honoria," sagte Cornelia. „Ein auffallend hübsches Mädchen war sie damals. Uebrigens ist sie auch heute noch eine schöne Frau." Die Anerkennung war mehr sachlich, als aus tieferen Gefühlen heraus gesprochen.

„War sie damals noch lebendig?"

„Ja, das war mehr als ein Jahr vor ihrer Hochzeit," antwortete Cornelia nachdenklich, während Christina das Blatt umwandte und bei dem nächsten Bildnis verweilte. Es war das Porträt eines etwa fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes von eindrucksvoller Schönheit und edler Gesichtsbildung.

„Wer ist das, Tante?" fragte sie. „Den kenne ich nicht."

„Nein, den kennst du nicht! Das ist der unglückliche Raimund."

„Warum unglücklich? Er sieht so glücklich aus."

„Weil seine Geschichte das Traurigste ist, was man sich denken kann. Wenn es je in unserer stolzen und glücklichen Familie eine Tragödie gab, so damals durch ihn."

„Erzähl' Tante," bat Christina.

Cornelia sah zweifelnd drein.

„Wenn du nie davon gehört hast, so weiß ich nicht, ob ich recht daran tue, die alten Geschichten wieder hervorzuziehen. Aber warum nicht?" fügte sie nach einer Pause hinzu. „Es ist lange her, zwei der Hauptpersonen sind tot, und Honoria spielt darin nur eine passive Rolle — wenigstens in der Hauptsache. Hör denn zu."

Christina rückte sich erwartungsvoll in die Sofaecke und Cornelia begann:

„Raimund Crane war der herrlichste Mensch, den ich je kannte, und jedermann glaubte, daß er eine große Zukunft habe. Er und mein Bruder Herbert waren Schulfreunde, und da er keine Eltern mehr hatte und auch keine nahen Verwandten, brachte er die Ferien meist bei uns zu. Mein Vater, ein großer Freund der Jugend, lebte damals noch, und es ging oft hoch her in unserem kleinen Kreise, dem auch Honoria und ihr Bruder Frank d'Arcy angehörte, der nachmals im Burenkrieg fiel. Raimund war bei unseren Unternehmungen stets der Anführer und wir alle vergötterten ihn." Cornelia hielt inne und fügte nach einer Pause träumerisch hinzu: „Er war ganz anders, als alle anderen."

Christina betrachtete Honorias Bildnis, mit den regelmäßigen, aber auch damals schon etwas herben Zügen. Es war ihr immerhin schwer, sie als die Genossin eines frohen Jugendkreises zu denken, und noch schwerer, als eine, die der Führung eines anderen folgt. Sie äußerte das.

„Nein," sagte Cornelia, „Sie war fröhlich mit den Fröhlichen und verröterte Raimund mehr als wir alle. Er war der Roman ihres Lebens. Sie war mit ihm verlobt.

„Und Onkel Herbert?" fragte Christina überrascht.

„Herbert hat Honoria immer geliebt," sagte Herberts Schwester, „sie aber hatte in jenen Tagen nicht einen einzigen Blick für ihn. Für sie gab es niemand als Raimund."

„Und was geschah dann? Warum haben sie einander nicht geheiratet?"

„Das ist eben die Tragödie," sagte Cornelia. „Und doch hat nie eine Geschichte unter so glücklichen Auspizien begonnen. Wir waren alle in inniger Freundschaft verbunden. Herberts Empfindungen für Honoria traten nie zwischen ihn und Raimund. Er war immer ein bescheidener, zurückhaltender Mensch und fand es wohl natürlich, daß Honoria seinen Freund vorzog. Auch muß man es Honoria lassen, sie war nicht kokett. Sie ließ niemand im Zweifel, daß nur Raimund für sie da war. Ich selbst" — Cornelia sagte das mit gedämpfter Stimme — „hoffte wohl am wenigsten in diesen Kreis. Ich liebte Honoria nicht. Sie hatte eine Art, alles an sich zu raffen und mich in den Hintergrund zu schieben. Ich war nie hübsch und dachte nicht daran, mit ihr in Wettbewerb zu treten, aber es kränkte mich doch, daß sie meinen Bruder verschmähte, obwohl ich selbst einsah, daß einem Raimund gegenüber ein Herbert keine Aussichten haben konnte. Das aber waren bloße Ueberströmungen, und in der Hauptsache ging alles glatt.

(Fortsetzung folgt)

Dem Gedächtnis der 14 Millionen

„ORKAN" ein französisches Kriegsbuch

Florian Parmentier, der, wie uns die vortreffliche Uebersetzerin Anita Braun versichert, den Krieg auf französischer Seite als Frontkämpfer miterlebt hat, tritt in seinem Kriegsbuch „Orkan"*) an die Seite derjenigen, die erfreulicherweise jetzt in fast allen Ländern ihre Stimme gegen die Sinnlosigkeit des Völkermordens erheben. Die Schilderungen Parmentiers wirken unmittelbarer, kriegsnäher, als manches uns schon bekannte Kriegsbuch, weil sie an der Front, zwischen den Schlachten, geschrieben wurden und somit unter dem unverwischbaren Eindruck der Geschehnisse entstanden sind. Diese schriftlich festgehaltene Unmittelbarkeit des Erlebens erschöpft sich nun nicht in drastischer Darstellung einzelner Vorgänge — obschon die plastisch geformten Episoden-Schilderungen den breitesten Raum des Buches einnehmen — sondern Parmentier, der den Krieg erlebt und durchdenkt, legt in seinem Kriegsbuch ein mutiges und ehrliches Bekenntnis für den Frieden ab. Er sah bei Ausbruch des Krieges und in den ersten Wochen der Kriegspsychose bereits ein, „daß die zwischen die Völker gesäte Feindschaft, die so furchtbare Früchte trug, nur das Werk ihrer Führer und nicht die Schuld der irregeleiteten ‚Herden' sei, die in gutem Glauben an die ‚gerechte Sache' ihre Pflicht taten, — auf der deutschen wie auf der französischen Seite." Und darum wird er, der den Krieg verdammt, auch dem „Feinde" gerecht; er schildert ungeschminkt die Tapferkeit der deutschen Soldaten, französische Niederlagen stehen ohne Beschönigung neben deutschen Siegen, denn der Sinn des Buches ist nicht, zu vertuschen oder zu verschleiern, sondern immer wieder die Absicht, hinter dem Frontgeschehen den Wahnsinn des Krieges aufzuzeigen. Parmentier spricht nicht nur an die denkenden Menschen beider Nationen, um ihnen klarzumachen, daß Krieg, Haß und Feindschaft niemals fördernd, sondern nur zerstörend wirken, — er ruft auch die 14 Millionen Toten des Weltkrieges zum Protest gegen die Wiederkehr eines neuen Völkermordens auf. Und gerade diese „Grabrede" ist in ihrer Eindringlichkeit und Größe eines der erschütterndsten Dokumente der Weltkriegs-Literatur. Das Buch gehört, allein schon um dieser gewaltigen Anklagerede willen, in die Hand eines jeden aufrichtigen Friedensfreundes. — Aber auch das Gesicht des Krieges, die Hölle der Materialschlachten, der ganze Jammer der Frontkämpfe wird von Parmentier vor uns hingestellt in der unerbittlichen Ehrlichkeit vernunftloser Tatsächlichkeit.

W. L.

*) Verlag Otto Janke, Leipzig. 368 Seiten. Kartoniert 3.50 RM, Ganzleinen 4.50 RM.

Wir bringen aus Parmentiers Buch „Orkan" die nachstehenden, uns vom Verlag Otto Janke, Leipzig, freundlich überlassenen Abschnitte:

Das Todesloch

Beim Laufen finden Chevagnes und seine Kameraden ein Erdloch und stürzen in vollem Schwung hinein. Tief unten liegt ein Toter. Ihre Hände berühren welkes, fast klebriges Fleisch und ziehen sich in jähem Ekel gleichzeitig zurück.

Wortlos richten sich unsere Sanitäter unter der Erde ein. Wie Eulen drücken sie sich an die Wand. Sie sehen aus, wie mit Steinbrocken bekleidet. Sie suchen in die Erde einzudringen und machen sich ganz klein, um unter der rauhen Oberfläche zu verschwinden. Ueber ihnen wehen Kugeln und Schrapnells ihre verhängnisvollen Netze, in denen sich jedes lebende Wesen fangen muß, das sich an die Oberfläche wagt. Ockergartiges Dunkel erschüttert den Boden, als winde sich das Universum in Krämpfen. Die Erde zittert unter den Tritten unsichtbarer Gestalten, deren rauhe Stimmen noch lange nachklingen.

Von ihrer Höhle aus können Chevagnes und die anderen zwar nichts sehen, aber in dem Lärm, der an ihr Ohr dringt, unterscheiden sie etwas wie Hilferufe und Schlachten sterbender Menschen. Vielleicht ist auch die grausige Anwesenheit des Toten in dieser Gruft schuld daran.

Gesenkten Hauptes, ohne ein Glied zu rühren, warteten sie, bis der Sturm sich verzogen haben würde, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen. In ihrem Gehirn war eine große Leere, in der wie eine Kugel eine verworrene Idee hin und her rollte, welche die beiden Dinge umfaßte, die sie einzig und allein noch fühlen konnten: das Grauen des Todes, der überall zugleich drohte, und ihre eigene unendliche Kleinheit und Ohnmacht diesem Schicksalsschlage gegenüber.

Plötzlich etwas wie eine phantastische Kavalkade. Der Erdboden hallt wider, und es scheint, als ließe dieser Galopp eine Erschütterung in den Köpfen aller zurück. Fast in demselben Moment stürzt ein Pferd mit seinem Reiter wie ein Meteor in die Grube hinein. Das Pferd erhebt sich und springt auf die Füße. Viel schwerer wird es seinem Herrn sich aufzurichten. Er hat mit einer klaffenden Wunde in der Seite mehrere Kilometer im Sattel zurückgelegt und mit den Händen seine Eingeweide festgehalten . . .

Woher kommt er? Vielleicht aus einer Welt, die es gar nicht gibt?! Vielleicht ist er nur ein Gespenst des Wahnsinns . . .

Sie betrachten den Verwundeten ohne Bewegung und ohne ihm zu helfen.

Chevagnes besinnt sich endlich auf die Pflicht der Männer mit der Verbinde.

„Armer Kerl", sagte er, „wir haben auch nicht ein Paket Verbandstoff bei uns. Alles ist auf dem Verbandplatz zurückgeblieben."

„Oh", erwiderte der Verwundete, „ich brauche nichts. Helft mir nur, meinen Koppel an der Heimat machen."

Dann spricht er schwärmerisch mit fieberglänzenden Augen von großen Siegen, die Frankreich überall davontragen wird.

Nach und nach wird der Ton seiner Stimme schwächer. Seine Worte kommen nur noch fleischig — dann ein tiefes Stöhnen, das auf die Dauer quälend wirkt. Ein dumpf klagender Ton, der nicht enden will. Nichts war unter den Eindrücken der Schlacht so fürchterlich, wie dieses schwache Stöhnen des Mannes, der langsam in den Schlaf sinkt, aus dem man nicht wieder erwacht.

Immer länger dauert der Todeskampf; er kann nicht sterben. Der Anblick, den er bietet, ist furchtbar, ist um so grausiger, als man ihn nicht zum Schweigen bringen kann.

Der Sterbende ist unmerklich in die Nähe der Leiche gerückt. Die beiden Körper scheinen im Tode in eins zusammenzuschmelzen. Doch das Stöhnen des Verwundeten hört nicht auf. Trotz dem allgemeinen Tumult scheint dieser Ton die ganze Umgebung zu ersticken; alle Kameraden zittern mit in dieser unaufhörlichen Klage.

Indessen sausen Granaten und Geschosse mit unvermindertem Rasereі um den Trichter. Mit erhobenem Kopfe, die Nüstern weit geöffnet, wittert das Pferd die unsichtbare Macht, die die Luft ringsum erfüllt. In der Tiefe des Loches treffen die Geschosse abwechselnd den Verwundeten und den Toten, bevor sie den Toten, in den sie sich mit einem „Kmack!" befriedigt zu versenken scheinen. Da erreicht eine einsichtsgende Granate das Pferd. Es stürzt und setzt sich noch lange mit fast menschlichen Bewegungen und Blicken gegen den Tod zur Wehr.

Das Gleichzeitige dieses verschiedenartigen Todeskampfes und der verwesende Körper erfüllen die Sanitäter mit tiefstem Grauen. Schatten schrinen sich auf das Leben jedes einzelnen zu senken. Jetzt sind sie nur noch darauf gefaßt, daß etwas auf die Höhle niederfällt, um sie lebendig zu begraben. Schimmeres kann ihnen kaum mehr passieren.

Endlich kam das Toben zur Ruh'.

Die Sanitäter benutzen diesen Moment, um sich behutsam aus ihrer Grube zu erheben. Das Schlachtfeld war verlassen und nur noch mit Toten und Verwundeten bedeckt. Ab und zu sah eine Granate einen Sterbenden noch den Gnadenstoß. Nach Aufboren des Getöses hat jetzt das Land den Anblick schwer lastender Einsamkeit. Nur mit schärfster Aufmerksamkeit bemerkt man noch hier und da Gestalten, die, aus dem Boden auftauchend, in eiligster Flucht davonstürzen und verschwinden.

„Es gibt Arbeit für uns", sagte Chevagnes und sah sich um.

Kriegerfriedhof bei Villers an Flos in Frankreich

„Ja", sagte einer seiner Kameraden, „aber wo ist nun der Verbandsplatz?"

„Wir müssen suchen", antworteten mehrere Stimmen.

Eilig verließen sie das Loch.

So kam es, daß sie auf der Suche nach der Sanitätsstation in einen Wald gerieten und weit von ihrem eigentlichen Ziel abkamen. Sie flohen vor irgend etwas, das sie innerlich beängstigte. Wenn sie von Zeit zu Zeit ihr Schweigen unterbrachen, so geschah es nur, um etwas zu sagen, was mit ihren wahren Gedanken nichts zu tun hatte. Aengstlich vermieden sie, von dem fürchterlichen Loch zu sprechen, in dem der Verwundete noch immer stöhnend liegen mochte. Sie standen so sehr unter diesem fürchterlichen Eindruck, daß sie meinten, ihr Grad umschließe sie und wandere mit ihnen.

Die Dunkelheit des Waldes flößte ihnen unbestimmte Angst ein. Sie rannten, als müßten sie sich retten. „Wie sollen wir nur das Regiment wiederfinden? . . ." Als sie in eine Lichtung einbogen und einen Jäger zu Pferde sahen, gestanden sie einander: „Ich hatte solche Angst! Ich glaubte es sei ein Mann!"

„Laut! Nach, daß du fortkommst!" schreit Launoy. „Meine Kameraden werden dich auffressen! Sie sind wütend, daß sie zurück müssen: sicherlich werden sie dich töten, wenn du hier bleibst!"

Der Verwundete fürchtet ernstlich für seinen „Boche". Es ist ihm, als sollten die fürchterlichen Drohungen des Umherirrenden sich um seine Ohren, wie ein Wespenschwarm, der sich niederzulassen droht.

Aber der andere läßt sich nicht beirren. Vorsichtig schlepp er den Verwundeten weiter und antwortet trübe:

„Non, Franzous pas tuer. Toi dire: pas capout! et moi faire kamerade tout de suite!"

Er hat den Satz noch nicht beendet, als die Feuersäulen schon da sind. Siegestrunken, noch in der bitteren Erinnerung der erlittenen Niederlage, springen sie in den Graben und mit gefälltem Bajonett verfolgen sie die Nachzügler, die noch durch die Gräben zu entkommen suchen. Einige von diesen Wütenden stoßen auf Launoy. Er bebt, so schnell er kann, seinen gefunden Arm und schreit aus Leibeskräften:

„Laß ihn! Rühr ihn nicht an. Er ergibt sich! Er hat mich verbunden — ich danke ihm mein Leben . . ."

Aber niemand versteht ihn. Die Laute, die seine Kehle hervorbrinat, sind sinnlos. Haben jetzt die Menschen Zeit, nach dem Sinn der Worte zu forschen? Hier sind sie nur ein kreisendes Geschrei im allgemeinen Wirrn. Die stürmenden Franzosen haben einen „Boche" in Launoys Nähe gesehen — einen von denen, die ihnen vorhin eine so schwere Demütigung beigebracht und ihre Kameraden getötet haben! Drei Seitengewehre stoßen zugleich zu. Launoy sieht sie so dicht vor sich niedersausen, daß er zusammenzuckt. Wie drei Blitze fahren sie aus. Und sie haben den Deutschen an den Grabenrand gebracht . . .

Der Sturm ist vorüber. Die Kameraden sind fort, ohne zu ahnen, daß ein Schrei des Grauens ihnen folgt — daß Flüche hinter ihnen her hallen.

Da erhebt sich Launoy mit äußerster Anstrengung. Der Verband an der blutenden Schulter reißt. Er wirft sich über den Körper des „Feindes" und, Wange an Wange mit ihm, mischt sich sein Blut mit dem des Sterbenden. Er schluckt lange und fassungslos.

Stroh

Nachdem sich Chevagnes, wie die übrigen, in einem Sumpfloch ausgeruht hatte, sagte er zu Morin:

„Was meinst du, alter Junge, wenn wir ein bißchen Stroh hätten? Das wär' doch nicht übel, was?"

„Doll!" erwiderte der andere, „du bringst mich auf eine Idee! Als wir herkamen, sah ich nicht weit von hier einen Strohschober!"

„Nanu!" ruft Chevagnes, „warum sagst du das nicht gleich?

Sofort machen sie sich auf den Weg. Chevagnes hat dank der Hoffnung, sich wollig in warmes Stroh betten zu können, seine Energie wiedergefunden und läuft davon.

„Rechts — rechts!" ruft Morin, und hinter einem Gehöft bemerkt Chevagnes schon die massigen Umrisse des betreffenden Schobers. Er stürzt vor, ergreift mit beiden Händen ein Bündel, zieht es an sich. Einen Augenblick steht er wie gelähmt, dann schreit er, von wildem Entsetzen erfaßt, das Bündel weiter fort.

Voller Freude, sich nicht getäuscht zu haben, eilt jetzt Kumerad Morin herbei. Auch er ergreift ein Bündel Stroh — aber mit einem Aufschrei läßt er es wieder fallen und wendet sich ab, um nur nichts mehr zu sehen . . .

Die beiden Kameraden wechseln einen Blick. Die Mienen beider sind verstört. Eine jener Pforten, hinter denen die furchtbarsten Möglichkeiten lauern, die dem Menschen sonst verborgen sind, hat sich plötzlich vor ihren Augen geöffnet. Gestern noch, als sie ihr Leben verteidigten, bemerkten sie nicht den Mutterwitz. Hier aber sprechen die unter dem Stroh zu Boden liegenden deutschen Leichen selbst zu lauten Ohren . . .

Schweigend kehren Chevagnes und Morin zu den andern zurück. Erschöpft hüllen sie sich in ihre Decken und strecken sich auf dem harten Boden aus.

Wintersport im deutschen Land

Die ersten Winterprospekte

Es wird Winter, ja, ganz gewiß! Wer es nicht an der Mode erkennt, die unteren Damen dicke Pelze um die Schultern, Hüften und Arme schlingt, wem es das Thermometer nicht verrät, wenn die Nasenspitze nicht tröpfelt, dem orakelt es von den Plakaten auf Bahnhöfen und aus den Schaufenstern der Reisebüros entgegen: Der Winter kommt.

Diesmal startet im Wettlauf um den ersten Gast als erster Bewerber — Tirol. O ja, nicht die Schweiz, kein deutscher Kur- und Sportplatz, sondern das Land Tirol und im gleichen Schritt und Tritt sein Arlberg mit St. Anton, und Kitzbühel, eins seiner winterlichen Kleinodien. Man muß zugeben, daß — nach den ersten Prospekten

zu urteilen, die Tiroler allerhand Werbetechnisches gelernt haben. Das künstlich gefaltete Blatt „Winter in Tirol“ schmückt auf der Titelseite ein wunderhübsches Dorfbild in prächtigem Buntdruck nach einem Gemälde von Alfons Walde — Kitzbühel. Dick liegt der Schnee auf den Dächern und dem Zwiebelturm der Kirche. Zwei rundliche Dörflerinnen halten ein Schwätzchen in der Wintersonne, die ihre blauen Schatten auf den leuchtenden Schnee der Straße wirft. Hinter der Kirche steigen die Wälder an den Berglanken hinauf; tief eingeschneit und wie untereinander Schutz suchend, stehen die Tannengruppen im Vordergrund. Dann muß Raum in der Talmulde für die Sonnenbahn, in die schon bald die ersten Skifahrer ihre eigenwilligen Spuren legen. Tiefblauer Himmel füllt den tiefen Hintergrund des Bildes. Eine Farbenpracht, ein Leuchten, eine unendliche Ruhe und ein tiefer Jubel liegt in diesem kleinen, künstlerisch wiedergegebenen Bildausschnitt aus dem Tiroler Land: Winter in Tirol.

Auf neun schmalen Faltblattseiten ziehen wir durch Tirols schönstes Skigelände. Freilich: textlich ist daraus nichts zu lernen. Die Tiroler sind keine großen Sprachkünstler. Aber sie brauchen es auch nicht zu sein. Nein, die Tiroler brauchen nicht zu lobhudeln und anzupreisen. Sie haben prachtvolle Photos, kleine Kunstwerke, die ihre eigene, starke, überzeugende Sprache sprechen: Waldbilder, in denen atemlose Stille lauscht, auf denen von überladenen Zweigen Schneelasten auf den Boden stäuben; andere, auf denen Almhütten auf breiten, hügeligen Schneefeldern aus hohen Polstern lugen; Photos, auf denen Berge in breiten, wuchtigen Linien zum Himmel ansteigen, weihgepudert bis in die tiefsten Schluchten, in die weitesten Mulden, so weit das Auge der Kamera sie erfassen kann. Blaue Schatten schneiden über breite Täler, Berghütten, die Stützpunkte der Hochtouristen liegen im Sonnenglast: Winter in Tirol.

Der Text des Faltblattes führt ins Kaisergebirge, die Kitzbüheler Alpen, das Zillertal, die Tuxer Alpen, ins Wipptal über Innsbruck, in die Stubaier und das Karwendel, in die Ostztaler Alpen, das Obergurgl, die Silvretta und das Samnaun und schließlich nach dem Arlberg und Osttirol. Aus jedem Gebiet sind die besten (und deshalb altbekannten) Plätze genannt, die Bahnstrecken angegeben und die hervorragendsten Gipfel. Ja, sogar Anmerkungen für Uebergänge, Paßstraßen, wie weit der Ort Endstation der Bahn, ob er Durchgangsstation für Bahn oder Fußwanderer ist. Das alles ist dann übersichtlich geordnet, noch einmal in den „Reisewinken“, einer besonderen Rubrik auf diesem vielseitigen Faltblatt zusammengefaßt, die auch auf Fahrtpreisermäßigungen, auf Reisemöglichkeiten durch Postauto, auf Hotelgutscheine, auf Konsulate und — last not least — auf die Preise im Tiroler Winterland hinweisen. Ueber die Tiroler Hotelgutscheine muß noch ein Wort gesagt werden, da sie eine Neueinrichtung darstellen. Pensionspreise pro Tag für Unterkunft, volle Verpflegung, einschließlich Heizung und Bedienung liegen zwischen acht und 26 Schilling. Auch in Tirol findet man jetzt die Pauschale. Ganz wichtig ist, daß keine feste Bindung, auch innerhalb des gleichen Tages an einem bestimmten Gastbetrieb der gleichen Preiskategorie besteht. Man kann also am gleichen Ort oder auf Tour an anderen Plätzen in den Gasthöfen gleicher Preislage dort das Frühstück, da das Mittagessen, hier das Abendessen einnehmen. Außerdem gibt es — dies allerdings nur für den einmal gewählten Gasthof geltend — verbilligte Wochenpauschalausenthalte. Mehr kann man schlechthin nicht verlangen. Bisher war ja gerade das Reisen deshalb so teuer, weil man bei Antritt einer Tour auf die Verbilligung durch Pensionspreis oder Pauschale verzichten mußte oder nur einen ganz kleinen Nachlaß erreichen konnte.

Und nun der Arlberaprospekt: Der spricht über fünf Faltblattseiten nur in Bildern und sagt damit nicht nur viel, sondern alles: Hier bitte — unser Skigelände, eine wundervolle Aufnahme über die ganzen vier Faltblattseiten hin, ein Blick von der Ulmer Hütte auf die grandiose Umrahmung. Natürlich dann: Hannes Schneider, der bekannteste deutsche Skiläufer und Gründer der „Arlbergschule“, der DAWZ (Deutsche Arlberg-Kurse Schneider) im Vordergrund. Und wie ein Filmband läuft oben und unten je ein Photostreifen: Landschaft, Sportaufnahmen, Dorfidyllen, Verkehrsmittel und Unterkunft im Schnee, in der Sonne am Arlberg. Und als einziger Text dieses wunderschönen Bilderbuches über die Ausstattende 16 Zeilen, diese noch drei Auslandssprachen wiederholt: Im Telegrammstil die freundliche Erinnerung an Skischule, Wettläufe, Sportanlagen für Ski, Eis und Rodel, feste Preise, Unterkünfte und Verpflegung, an Zug- und Postschlittenverbindungen. Fürwahr, — das ist ein Werbeblatt, bei dem jedes weitere Wort überflüssig, ja störend sein würde. Die Bilder sagen alles: komm, schau, genieße: den Winter am Arlberg!

Und dann der dritte unter den Ersten: Kitzbühel. Wie trunken von Lebensfreude torkeln die Buchstaben dieses winterlichen Zauberwortes „Kitzbühel“ über die Breite der ersten Prospektseite. Im übrigen viele Bilder; eine Seite Text, der berichtet: 800 Meter, Oesterreichs bedeutendster Wintersportplatz, Schneereichtum, Nebelfreiheit, Sonnenschein, Vierundfünfzig Skiabfahrten in lawinensicherem Gelände. Weiter liest kein rechter Skimann mehr — „vierundfünfzig Skiabfahrten ...“ Aber den Anderen soll verraten: Gastschwebebahn auf den Hahnenkamm. Im übrigen ist alles da, was eben zu einem „bedeutendsten“ Wintersportplatz gehört. Aber wirkungsvoller bleibt doch das zweifeitige Photo von den Trattalmen am Kitzbüheler Horn mit der Ueberschrift: „vierundfünfzig Skitouren“!

Pensions- und Preisverzeichnis liegen auf besonderem Blatt dem Prospekt bei, auch ein Orientierungsplan für Zuavverbindungen. Aber — so sollte man meinen — wenn diese Bilder nicht zu toden vermögen, dann kann auch der ausgeklügelteste Fahrplan nichts ausrichten. Wenn andererseits der Entschluß festgebannt ist: Da muß ich hin! — müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn's nicht gelänge!

Der Winter kommt, und so wie er durch diese drei Herolde anacktündiat wird, soll er aussehen!

T. P.

Die ersten Ski-Sportler auf dem Zugspitzplatt

Muß man Skilaufen lernen?

Man muß! Aber wie und wo?

Von DSV-Skilehrer Dr. Konrad Pfennig

Skiangst, Ski, Stöcke und Stiefel, — alles ist schon da. Ein Leitfaden zum Selbstunterricht des Skilaufs lag schon voriges Jahr unter dem Weihnachtsbaum und wird in die Wessentasche versenkt; nun kann es also losgehen! Der Rest: Enttäuschungen, blaue Flecken, Uebermüdung, Steckenbleiben in einer technischen Uebung, die Kinder spielend erledigen, vielleicht sogar á Kleinbolzi! Man fragt auf dem Hang den Einen um eine Uebungsphase, die sich nicht erlernen lassen will; man fragt einen Anderen; jeder von den beiden gibt eine andere Erläuterung. Vielleicht meinen sie beide nicht einmal die gleiche Uebung. Bis man nach vieler vergeblicher Mühe schließlich entdeckt, daß — man einen Skikursus mitmachen muß!

Kein Skikursus kann nach Schema „F“ gestaltet werden. In der eingehenden Beobachtung der einzelnen Läufer, im klaren Aufzeigen der Fehler und im Vorfahren „falsch“ und „richtig“ liegt der Witz. Schließlich hat sich ja auch ein didaktisch sehr wirkungsvolles, fein ausgeklügeltes System herausgebildet, nach welchem heute im Deutschen Skiverband von den Berufs- und Amateurskilehrer das Lehrgebiet des Skilaufs entwickelt wird. Das gibt auch die Autorität und Entschlossenheit den Schülern gegenüber, die möglichst gleich mit dem Christiania beginnen und nicht erkennen wollen, wie sich eine Uebung aus der Beherrschung vieler anderer aufbaut. Die reine Stiläuferfreude entfaltet aber immer erst, wenn der Schneeschuhläufer nicht mehr mit den Elementen der Technik zu kämpfen hat. Wer also klug ist und die kleine Mühe nicht scheut, die sich vielfach belohnt macht, lerne skilaufen!

Aber wie und wo? Auch da gibt es Rat in Hülle und Fülle. Wie? Am besten bei einem geprüften Skilehrer. Der Deutsche Skiverband ist nun einmal die große Fachorganisation, die zu dieser Aufgabe gewaltige Mittel aufgewandt hat und noch ständig in Anspruch nimmt. Es ist schon zeitweilig so gewesen, daß mehr Ausbildungsmöglichkeiten bestanden haben, als nur entfernt in Anspruch genommen wurden. Daraus ist aber nicht etwa auf eine Ueberorganisation zu schließen, sondern nur auf das leider immer noch in den weitesten Kreisen geübte, zu geringe Verständnis für die Bedeutung, die nun einmal eine zweckmäßige Erlernung des Skilaufs für jeden einzelnen hat. Die Verbandslehrer erteilen Unterricht an jedermann, also auch an Nichtmitglieder des Deutschen Skiverbandes. In großzügigster Weise hat dieser die Unsumme von Arbeit der letzten Jahrzehnte dem deutschen Skiläufervolk zur Verfügung gestellt.

Ein Skikursus soll nicht weniger als sechs Tage dauern. Es hat sehr viel für sich, wenn man Tag für Tag — und seien es auch nur wenige Stunden — immer wieder auf den Brettern steht. Nur so geht einem das Eigengefühl des Schwingens, Gleitens, Fahrens, ein, auf das es so sehr ankommt, weil ja doch der Skiläufer, weder geht, noch eigentlich läuft, sondern — bei der Abfahrt jedenfalls — als eine fliehende Masse anzusehen ist. Wenn keine anderen Geleagenheiten gegeben sind, dann müssen auch einstündige, etwa Sonntags-Skikurse genügen. Aber an einem Sonntag kann man nicht skilaufen lernen. Sechs braucht man dazu, um als Anfänger etwa bis zur sicheren Beherrschung des Ski in der Ebene, im Aufstieg, bei kurzen, nicht zu steilen Schußfahrten und beqabte Läufer bis zum ersten Schwung, dem Stemmbogen, zu kommen.

Ueberall gibt es Skikurse. In allen Mittelgebirgen, im Hochgebirge. In Oesterreich steht das Skilehrerwesen unter strenger, staatlicher Kontrolle. Wer in Zukunft kein guter Läufer ist, der ist es selber schuld! Der stellt sich selbst in aller Oeffentlichkeit ein Armutszeugnis darauf aus, daß er an zu viel Einbildung leider und zu wenig Energie aufbringt, um sich durch die Systematik der ersten Skiunterrichtsstunden hindurchzuüben.

Nun auch — Eki-Dienst

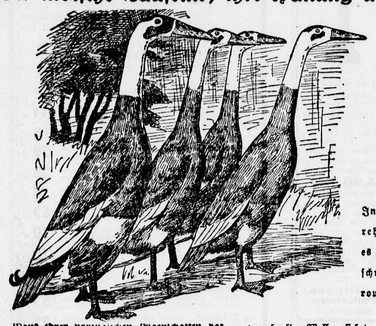
Zu den verschiedenen Diensten, die in einer Ausgestaltung des sog. Service-Gedankens in Europa in den letzten Jahren erfunden wurden, kommt nun auch der Skidienst. Dieser bedeutet nicht etwa die Versicherung gegen Unfall und Bruch des Gerätes und des Läufers. Er besteht vielmehr in einer Beratungsstelle, die sämtliche Sportgeschäftsarten und Skikarten auflegt, Auskünfte über Bahn- und Autoverbindungen erteilt, die Fahrpreise und die für Unterkunft und Verpflegung. Das letztere geschieht auf Grund eines sog. Skiport-Zentralkatasters; und im Hintergrund steht — das Geschäft, denn dieser Skidienst macht auch Pauschalreisen veranstalten und Skikurse abhalten lassen. Immerhin ist einiges von seinen Anregungen von allgemeinem Interesse. Zwar haben überall die Reisebüros und Verkehrsvereine auch mancherlei in der Beratung der Skiläufer und solcher, die es werden wollen, gelernt und ausgebaut. Es fehlt allerdings meistens eine Spezialberatung unter dem Motto des Stilieds: „Was braucht der Skiläufer no . . . .“

Wollen Sie Auskunft für Ihren Winterurlaub?

Da stehen Ihnen zwei praktische Wege offen: Zum ersten erteilt Ihnen völlig kostenlos Auskunft über alle Skikursfragen die Skikursabteilung des Bergverlag Rudolf Rother, München 19, Hindenburgstr. 49. Zum zweiten, wenn Sie sich für sich in eingehender Ueberlegung und an Hand eines vielseitigen, reichbebilderten Führers Rat holen wollen, steht Ihnen das Skikursbuch 1932/33 zur Verfügung. Tausende Teilnehmer der Bergverlagsskikurse der letzten sechs Jahre können es ja in Art und Ausstattung; ihnen sei verraten, daß das Kursbuch diesmal noch reichhaltiger und umfangreicher ist, daß es 328 Stikurse zu vierzehn Tagen und zu einer Woche an 40 der schönsten Plätze Oberbayerns, Oesterreichs, Südtirols und der Schweiz in Wort und Bild aufzeigt, daß es eine Unmenge praktischer Ratschläge für jeden Winterschnsüchtigen und Skibegeisterten enthält, daß man diesmal vierzehntägige Kurse zum Preise von 96 bis 175 RM und Wochenkurse von 51 bis 98 RM belegen kann und daß natürlich für jede Zeit von Weihnachten bis Mai und für jeden Geschmad vom Luxushotel bis zum günstigen Berghüttenbetrieb alles vorhanden ist. Kommt alle mit!, so lockt es mit dem entsprechenden Titelbild. Es ist Ihr Vorteil, wenn Sie sich diese Erfahrung zunutze machen und zunächst wenigstens das Bergverlags-Skikursbuch in einem Reisebüro, Sportgeschäft oder direkt bei obiger Adresse des Bergverlages einfordern.

HEIM UND HO

Die indische Laufente, ihre Haltung und Zucht



Indische Laufenten, rehfarbig, es gibt aber auch schwarze, weiße und rouenfarbige Rassen

Von Willy Hacker

Dank ihrer vorzüglichen Eigenschaften hat die indische Laufente in den letzten Jahrzehnten eine weite Verbreitung gefunden. Es wird jedoch häufig die Behauptung aufgestellt, sie sei ausschließlich eine Legeente und käme als Schlachtente gar nicht in Betracht. Dies ist unrichtig. Zugegeben sei, daß für Mastanstalten die Laufente nicht paßt, da sind entschieden die raschwüchsige Petingente, die schwere Aouen- und Rouenenten sehr viel geeignetere Deshalb aber der indischen Laufente jeden Wert abzusprechen, wäre höchst ungerecht. Wer je einen Braten dieser Rasse gegessen hat, wird überrascht gewesen sein von dem äußerst feinfaserigen, zarten und schmackhaften Fleisch und dem zarten Knochengerüst. Erreicht die Laufente auch nicht das Gewicht anderer Rassen, so ist sie doch als Schlachtente ganz besonders für solche Haushaltungen am Platze, wo nicht gerade ein ganz schwerer Braten verlangt wird. Eine gute Laufente hat immerhin ein Schlachtgewicht von 2 bis 2,5 kg. Als die Rasse bei uns eingeführt wurde, waren die Tiere allerdings recht klein. Durch das Bestreben aber, ihnen eine immer größere Körperlänge anzuzüchten, wurden sie von selbst auch schwerer. Das Höchstgewicht darin scheint aber seit einigen Jahren erreicht zu sein. Wird die Laufente zu schwer, so wird sie plump und verliert ihre charakteristischen, sie vor allen anderen Rassen auszeichnenden Merkmale, ihre Eleganz, Schnittigkeit und Beweglichkeit und läuft Gefahr, ihren Rus als erstklassige Legeente einzubüßen. Ich bin also weit davon entfernt, aus der Laufente durch Anzüchtung eines schwereren Körpers, was nicht so sehr schwierig sein würde, lediglich eine Schlachtente machen zu wollen. Im Gegenteil ist zu raten, sich an die neuen Entenrichtlinien aufgestellte Musterbeschreibung zu halten. Es sollte nur darauf hingewiesen sein, daß unsere Rasse auch in ihrer jetzigen Gestalt für manche Zwecke als Schlachtente sehr wohl zu gebrauchen ist.

In jeder Beziehung anspruchslos, eignet sich die Laufente, obwohl sie auch auf engeren Höfen ohne freies Wasser gehalten werden kann, doch ihrer ganzen Veranlagung nach dort am besten zur Haltung, wo ihr freier Lauf in Wiesen und Weiden zur Verfügung steht. Man sieht sie dann kaum, wie ihre Kollegenen aus dem Entenreich sich Ruhe auf dem Wasser schwimmen oder in behaglicher Beschaulichkeit von sonnen Wellen sich treiben lassend, sondern sie ist unermüdlich auf den Beinen, sucht sich so den größten Teil ihres Futters selbst und erfreut den Züchter dann durch eine Menge größer, schmackhafter Eier. Eine gute Laufente — es gibt auch schlechte Leger darunter — kommt einem guten Legehuhn fast gleich. Als Legeente ist sie bisher von keiner Rasse erreicht, viel weniger übertroffen worden. Diesem Umstande ist auch ihre schnelle Verbreitung in Züchterkreisen zuzuschreiben. Nächst der Petingente ist die Laufente am beliebtesten und auf den Ausstellungen gewöhnlich besonders zahlreich vertreten. Als die Rasse um 1900 herum eingeführt wurde, waren die Tiere recht klein und unansehnlich, auch in der Zeichnung sehr wenig ausgeglichen. Es wurden viele Stimmen, auch von sonst guten Geflügelkennern laut, die da behaupteten, diese Ente würde sich nie eine Stellung bei Liebhabern und als Rassenente erringen, sie stehe doch in jeder Weise gar zu sehr von unseren alten, allein schon durch ihre Größe imponierenden Rassen ab. Eine geschickte Reklame jedoch, der die hohe Legefähigkeit der Laufente sehr zu Hilfe kam, bahnte ihr bald einen Weg, und heute ist die Laufente durch Züchterfleiß zu einer erstklassigen Rasseente geworden.

Die charakteristischen Merkmale der Laufenten sind der hochaufgerichtete, lange und schmale Körper, der lange, gerade Hals, ein langer, schmaler, rassiger Kopf mit möglichst langem, geradem, keilförmigem, mit der flachen Stirn in einer Linie verlaufendem Schnabel. Am beliebtesten sind wohl die rehfarbigen, die auch in der Zeichnung große Fortschritte gemacht haben, weniger beliebt die rouenfarbigen. Sehr vervollkommnet haben sich die weißen, die wohl aus hell gefallenen rehfarbigen unter Zuhilfenahme von Pekingblut entstanden sind. Hochrassige, weiße Laufenten machen auf den Liebhaber und Kenner dieser Rasse einen ganz besonderen Eindruck Auch schwarze Laufenten gibt es. Wenn sie auch in den Rassemerkmalen den rehfarbigen nicht gleichkommen und noch zu sehr ihre Abstammung von der Cayugaente verraten, so wird es ohne Frage dem Züchterfleiß noch gelingen, auch diesen Farbenschlag zu vervollkommnen und damit die Rasse um eine interessante Spielart zu vermehren. Wertvolle Mutzgenossenschaften der rehfarbigen Stammform müssen sie besitzen.

Die Pflanzen im Fischteich des Landwirtes

Der Landmesser und der Landwirt kennen gewisse Leitpflanzen für gute und schlechte und auch für saure Böden. So ist es kein gutes Zeichen, wenn Heidekraut auf dem Feldwege gedeiht. Der Kleeteufel im Kleeacker kündigt Kalkmangel an, der Schachtelhalm in der Wiese läßt ebenso wie die kleine Binse und die Quecke auf Kalkmangel schließen. Die guten, süßen Gräser fliehen den sauren Boden usw. Alle Leitpflanzen des Landwirts, in dessen Nähe des Teiches betroffen, und das dürftigere oder üppigere Aussehen des benachbarten Waldes geben dem Fischteichbesitzer dieselben Fingerzeige.

Unterwasserpflanzen mit Schwimmblättern geben dem Teiche ein fattes Aussehen, sobald sie aber dem Pfeilkraute mit seinen hervorragenden Blättern und dem Wasserschierling Platz machen, kündigt sich dadurch beginnender Mangel an guten Mineralstoffen an. Umgekehrt kommt zuerst das Pfeilkraut, wenn infolge der Düngung des Teichbodens das Schilf zu weichen beginnt, und macht nachher den guten Unterwasserpflanzen Platz, wenn die Düngung mit Erfolg fortgesetzt wird. — Entengründe auf der Blänke siedelt sich immer an, wenn Jauche oder sonstige organische Materie in den Teich gelangt. — Wasserpest ist kein schlechtes Zeichen für den Boden, weil sie anspruchsvoll ist.

Rohr, Schilf und Binse sind keine eigentlichen Leitpflanzen, weil sie außer in sehr tiefen Teichen überall zu finden sind. In vernachlässigten Teichen gedeihen sie auf gutem und schlechtem Boden, nur eine mehr oder minder ausgedehnte Blänke bleibt im tiefsten Wasser vor der Eisdecke offen. Die Wasserrosen liegen in flachen, ruhigen Gewässern, weichen aber bei Tiefen von mehr als 120 Zentimeter. Sie verlangen gut mittleren Boden.

Verschiedene Teiche weisen entweder ähnlichen Bestand von Kolbenschilf oder Wedelschilf auf, oder man sieht beides. Alte Teiche sind Reinkulturen von Wedelschilf, und soweit die Halme wenigstens noch mehr als Bleistiftstärke aufweisen, kann man im neer noch auf einen gewissen Rest von mineralischen Nährstoffen im Boden schließen. Schlimm ist es, wenn die Halme die Bleistiftstärke nicht mehr erreichen. Jenseits dieser Bodenarmut liegt der Zustand, wenn das Schilf dem Schachtelhalme Platz macht, der zugleich sauren Grund und fast vollständiges Fehlen von Kalk andeutet. Noch nicht ganz hoffnungslos sind Teiche mit vollem Bestande von Kolbenschilf, in der Uferzone Mannagras, Kalmus u. a. m. Kolbenschilf deutet erst den ersten Grad der Verarmung an, Wedelschilf die weitere Verarmung.

Binse gedeiht überall, wo der Boden tiefgründig genug ist, denn ihr Wurzelwerk geht bis zu vier Meter tief. Darum ist sie auch schwer zu bekämpfen, und die Binsenhorste wachsen wieder, ob man sie schneidet oder dünget. Erst langjährige Bekämpfung läßt auf Erfolg hoffen, wenigstens auf Sand- und Lehmboden, auf moorigem Boden hält sie am längsten aus.

Ein Kapitel für sich ist die Segge. Seggengräser gedeihen überall in flachen Teichpartien, sie bevorzugen aber arme und saure Böden; erst ein Halm, dann mehrere, dann viele, dann ist die Knupe fertig. Die Segge ist das Wetterkel unter den Teichpflanzen. Nur Aushauen, Abstägen, Schälen, Grubbern, Eggen der flachen Teichpartien kann ihr beikommen, aber eines kann sie nicht vertragen, das ist das Ueberstauen. Die Segge ist keine Leitpflanze, sie gedeiht auf Lehm, Sand, Moor, wenn nur das Wasser flach genug ist, etwa 40 bis 50 cm tief. Der Knöterich ist nur bedingt als Leitpflanze anzusehen, denn er gedeiht in ruhigen Teichen auf guten und mittleren Böden bei mittlerer Wassertiefe, auf sehr armen Böden fehlt er aber gänzlich.

Somit werden die Erträge eines Teiches zuerst von der Bodenbeschaffenheit, danach vom Pflanzenbestande bedingt und das zufließende Wasser wirkt erst zuletzt und nur dann auf den Ertrag, wenn es dauernd oder zeitweise gute Stoffe mitbringt. Dr. Mz.

Untergrundverrieselungen

Von Gartentechniker M. Lohrenbed

Dort, wo keine Kanalisation vorhanden ist, macht die Beseitigung der Abwässer oft große Schwierigkeiten. Ihre Verwendung wird im allgemeinen recht stiefmütterlich behandelt. Man unterschätzt meist die Bedeutung der Jauchen für den Garten und scheut die Anlagekosten. Die zweckmäßige Nutzbarmachung der Abwässer, welche hygienisch einwandfrei ist, ermöglicht eine gute Ausnutzung des Gartenlandes. Ist gar eine Kanalisation vorhanden, werden fast in allen Fällen die Abwässer da hineingeleitet, und dem Gartenbesitzer gehen dadurch recht bedeutende Dungstoffe für den Garten verloren. Um dies zu vermeiden, kann man eine Untergrundverrieselung anlegen. Bei sachgemäßer Anlage erfordert sie keinerlei Unterhaltung, nicht einmal eine Kontrolle.

Die Kosten der Anlage richten sich nach den örtlichen Verhältnissen. Wenn auch im Vorstadtbezirk der Zwang besteht, die Abwässer in die Kanalisation zu leiten, so ist es aber auch gesetzlich zulässig, die Abfallstoffe durch eine Berieselung dem Garten zugute kommen zu lassen. Am geeignetsten für Untergrundberieselung sind leichte, durchlässige Böden.

Das Gelände darf keine größere Neigung als 1:30 aufweisen, da sonst die Verteilung unregelmäßig ist. Erforderlich ist, daß der Grundwasserspiegel tiefer als 1,10 m liegt. Man verwendet Flächen ohne Baumbestand; denn durch Einwachsen der Wurzeln in die Rohre werden diese leicht verstopft.

Die Anlage einer Untergrundverrieselung erfordert eine Klärgrube, eine Rohrleitung und einen Kontrollschacht. Die Klärgrube ist im Dreikammerschlitz ausgebildet, die Verteilung des Abwassers geschieht durch Rohrleitungen, die aus Tonrohren bestehen. Die Rohrleitung wird in einer Tiefe von 60 cm liegt. (Siehe Abbildung 1.) Um das Einwachsen der Wurzeln zu verhindern, werden die Rohre an den Stoßflächen mit Teerpappstreifen überdeckt.

Bei einem Einfamilienhaus beträgt die Länge der Rohrleitung durchschnittlich 100 Meter; sie hat bei dieser Länge ein Gefälle von 15 bis 20 cm. Die Führung der Rohre ist vollständig abhängig von der Aufteilung des Gartens.

In der Abbildung 2 sind zwei Beispiele angegeben. Die Stränge sind schlangenförmig gelegt, der Abstand beträgt 1,30 m. Auch wenn das Grundstück einen Brunnen aufweist, ist die Anlage einer Untergrundverrieselung möglich; die Abwässer kommen mit dem Grundwasser kaum in Berührung, zudem wird durch die Filtriertätigkeit des

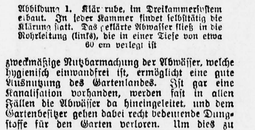


Abbildung 1. Klär rube, im Dreikammerssystem e baut. In leter Kammer findet selbsttätig die Klärung statt. Das geklärte Abwasser fließt in die Rohrleitung (links), die in einer Tiefe von etwa 60 cm verlegt ist

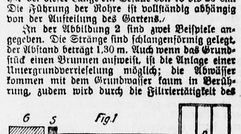


Abbildung 2. Zwei Pläne, welche die verschiedene Verlegung der Ton ohre, die vom Wohnhaus in den Garten laufen, angeben. G Wohnhaus, S Klärgrube, D Verteilung der Tonrohre

Bodens das Wasser gefiltert. Eine Ableitung der Regenwassermengen aus den Dachrinnen in die Klärgruben ist unzweckmäßig, da somit die Anlage unnötig groß angelegt werden muß. Es kann jedoch eine Ableitung des Regenwassers direkt in die Rohre zweckmäßig sein.

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für Jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort“ werden nur rein landwirtschaftliche und kynologische Fragen beantwortet. Unsere Ratschläge sind gewissenhaft erteilte Ratschläge nach bestem Wissen und Gewissen. Eine Verantwortlichkeit für Ratschläge übernimmt „Der 7. Tag“ (Frankenverlag) Nürnberg nicht. Sämtliche An fragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag“ (Frankenverlag) Nürnberg. Die Schriftleitung.

Frage: Fütterung eines Schäferhundes. Wie soll ich einen sechs Wochen alten Schäferhund füttern und pflegen, daß er gut gedeiht und vor der Staupe bewahrt bleibt? G. R. in E.

Antwort: Füttern Sie den Welpen bis zum Alter von acht Wochen fünfmal täglich, dann viermal, bis er vier Monate alt geworden ist. Er kann nun schon mit drei Mahlzeiten auskommen, die dann im Alter von zwölf Monaten auf zwei herabgesetzt werden können. Mich ist im jugendlichen Alter unentbehrlich, aber auch kleine Portionen von gesundem, rohem Rindfleisch und weiche Kalbsknochen muß der Hund bekommen. Brot, Semmeln, Hundekuchen sind zur Abwechslung ebenfalls empfehlenswert, auch Abfälle von den Mahlzeiten, falls diese nicht stark gewürzt sind. Kartoffeln sind möglichst zu vermeiden. Sie können dem Futter auch zur besseren Knochenentwicklung etwas Vitaminkalk zustehen. Selbstverständlich muß auch für peinlichste Sauberkeit der Futternäpfe und des Lagers gesorgt werden. Falls in Ihrer Nachbarschaft Staupe herrschen sollte, wäre eine prophylaktische Impfung mit Prelerberger Staupeserum zu empfehlen. R.

Frage: Junghühner verlieren Federn. Diese Erscheinung zeigt sich bei einigen Legehornhühnern, die mit der Brutmaschine erbrütet wurden. Sie verlieren jetzt öfter Federn an den Flügeln, am Schwanz und stellenweise auch am Hals. Die Fütterung ist reichlich (Weizen und Gerste sowie Weißwürmer aus Weizenkleie und Kartoffeln). Auch Grünfutter stand den Hühnern aus dem Garten bisher in Form von Kohlabfällen, Rübenblättern usw. reichlich zur Verfügung. Der Stall ist warm und gut gelüftet. Eine kleine Zahl von Eiern haben die Junghühner schon gelegt. Worauf beruht der Federverlust, und wie kann ich ihm abhelfen? O. E. in H.

Antwort: Nach dem Legen einer kleineren Zahl von Eiern im September—Oktober entsteht nicht selten durch starken Wärmeverlust und ungenügende Nahrungsaufnahme ein leichter Federwechsel, besonders am Halse, der dann weiteres Legen für zwei bis drei Monate verhindert. Sehr reichliche Fütterung der Junghennen um diese Zeit, besonders Fütterung bei künstlichem Licht, also Verkürzung der langen Nacht-Ruhepausen, beeinflußt die Halsmauser günstig bzw. verhütet diese und damit den Ausfall an Eiern. Junghennen, die erst im November oder Dezember anfangen zu legen, wobei der Körper mehr Zeit zur Entwicklung hatte, mausern nicht mehr im Herbst des folgenden Jahres. Mit rohen Zwiebeln und Kartoffeln. Auch Grünfutter stand den Hühnern aus dem Garten bisher in Form von Kohlabfällen, Rübenblättern usw. reichlich zur Verfügung. Der Stall ist warm und gut gelüftet. Eine kleine Zahl von Eiern haben die Junghühner schon gelegt. Worauf beruht der Federverlust, und wie kann ich ihm abhelfen? O. E. in H.

Frage: Nachtschattengewächs. Wie nennt man die eingesandte Pflanze? Ist die Pflanze giftig, oder ist sie eine Kulturpflanze? Sind die Früchte genießbar? J. K. in S.

Antwort: Die eingesandte Pflanze war ein Nachtschattengewächs, und zwar Schwarzer Nachtschatten (Solanum nigrum). Dieser Nachtschatten wächst an bebauten Orten, ist an sich nicht häufig, tritt aber auch in Gärten als Unkraut auf. Die Früchte dieses nicht verwendet werden, denn der Schwarze Nachtschatten ist giftig. Daher ist in Gärten eine baldige Ausrottung angebracht. Schfd.

Zimmerpflanzen, die auch im Winter blühen

Von Gartenbauinspektor Schiefferdecker — Mit zwei Abbildungen

Schon zur Jahreswende sehen wir in den Schaufenstern der Blumenläden mancherlei Frühlingsblüten, die durch feuchtwarme Luft im Gewächshause so frühzeitig geweckt wurden. Dauerhafter als das Blühen dieser vorzeitigen Frühlingsboten sind die Blüten von Zimmerpflanzen, die in den Wintermonaten ihre Knospen entfalten. Dazu gehören eine Reihe der strauchartigen Blütenbegonien, von denen die Abbildung 1 eine vor Augen führt. „Herzogin von Portland“ ist ihr Name, und sie dringt an den hochwachsenden Trieben fast das ganze Jahr über ihre roten

Abbildung 1. Blütenzweig der Begonie „Herzogin von Portland“

Blüten hervor. Auch andere Arten dieser Begoniengruppe sind gute Zimmerpflanzen und treiben, wie Begonia Credneri, ihre Blüten hauptsächlich im Winter. Wir stellen sie daher im Winter ans sonnige Fenster, im Sommer vertragen sie Halbschatten besser. Vorsichtig sind sie im Winter zu gießen, im Sommer wollen sie reichlich Wasser haben. Die Erde muß eine recht humose sein.

Eine selten zu findende, dabei fast unverwüstliche Zimmerpflanze ist Billbergia nutans, die ihre nickenden Blüten in der kalten Jahreszeit hervorbringt. Die Farbe der Blüten sieht bei dieser Pflanze zu den in verschiedenem Rot leuchtenden Blütenscheiden oft in schönem Gegensatz. Die Kultur der Billbergia ist einfach, ebenso die Vermehrung, die durch Teilung erfolgt. Wie die Begonien verlangt die Billbergia eine humose Erde. Man gibt ihr aber gern eine reiche Scherbenunterlage. Im Winter ist sie weniger zu gießen, verträgt aber die Zimmerluft bei 17° C gut.

Auf Abbildung 2 sehen wir ein kleines, vom Herbst bis zum Frühjahr blühendes Prunkgewächs, das Usambara-Veilchen, Saintpaulia ionantha. Im nicht zu großen Töpfen, im Sommer halbschattig gestellt, bringt es viele blaue veilchenähnliche Blüten hervor. Schön eigenartig blühend, aber mehr Warmhauspflanze ist Anthurium Scherzerianum, das zu den Aronstabgewächsen gehört.

Abbildung 2. Usambara-Veilchen Saintpaulia ionantha

Im Zimmer geben wir dieser Pflanze ein halbschattiges Plätzchen. Sie dringt im Winter bis in den Sommer hinein auch dunklem Laub Blüten, zum Kochen. In einem achtel Liter kalter Milch hat man zwei gehäufte Eßlöffel Stärkemehl sowie zwei Eigelb zerquirlt und unter fortwährendem Rühren der kochenden Milch beigegeben. Man läßt einige Male aufkochen zieht den Topf vom Feuer und gibt, nachdem die Masse etwas abgekühlt ist, den Schnee der zwei Eiweiß darunter. Das Ganze wird rech kaltgestellt. M. F.

Blühende Zweige zur Weihnachtszeit. Ende November, Anfang Dezember hole man sich aus dem Garten Zweige verschiedener Bäume und Sträucher, die, wenn möglich, bereits dem Frost ausgesetzt waren, wodurch die Treibwilligkeit gefördert wird. Sehr gut eignen sich Zweige von Süßkirschen, Mandelbäumchen, Weiden, Haselnuß, Kornelkirsche, Scheinquitte, Forsythie, Pfirsich, wilder Kastanie, Blutbuche, rotem Ahorn, Seidelbast, Jeraspel und vielen anderen mehr. Man stellt die Zweige in möglichst große Gefäße mit lauwarmem Wasser. Befindet sich eine Warmwasserheizung im Hause, so stelle man das Gefäß an besten mit den Heizkörper, fülle es mit Wasser von etwa 35 Grad Celsius, überbrause mit Wasser der gleicher Temperatur und hänge etwa 24 Stunden lang ein Tuch zum Auffangen des Dampfes über die Zweige, wodurch die Knospen der Zweige schwellen. Dann spritze man täglich ein- bis zweimal leicht über die Zweige. Das im Gefäß verdunstende Wasser muß von Zeit zu Zeit mit warmem Wasser nachgefüllt werden. Um das Wasser vor rascher Fäulnis zu bewahren, gebe man etwas Salz oder Pimelka in dasselbe. Auf diese Art und Weise hat man bis zum Weihnachtsfest einen kleinen Frühlingsflor, der sicher viel Freude macht und alle Mühen reichlich lohnt. Kil.

Das Knarren der Türen ist schnell behoben durch Bestreichen der Türbänder mit Graphit (geschahten Bleistift — nicht Kopierbleistift). Pulver von harten Bleistiften vermischt man vorteilhaft mit wenig Eiweiß, Eigelb, Milch oder Blut und trocknet erst vor der Verwendung. Pulver dagegen von weichen Bleistiften kann man unvermischt anwenden. Das Verfahren ist besonders bei Tapetentüren zu empfehlen, da es keine Oeffecke gibt. G. M.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Lizzernanbau ist auf Sandboden mehrfach versucht worden, jedoch nicht immer ist dieser Versuch geglückt. Voraussetzung ist zunächst eine stets feuchte Beschaffenheit des Bodens und ein gemisser Kalkgehalt, der einer gleichmäßig im Boden verteilt sein muß, und zwar nicht nur in der Ackerkrume, sondern auch im Untergrund. Das zu ernten, ist mit einem Stich mit einer einzigen Kalkung nicht möglich, selbst dann nicht, wenn der Kalk mit dem Boden durch ein gleichmäßiges, trockenes Ausstreuen, durch Einkrümmern und Einpflügen vermischt worden ist. Um dieses zu erreichen, ist vielmehr erforderlich, den Boden schon mehrere Jahre vor dem geplanten Anbau hierzu vorzubereiten. Weiterhin ist besonders die Beschaffenheit des Untergrundes zu beachten. Bei einem sauer gebliebenen Untergrunde mißglückt der Anbau stets. Erst eine Untergrundkalkung, wozu es jetzt an der Zeit ist, kann hier mit den Jahren eine größere Anbausicherheit gewährleisten. Sz.

Die Aufbewahrung von Spätwirsing im Winter ist nicht selten mit großen Verlusten verbunden. Das Gemüse erfriert, wenn es bei länger andauerndem und strengem Froste nicht durch eine beträchtliche Schneedecke geschützt ist, und es geht durch Fäulnis zugrunde, wenn während der kalten Jahreszeit die Witterung stark veränderlich ist und Regen und Frost miteinander abwechseln. Und doch lassen sich die Wirsingköpfe vorzüglich den Winter hindurch im Freien nach folgender höchst einfacher Art aufheben: Zunächst bleibt das Gemüse bis zum November im Garten oder im Gemüseacker auf dem Beete stehen. Wenn in diesem Monate noch mildweres Wetter herrscht, kann man ruhig warten noch länger, und man entfernt die Köpfe erst, wenn Fröste eintreten. Nun hebt man die Stöcke aus dem Lande und stellt immer je zwei bis vier Stück davon nebeneinander auf den Kopf, so daß die Wurzeln sich aneinander anlehnen und die Häupter sich dadurch gegenseitig stützen. Die Wirsing kann durch diese umgekehrte Stellung auf dem Kopfe selbst bei großer Kälte die Schneedecke entbehren, da die Blätter den einzelnen Kopf und diese sich auch gegenseitig schützen. Nasse Witterung niederum schadet einem auf diese Weise behandelten Wirsingkohl noch weniger, da der Regen daran abläuft. Auch das Herausnehmen einzelner Stücke bei Bedarf macht keine Schwierigkeit, selbst wenn das Gemüse wirklich mit Schnee bedeckt ist. Es läßt sich jederzeit leicht an den Wurzeln fassen und herausheben. Stellt man die Köpfe, ebenfalls mit ihren Wurzeln nach oben, an einer trockenen, vor Regen geschützten Stelle, z. B. unter dem überragenden Dache eines Gebäudes an der Südseite auf und deckt sie mit trockenem, sauberem Laube zu, dann halten sie sich gleichfalls ganz vorzüglich. Verluste können auf diese Art im Freien nur durch Diebstahl und Hasenfraß entstehen. Al.

Korbmöbel Niedrigste Preise, direkt ab Fabrik, franko Lieferg. - 10 Monatsraten. Schlager: Zweiige Polstergarnitur Mk. 30.— - Katalog gratis. **Korbmöbelfabr. Böhm** Oberlangenstadt Lichtenstein-Land 527

Es ist ein Irrtum! wenn Sie glauben, daß wir nur die bekannten modernen Siegelringe aus echt Goldfilled führen; in unserem Prachi-Katalog Nr. 35 finden Sie auf 48 Seiten eine große Auswahl von Bedarfs- und Geschenk-Artikeln aller Art und in jeder Preislage. Bestellensie ihn sofort vollkommen kostenlos!

Nr. 520

Unser weltbekannter Siegelring. Außerst stabil und vornehm verziert, aus echt 14 Karat Goldfilled **3JahreGarantie Reklamepreis RM1.50** inkl. Monogramm von 2 Buchstaben handgraviert. Bei Voreinsendung, auch in Briefmarken, franko. Nachnahme 32 Pf. mehr. Ausland M 1.05. Als Größe genügt ein Papierstreifen. **Vertreter gesucht!** **Sims & Mayer, 598** Berlin-Lichterfelde I

Formen,

mit denen sich jeder mann selbst Kind Indianer, Krieger, Tiere u. viele and. Figur. selbst anfertigen kann. **Gebr. Schneider, Gleißdorf** a. d. Lausitz, Leipzig N 22/40 Verl. Sie sof. Katal. gratis u. portofr. o. jed. Kaufzw.

Strümpfe Socken ab Fabrik. Preise und Qualität. konkurrenzlos. Nur an Wiederverkäufer! Preisliste und Anleitung gratis. **Glüssel, Chemnitz 1, Weststr. 64**

Ich war grau! Erhielt Naturfarbe d. ersprobt. Hausmittel (keine Haarfarbe). Ausk. kostenl. **Frau Elsa Heldig, Berlin-Friedenau 70**

Suche für meinen Schwag., Witwer, 50 J. kath. Landw., 100 Morg., Nachbarborn v. Land, eine treue

Lebensgefährtin

u. für seine 5 Kinder eine liebe Mutter. Landw.-Tochter bevorzugt. Alter 40—50 J. Angeb. mit Lichtbild, welch. zurückgesandt wird, unt. strengster Verschwiegenheit erb. unter Nr. 1673 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Ehe

Junger Bäckermeister, katholisch, wünscht Einheirat in gut gehendes Geschäft. Vermög. vorhanden. Vermittlung unt. Nr. 1672 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Katholische Ehe anbahnung erfolgreich seit 12 Jahr. **Kirchl. Gutheißg. Einheiraten Neuland-Bund 19 Herne i. W.**

Kathol. Lehrer, 33 J., endgültig angestellt, wünscht sich mit einem netten, gewecken Mädel zu

verheiraten

Gebingung gute Aussteuer. Erw. Eingeheiratenden Mk. Zuschrift. mit Bild erbeten unter Nr. 1674 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Seltene günstige Gelegenheit. Das **Weihnachts-Geschenk** für jede christliche Familie.

Dies, herrl.-schöne **Standkreuz** in ganz neuer Ausführung, mit geschnitztem Dornenkranz, vollkommen Eiche, dunkel gebeizt und mattiert, erhalten Sie zum außergewöhnlich. Sonderpreise v. nur **4.80 RM** p. Nachn. frei Haus ohne jede weiteren Unkost. Das Kreuz hat eine Höhe von 50 cm, mit galv. Bronze-Korpus u. sollte in keiner christl. Familie fehlen. Schre. den Sie heute an **H. Fillipponi Paderborn** Rosenstr. 27

Kaufmann, 29 J. alt. kath., aus best Familie, wünscht Zuneigung zw. späterer **Heirat** kenn. zu lern. Einheirat in Geschäft, el. weld. Art. erw Mehr. taul. Mark bar sow. spät. Vermög. vorh. Diskr. Ehrenl. Angeb., womögl. m. Bild, unt Nr. 1677 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Liebes Christkind

schenk bitte bl. frob., geb. Mädel (Witwe, 2 Kinder) 35 J., kath., einen naturliebenden, idealen Mann. Ausführl. Geldheirat ausgeschl. Diskr. Off. mit Bild unt. Nr. 1676 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Suche für meine Schw., 29 J., blond, mittelgr., ein. aufr. kath., sol. Herrn in sicherer Position zwecks **Heirat** Gute Aussteuer u. Bargeld vorhand. Auch Reichsmehrangeh. angenehm. Off. mit Bild unt. Nr. 1675 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Heirats-wünsche finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung **Der 7. Tag** Auflage 45000 Bis Dienstag früh eingehende voraussichtlich Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Witwer 42 Jahre, kathol., ob Anhang, Landw., Waldwirtsch. und Grundbesitz., sucht Lebensgef. d. Gut am Geschäft hat. Frau H. Höllerbagewetter, Bad Oeynhausen, Marienstraße 3.

?

Warum muß es Porzellan sein

wenn Sie so billig kaufen können.

Bestellen Sie sofort, Sie werden bei den steigenden Rohstoffpreisen viel Geld sparen.

Diese Preise sind bei Erscheinen einer neuen Anzeige mit höheren Preisen sofort ungültig.

Verkauf nur direkt an Private.

Wiederverkäufer werden nicht beliefert.

Nr.
31 **Taschentücher,** für Damen, Batist, glatt, mit Hohlsaum und breit. Rand, Größe 30 × 30 cm. **8**
32 für Herren, bunter Grund mit großen Karos und hübschem Rand . . . . . Größe 43 × 43 cm **11**
33 **Handtuchstoff,** Baumwolle, Gerstenkorn, reinweiß, mit roter Kante . . . . Breite 40 cm **18**
34 halbleinen, reinweiß Gerstenkorn, mit weißer oder roter Kante . . . . . Breite 40 cm **39**
35 **Makatuch,** weich, feinfädige Qualität, aus echt ägyptischer Baumwolle . . . Breite 80 cm **35**
36 **Linon,** markfädige, kräftige Ware für den täglichen Gebrauch . . . . . Breite 80 cm **36**
37 gleiche Qualität, jedoch . . . . . Breite 130 cm **63**
38 **Haustuch,** kräftige, reine Stubiwaare, gebleichtes Garn . . . . . Breite 150 cm **79**
39 **Bettinlett,** echt waschfarbig und federdicht, vorzügliche, kräftige Qualität . . . Breite 80 cm **110**
40 die gleiche Ware, jedoch . . . . Breite 130 cm **175**
41 **Bettücher,** zweifellig gerauht, mit bunten Kanten, gedeckter Grund mit farbigen Streifen, sehr praktisch, nicht schrumpfend, Größe 140 × 190 cm **153**
42 **Tischtuch,** schwere Damastqualität, reinweiß, schöne, moderne Muster . . . Größe 130 × 160 cm **195**
43 **Schlupfhose,** prima Material, mit geraubtem warmen Futter, untere weiche und gute Strapazierqualität . . . . . Größe 40—48 **79**
44 **Schlupfhose,** Kunstseide, mit angerauhtem Futter, sehr schöne und gern gekaufte Qualität Größe 40—48 **108**

Besondere Gelegenheit:

45 **Hemdentuch,** mittelmarkfädig, gestickt. Sozialqualität, ohne jede Appretur, daher nach der Wäsche dichter werdend, vorzüglich geeignet für besonders haltbare Wäschestücke . Breite 80 cm **25**

Mengenbeschränkung vorbehalten. Versand erfolgt per Nachnahme; portofrei von Mark 20.— an.

Garantie: Auf Wunsch sofortige Zurücknahme jeder Ware auf unsere Kosten und sofortige Zurückbezahlung des vollen angelegten Betrages.

Wündisch G. m. b. H. **Augsburg C 224**

Illustrierte Preisliste kostenlos.

Herr Landwirt Arnold aus Oberndorf am Bodensee schrieb am 20.1.1930: Das billige und gute Edelweißrad ist wahrhaftig ein Rad ang den man sich verlassen kann! Wir Arbeiterstandes. Alle 18 Edelweißräder und eine Nähmaschine sind gut ausgefallen.

Unserem Katalog Nr. 130 über **Edelweißräder** (auch mit Ballonreifen), **Fahrradzubehör** aller Art, **Edelweißnähmaschinen** mit Anleitung zur Selbsterlernung das Stopfens von Wäsche und Strümpfen und zur Herstellung wunderschöner Stickereien auf jeder Nähmaschine senden wir an jeden kostenlos und ohne Kaufzwang. — **Von uns erhalten Sie nicht irgend ein Fahrrad oder irgend eine Nähmaschine, sondern das gute Edelweißrad und die gute Edelweiß-Nähmaschine.** Wir führen nur unsere gute und berühmte Marke Edelweiß, also keine minderwertigen Fahrräder und Nähmaschinen und auch keine mit andern Namen. **Bisher über ½ Million geliefert.** Das konnten wir doch nimmermehr, wenn Edelweiß-Rad und Nähmaschine nicht gut und billig wär.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 38 Fahrradbau, Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweißräder

Jetzt billigere Preise

Über 100000 Familien bezieben seit Jahren unsere billigen Schuhe **Kinderstiefel** Gr. 22/35 Lindoor aber Rindleder **4.50**

Verlangen Sie **kostenlos** den neuen reichhaltigen Preisprospekt **Deutsch-Amerik. Schuhges. m. b. H.** Dresden P 59 Rosenstraße 11

„Nanu, ich bin sprachlos!“

Schon wieder hoch zu Roß, wenige Wochen nach der Operation?“ ...

„I bewahre, ich bin ja gar nicht operiert worden. Ich habe eine Kur gemacht mit Posterisan, Salbe und Zäpfchen, wird morgens und abends regelmäßig angewandt. Ein gutes Mittel sage ich Dir! Keine Spur mehr von Schmerzen und Beschwerden! Die elenden Hämorrhoiden bin ich glücklich los.“

Die Tube Salbe kostet in jeder Apotheke RM. 1,59, die Packung Zäpfchen RM. 2,37.

Rundfunkprogramme

vom 20. bis 26. November 1932

Sendung Langenberg (472,4)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Lebensübungen. ● 7 u. 8: Wetter. Zeit, Wasserstand ● 7.05: Konzert ● 10: Erste Meldungen. Zeit. Wasserstand. ● 12: Konzert ● 12.55: Wetter. Zeit. Meldungen ● 13: Konzert ● ca. 14: Mittagsmeldungen ● 14.30: Funkstunde unter Mo.-, Di.-, Do.). ● 15.30: Wirtschaftsberichte. Zeit. ● 15.50: Kinderfunk ● 17: Feierabendzeit ● 18.45: Wetter. Zeit. Wirtschaftsberichte. Sport. ● 19.55: Meldungen.

Sonntag, 20. November

7.00: Choral: Wenn ich einmal soll scheiden.
7.03: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundfunkstunde.
9.00: Gedichte aus der Trinitatiskirche. Köln.
9.05: Evangelische Morgenfeier.
10.15: Besuch am Krankenbett.
11.00: Martin Beheim-Schwarzbach: Der Tod u. der Schachmeister.
11.20: Dr. Ebert: Musik der Woche.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate
12.00: Die Welt auf der Schallplatte W. Fleischer: Musikus zum Mitgenießen.
12.30: Berlin: Gedächtnisfeier für die Toten des Weltkrieges.
13.30: Mitteldeutsches Streichquartett)
14.20: Viertelstunde für Kurzschrifter.
14.50: Neue Bücher für den Landwirt.
15.20: Tiere in der Erzählung.
15.35: Männer der deutschen Geschichte Dr. Krummacher: Carl v. Clausewitz.
16.00: Das Leben des Erzählers. Prof. Dr. Schmid: Das Leben im Wasser.
16.30: Violinkonzert Leitung: Wolf.
17.35: A. Theiler: Paula Becker-Modersohn (zum 25. Todestag).
18.00: Hans: Elisabeth-Feier.
19.00: Unio-Prof. Dr. Kuske: Geschichtlicher Aufbau u. Elemente des westdeutschen Handwerks
19.20: Hans Carossa: Aus eigenen Schriften.
19.45: Sportberichtzeit
20.00: Missa solemnis von Beethoven.
22.00: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.

Montag, 21. November

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
11.10: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik.
11.25: Schulfunk: Wilhelm Matthiesen erzählt Tiergeschichten für die Kleinen.
14.30: Schlachtviehmarktbericht.
16.20: Jugendfunk: Wir zeichnen einen Baugrundriß. — Werkarbeit für die Jugend.
18.00: Juliette Lukas: Die Kunstfotografie.
18.20: Stadtarzt Dr. Haelsch: Gesundheitliche Lehren für uns aus der Arbeit mit dem Publikum und ihre Verhütung
19.00: Unio-Prof. D. Dr. Berwenen: Erziehung durch Kunst.
19.25: Dr. Bauer: Kriegsnahrung in der französischen und englischen Industrie.
19.45: 3. Oberlofer: Gedichte.
20.00: Alte Musik — Klassisch-romantische Musik.
21.15: Moskauer Völker lachen: Standmarken und Dänemart.
22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.
22.20: Nachtmusik. Leitung: Wolf.

Dienstag, 22. November

10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
10.10: Schulfunk: Volkstum im östlichen Westfalen.
10.20: Meldungen aus dem Schulfunk.
16.30: Kernfragen des freihandsprachlichen Unterrichts der höheren Schule
17.00: Volkstümliche Kammermusik.
18.15: Italienisch
19.00: Für den Landwirt
19.20: Zehn Minuten Funkhandschrien.
19.30: D. Richardt: Kleine Reise in die Wallonie.
20.00: Hans Ebert: Von der Nähe zur Ferne.
20.30: Skuntgart: Baden Reichssendung.
22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben. Sport.

Mittwoch, 23. November

9.15: Grete Stoffel: Wirkungen der Ehe im allgemeinen.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
11.10: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik.
11.25: Musikalischer Schulfunk
16.20: Die Welt im Buch: Dichter philosophieren.
16.35: Schiffers-Dorfnahanlen: Kinder der Grenze.
18.15: Meister des Reiseberichts. J. Bernhart: Bild aus Sittlen.
19.00: M. Kohl: Zwei Erzählungen.
19.20: Klara Leingemeyer: Der Familienschachzug.
19.35: Landesrat Dr. Hastenwit: Was leistet der Landesfürsorgeverband.
20.00: Leichte Musik des Tanzorchesters.
20.50: Die Welt auf der Schallplatte: Kinder singen in aller Welt
21.15: London: Konzert mit Pablo Casals.
22.15: Letzte Meldungen Bericht über das geistige Leben Sport
22.30: London: Tanzmusik der Kapelle Ambrose.
22.50: Nachtmusik
23.15: London: Tanzmusik der Kapelle Ambrose.

Donnerstag, 24. November

9.00: Hamburg: Schulfunk: Ilo ewig ungedeelt. Fahrt durch verlorenes Land.
10.15: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
11.25: Schulfunk: Englisch
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.35: Pädagogische Führer der Gegenwart. Prof. Dr. Fischer
18.20: Bücher für junge Mädchen.
19.00: Dr. Felix: Spinoza zum 300. Geburtstag.
19.20: Vom Tage
19.30: Dr. Nerger: Neuere wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung im ausländischen Bergbau.
20.00: Operettenmusik des Funkorchesters.
ca. 21.00: Rolf Wecker: Es weint und lacht Hörsenen von M. Schmidtbonn.
22.05: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben Sport.
22.30: Nachtmusik und Tanz Leitung: Enfeldt.

Freitag, 25. November

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.05: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
10.10: Werkarbeit für die Jugend.
10.20: Schulfunk: Rhythmische Gymnastik.
11.25: Schulfunk: Geheimnisse der primitiven Völkerkunst.
16.20: Jugendfunk: Ein Floß wird vom Herzog erpannt Erzählung — Schachspiel.
18.20: Juliette Lukas: Die Schriftstellerin.
19.00: Margarethe Bundhorst: Gedichte
19.15: Zusammenarbeit zwischen Handel Industrie und Landwirtschaft. Mehrasprach.
20.00: Mathematik für Alle: Weltbürger man in Amerika wird
20.15: Meister Ihres Fachs.
21.00: Wald und Welt Josef Eschendorff. Zum 75. Geburtstag
22.05: Letzte Meldungen Bericht über das geistige Leben Sport
22.30: Nachtmusik und Tanz Leitung: Enfeldt.

Samstag, 26. November

9.00: Aus der Arbeit der ländlichen Fortbildungsschule im Kreise Arnsberg.
10.15: Gemeinschaftsempfang für Arbeitsloje.
16.10: Das Jugendbuch.
16.30: Englisch
18.20: Landesrat Winzender: Notwendige Gesetzesänderungen im Sinne der Jugendlichen vor sittlichen Gefahren.
19.00: Prof. Dr. Schneider: Natur und Geist in der Erziehung.
19.20: Vom Tage
19.30: Dr. Rohrbach: Gespräche im Ausland.
20.00: Oeffentlicher lustiger Abend zum Besten der Winterhilfe des Westdeutschen Rundfunks in Reklinghausen.
22.30: Letzte Meldungen. Bericht über das geistige Leben Sport.
22.50: Nachtmusik auf Schallplatten.
24.00: Meister des Jazz.

Sendung Frankfurt a. M. (259,3)

Zwischensender: Kassel (219)

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Wetter. Gymnastik ● 6.45: Gymnastik ● 7.15: Wetter. Nachrichten. — anschl.: Konzert. ● 8.20: Wasserstand. ● 11.45: Zeit. Programm. Nachrichten. Wirtschaftsnachrichten. Wetter. ● 12: Konzert ● 13.15: Nachrichten Wetter ● 13.30: Konzert. ● 14: Nachrichten. ● 14.10: Werbekonzert Sa. 14.40) ● 15: Siehener Wetterbericht. Sa 15.20). ● 15.10: Zeit Wirtschaftsmeldungen Sa 15.25). ● 16.50 und 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit. Programm. Wetter. Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 20. November

6.35: Hamburger Hafenkonzert
8.15: Evangelische Morgenfeier
9.30: Messe zu Ehren der hl. Cäcilia für Soli. Frauenchor und Orgel von Markus Esch.
10.30: Dr. a. Hellen: Aus der praktischen Arbeit der Winterhilfe
11.00: Morgenfeier: Hörbericht aus der Blinden-Studien-Anstalt
11.30: Leipzig: Bach-Kantate
12.00: Orgelkonzert Organist: B. Dreier.
12.30: Berlin: Gedächtnisfeier für die Toten des Weltkrieges
13.30: Schallplattenkonzert
14.00: 3. Himmlerstündchen d. Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Dr. Nieser: Wie wirken sich die neuen Agrarmaßnahmen auf den Bauernbetrieb aus? — Tatenlustspiel. Szenen. — Musikstücke und Lieder
16.00: Konzert der Kammermusik für Oboe. Klarinette. Fagott. Horn und Klavier.
18.00: Dr. Grans: Geistlich Kindel.
19.10: Glasbau u. Gasgerät der Gegenwart. — Anfrut zum Besuch der Ausstellung im Frankfurter Kunstverein.
19.20: Wetterdienst für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten
19.25: Hertens Besprechung Aus Homers: Ilias.
19.30: Der Akermann aus Böhmen des Joh von Saaz.
20.30: Totensonntag Aust.: Philharm Orchester Stuttgart. Kunchor und andere Mitw.
21.45: Sidpol-Kantate für Soli Chor u. Orchester von Herm Wunsch op 38.
22.10: Zeit Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: Gertrud Bindernagel um bächtnis. Verbindende Worte: H. Rosbaud. — Orgelkonzert Aust.: F. Becker.

Montag, 21 November

15.20: Dr phil Maria Schäfer-Hermkes: Autorität und Liebe in der Familie.
17.00: München: Nachm.Taaskonzert
18.25: Will in um Lande urlaub? Gespräch.
18.50: Englisch
19.20: Menschliche Rundfunkstormen: Der Ausruf. Von A. Ruerbach und Dr. Lauen.
19.45: Aktuelle Stunde
20.05: 4. Montagskonzert des Frankfurter Orchestervereins
22.00: Hans v. Stäwelmann, ein Geheimer Aus Timm Krögers Geschichten: Leute einer Art
22.30: Zeit Nachrichten. Wetter. Sport
22.45: München: Nachtmusik.

Dienstag 22. November

15.20: Hausfrauen-Nachmittag
17.00: Elsbuch: Nachmittagskonzert.
18.25: W. Donau: Arbeitsbeschaffungspläne in der Welt
18.50: R. Noorbach: Gespräche auf einer Weltreise
19.30: Alte Tanzmusik des Funkorchesters.
20.00: Mannheim: Lieder und Duette
20.30: Reichsleitung: Baden
22.20: Zeit Nachrichten. Wetter. Sport
22.45: Nachtmusik des Funkorchesters
Anschl. Walter von Johann Strauß

Mittwoch, 23. November

10.10: Schulfunk: Was ist groß und was ist klein? Gespräch von Jahen. Meisen u. Meisenden.
15.15: Stunde der Jugend: Die Jugendgruppe des Frankfurter Handharmonika Orchesters u. i. t. — Schalbrum u. Stegmannsorgel (6 einfache)
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters Werke von Mozart, Beethoven, Weber u. a.
18.25: Aus der Arbeit Gelprach
18.50: H. Ehwein: Phalod u. seine Gegenspieler.
19.30: Unterhaltungskonzert des Funkorchesters
21.10: Wer ist es? Literarische Rätsel Von W. Menrauch
21.45: London: Cellokonzert in D-dur von Handn.
22.15: Zeit Nachrichten. Wetter. Sport.
22.45: London: Nachtmusik des Ambrole-Orchesters.

Donnerstag, 24. November

9.00: Hamburg: Schulfunk: Ilo ewig ungeodelt. Bei den Deutschen in Nordschleswig.
15.30: Stunde der Jugend: Das Lied an der Donau Literarisch musikalische Hörfolge.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert Funkorchester.
18.25: Dr. Willi Wolf M.d.R.: Der soziale Gedanke in allen Handwerk.
18.50: Dr. Gebhardt: Spinoza und der deutsche Geist z. 3.00 Geburtstag des Philosophen).
19.30: Freiburg: Unterhaltungskonzert des Ersten Frbg. Mandolinen- u. Gitarrenvereins.
20.05: Frankfurt: Symphonie-Konzert des Philharmonischen Orchesters Stuttgart.
22.00: Wilhelm: Alte Volkslieder in neuen Sätzen. Aust.: Mannheimer Kammerchor.
22.20: Zeit. Nachrichten. Wetter. Sport.

Freitag, 25. November

17.00: München: Nachmittagskonzert.
18.25: E. v. Schow: Vom Reis der primitiven Kunst
18.50: Reisevortrag.
19.20: Prof. Dr. Behrmann: Neues aus aller Welt
19.30: Zitherkonzert Aust.: Franz Ernst.
23.30: Köln: Unser Abend
21.00: Eichendorff in Leben und Lied. Eine Hörfolge zum 175. Todestag des Dichters.
22.00: Berlin: Sinfonie-Konzert. Schallplatten-Unterhaltung von H. Rosbaud.
22.30: Zeit Nachrichten Wetter, Sport.
22.45: Nachtmusik

Samstag, 26. November

10.10: Schulfunk: Neue Kinderchöre.
15.30: Stunde der Jugend
17.00: München: Nachmittagskonzert.
18.25: Leitfragen
18.50: H. Haug: Von Bewerbungsbriefen.
19.30: Ran zu u. Lande auf dem Lande: Die Schwalm
20.00: Robert der Teufel Oper von Meyerbeer.
22.20: Zeit Nachrichten von Gustav Wied
22.30: Zeit Nachrichten, Wetter, Sport
22.45: Berlin: Nachtmusik.

Sendung Deutsche Welle (1635)

Deutsche Welle: Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.15: Gymnastik ● 6.30: Wetter für die Landwirtschaft. — anschl.: Konzert ● 10: Neueste Nachrichten. ● 11: Deutscher See-Wetterbericht. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert. — Wiederholung des Wetterberichts. ● 12.55: Mainzer Zeit. ● 13.35: Nachrichten. ● 14: Konzert. ● 15.30: Kurze Märle ● 18.55: Wetter f. d. Landwirtschaft — Kurzbericht d. Drahtl. Dienstes.

Deutsche Welle: Sonntag, 20. November

6.15: Turnsymnastik
6.35: Hamburger Hafenkonzert
8.00: Für den Landwirt
8.10: Gespräch: Die deutsche Hackfruchternte.
8.35: D. Wilhelm: Rückblick der Woche.
8.55: Morgenfeier
9.30: Hamburg: Schulfunk: Ilo ewig ungeodelt. Wo den Deutschen in Nordschleswig.
10.05: Meisterkonzert
11.00: Will Beiper liest eigene Dichtungen.
12.30: Gedächtnisfeier. f. d. Toten des Weltkrieges
13.30: F. Schaumecker: Die deutsche Innerlichkeit
14.00: E. Lemmer: Eine Reise zu den Kriegergräbern der Ostfront.
14.30: Orgelmusik aus dem Berliner Dom
15.00: Hamburg: Paula Becker-Modersohn. Chronik ihres Lebens und ihrer Kunst. Hörfolge.
15.45: Frauenstunde
16.00: Bildnachrichten Funk.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Traub: Querschnitt durch Zeitschriften.
18.00: M. Liebau: Materialistische und Jenien Volksmann Kirchner Winterberger
18.30: Steuerseminarmann Robert: Verwaltungsreform und Verbesserung der Steuerverwaltung.
19.00: Englisch
19.40: Unterhaltungsmusik
20.40: Dr. Mohr: Ist's eine gute oder schlechte Zeit für die Dichter?
21.05: Tages- und Sportnachrichten.
21.15: London: Konzert
22.15: Wetter. Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Deutscher See-Wetterbericht
Anschl. London: Tanzmusik

Deutsche Welle: Montag, 21. November

9.30: Dr phil Maria Banana: Menschen in Not.
10.10: Schulfunk: Geschichte als Dichtung
15.00: Kinderstunde Was Ihr wollt!
15.45: Bl. A. Bilanz: Der wahre Wertstudent.
16.00: Radaogaufer Funk
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Dr. Morschach: Deutsche Kulturpolitik im Ausland
18.00: Dr. Zuft: Musizieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Familie Stiemer: Charakter und Schicksal.
19.00: Oberstleutnant a. D. Reiner: Die richtige Ausbildung des Schießgewehrübens.
19.25: Oberins. Nairz: Viertelstunde Funktechnik.
19.40: Zeitdienst
20.00: Köln: Operettenmusik
ca. 20.30: Antermeyer: Volk wie es weint und lacht Hörsenen von W. Schmidtbonn.
21.45: Budapest: Zigeunermusik
22.15: Wetter. Tages- und Sportnachrichten.
22.45: Deutscher See-Wetterbericht
Anschl. Hamburg

Eine Seite Kurzweil

Tiger und Krebs

Kurz vor der französischen Revolution machte der reiche Marquis von R., durch seinen Reichtum, seinen Aufwand und durch die Schäre, die seine Wohnung barg, viel von sich reden. Unter anderen Kostbarkeiten besaß er ein wundervolles Tafelservice; zu ihm gehörte ein Becher, dessen Henkel zur Gestalt eines Tigers geformt war. Eines Tages bat nun ein junger Edelmann den Marquis, ihm doch auf kurze Zeit den Becher zu leihen, da er sich einen gleichen nachbilden lassen wolle. Der Marquis gewährt ihm die Bitte. Aber Tage, Wochen und Monate vergingen, ohne daß der Säumige daran dachte, den entliehenen Gegenstand zurückzugeben. Im Gegenteil —: nach einem Vierteljahr hatte er sogar die Keckheit, den Marquis unter der gleichen Begründung auch noch um das zum Service gehörige Salzfaß, das in Krebsform gebildet war, zu bitten.

Der Marquis, ein witziger Herr, antwortete auf dieses Begehren folgendermaßen:

„Mein lieber junger Freund! Wenn schon ein Tiger, solch ein fixes Tier, länger als drei Monate braucht, um zu mir zurückzukommen, so befürchte ich, daß der Krebs viele Jahre zur Zurücklegung dieser Strecke benötigen wird — und das würde mir doch zu lange dauern. Sie werden deshalb verzeihen, wenn ich Ihnen aus diesem Grunde Ihr Ersuchen abschlagen muß!"

Der Naive

Richter: „Sie sagen, daß dies der Mann ist, der sie bestohlen hat. Können sie unter diesen Gegenständen irgendeinen als ihr Eigentum erkennen?"

Kläger: „Ja, das Taschentuch gehört mir; es zeigt ein B in der Ecke."

Richter: „Das ist kein Beweis; ich habe auch ein Taschentuch mit einem B in der Ecke."

Kläger: „Stimmt. Ich vermisse zwei."

Kalkulation nach der Kur

„Zwei Kilo habe ich zugenommen und 400 Mark habe ich gebraucht. Kommt mich das Pfund auf 100 Mark zu stehen."

Schweizer Miliz

„Also", dröhnt der Vorgesetzte in der Instruktionsstunde, „wenn er drächnaß hei chömed, werdet z'erscht d' Waffe gereiniget. Z'erscht chunt 's Gwehr, und denn de Mal!"

Am nächsten Tag eine Nachtübung. Kletterei über Steine und Äcker und hohe Halzfassaden. Dem Soldat Tüggeli wird's zu dumm vor einem solchen Hindernis. Wütend schmeißt er seine Flinte hinüber, steigt nach.

„Was chaibs mached ihr, Tüggeli?" schnauzt der Offizier.

„Herr Lüttnant, grad gschter hend sie gfait, z'erscht chem 's Gwehr, und denn de Mal!"

(„Nebelspalter")

„Na, wie gefällt dir das Weinchen?" fragte Schröder.

„Hm", machte Wilke, „er ist gerade recht".

„Freut mich zu hören," frohlte Schröder.

„Moment", wehrte Wilke ab. „Ich sagte, er ist gerade recht. Das heißt: wäre er nur ein bißchen schlechter, dann könnte man ihn nicht trinken — und wäre er nur ein bißchen besser, dann würdest du ihn allein vertilgen . . ."

(„Politiken").

Mahlzeit

Emil geht zum Arzt. „Tja, —" sagt der, „vegetarisch leben vor allem Obst mit der Schale essen, was mögen sie denn am liebsten?"

„Och", sagt Emil, „am liebsten esse ich Kokosnüsse."

Lehrer: „Was ist ein Mann, der nachgibt und sich bekehrt, so er unrecht hat?"

Schüler: „Er ist weise."

Lehrer: „Sehr richtig! Und was ist ein Mann, der nachgibt, wenn er recht hat?"

Schüler: „. . . Verheiratet, Herr Lehrer!"

(„Nebelspalter")

„Vollständig ausgeplündert hat mich ein Bandit. Uhr, Kette, Ringe, Brieftasche — alles geraubt!"

„Na, hast du denn nicht deinen Revolver bei dir gehabt?"

„Den hat er Gott sei Dank nicht gefunden!"

(„Neunmalkl")

„Meister", wendet sich die Hausfrau strahlend an den Autor, „das Ende ihres neuen Romans ist einfach wunderbar!"

„Wie gefallen ihnen denn die ersten Kapitel?"

„Soweit bin ich noch nicht!"

(„Buen Humor")

„Kurtchen, was hast du mit dem Geld, das ich dir gab, gemacht?"

„Ich habe es einer armen Frau gegeben . . ."

„Schön von dir . . ."

„. . . einer armen Frau, die Eiswaffeln verkaufte."

(Border Cities Star")

Dreizeilen-Novelle

Ah, daher . . .

Seltsame Geräusche drangen aus dem Badezimmer.

„Was ist denn los, Heinrich?" rief die Gattin verwundert.

„Ach", hört man den Gatten schimpfen, „das verwünschte Rasiermesser, es will heute überhaupt nicht schneiden!"

„Aber, Heinrich", meinte die tüchtige Hausfrau, sei doch nicht so albern, dein Bart kann doch nicht härter sein als das Linoleum . . ."

Praktisch

Klein-Nelly hat ein Schwesterchen bekommen. Das schreit den lieben langen Tag, worüber Klein-Nelly alles andere wie gerade entzückt ist.

Eben schmiert Papa die Wohnzimmertür. Nelli sieht ihm interessiert zu.

„Sag, Papa, warum tust du das?" will die Kleine wissen.

„Damit die Tür nicht so kreischt!"

„Ach, Papa", meint Klein-Nelly, „kannst du dann nicht auch mal unser neues Baby ölen?!"

Dick und Dumm

An einem glutheißen Augusttag sitzen Dick und Dumm nach Atem ringend in der dumpfen Stube, in die durch die geöffneten Fenster nicht der geringste erlösende Windhauch dringt. Dicks Augen hängen wie gebannt an — dem Heizkörper der Zentralheizung.

„Wann werden wir soweit sein, daß sie uns im Sommer auch Kühle zu spenden vermag?" bemerkte er nachdenklich.

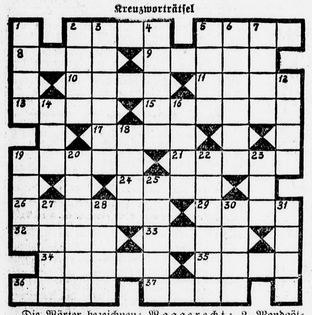
Für Dumm sind selbst so einfache Gedankengänge zu hoch. Aber als er, durch diese Bemerkung gezwungen, die Heizung zu betrachten beginnt, schießt ihm ein erleuchtender Gedanke durch den Kopf.

„Warum ist denn die Heizung meist gerade unter den Fenstern angebracht? Und nicht so weit als möglich von ihnen entfernt? Das ist doch Verschwendung! Denn wenn man im Winter das Fenster öffnet, geht doch die ganze Wärme gleich unbenützt hinaus?"

Dick ist gewohnt, aus Dumms Mund die sonderbarsten Fragen zu hören und sie geduldig zu beantworten, um seine Ueberlegenheit zu wahren. Diesmal aber weiß er sich keinen Rat.

Könnten Sie für ihn die Frage beantworten?

Kreuzworträtsel



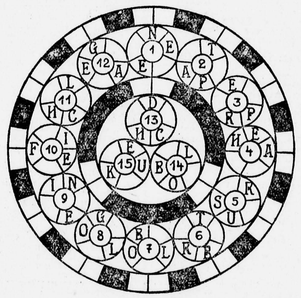
Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 2. Mondgöttin. 5. Männername. 8. Bruder des Kain. 9. Aelteste indische Sprachdenkmäler. 10. Frau Abrahams. 11. Kriegsgott. 13. Elchtier. 15. Wagenschuppen. 17. Huftier. 19. Schlingpflanze. 21. Koralleninsel in der Südsee. 24. Fluß in Italien. 26. Schwedische Sendestation. 29. Aussprache. 32. Lebenshauch. 33. Nebenfluß des Rheins. 34. Edle Charaktereigenschaft. 35. Gartenblume. 36. Stadt in der Rheinprovinz. 37. Chemisches Element. — Senkrecht: 1. Teilzahlung. 2. Traubenernte. 3. Lanzenreiter (Plural). 4. Angehöriger eines türkischen Volksstammes. 5. Stadt in Holland. 6. Wollart. 7. Spanischer Mädchenname. 12. Starker Strick. 14. Rumänische Münze. 16. Geistiger Schwung. 18. Kostbarer Pelz. 19. Südamerikanische Hauptstadt. 20. Herbstblumen. 22. Spanischer Stierkämpfer. 23. Teil des Auges. 25. Grünfläche. 27. Männername. 28. Gebetsschluß. 30. Männername. 31. Paradiesgarten.

Zahlenrätsel.

Buchstabe
Göttin
preußischer Staatsmann
Wissenschaft
Planet
Augenschützer
Buchstabe

Die senkrechte Mittelreihe lautet gleich der entsprechenden waagerechten.

Kreisrätsel ges. gesch.

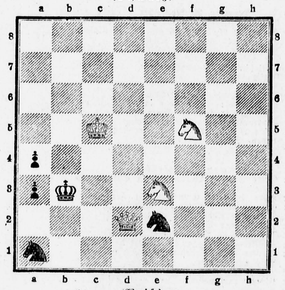


In den bezifferten Kreisen sind Wörter von folgender Bedeutung enthalten: 1. Menschenrasse, 2. Edelstein, 3. Nebenfluß der Oder, 4. Rückstand verbrannter Stoffe, 5. Kavallerist, 6. Holzbearbeitungsmaterial, 7. Pelzart, 8. Tier, 9. Teil des Baumes, 10. Fertigkeit, 11. gewaltiges Metall, 12. Barmherzigkeit, 13. Säugetier (Höhlenbewohner), 14. Werkzeug, 15. Symbol der Kirche. Die gefundenen zwei Buchstaben jedes Kreises sind der Reihenfolge nach in die betreffenden Ringfelder einzutragen, sie ergeben hintereinander gelesen einen Sinnspruch.

Bilderrätsel.

Schachaufgabe.

Von B. E. Lester.
(„The Problemist".)
(Schwarz.)



(Weiß.)
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus Nummer 33

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Gustav. 5. Imam. 8. Laura. 9. Bagger. 12. Ruin. 13. Eber. 14. Ufer. 16. Asse. 18. Eng. 20. Pilze. 22. Spee. 24. Lau. 25. Cato. 27. Jahn. 29. Raum. 32. Teer. 33. Odessa. 35. Rinde. 36. Rone. 37. Erlaß. — Senkrecht: 1. Gabe. 2. Saat. 3. Ase. 4. Varus. 5. Irre. 6. Maurer. 7. Manege. 10. Adria. 11. Graz. 15. Fest. 17. Lech. 19. Manus. 20. Platen. 21. Luzern. 23. Pore. 26. Anode. 28. Arie. 30. Asa. 31. Maus. 34. Der.

Lösung: Es knallt im D-Zug. Die Polizei erkannte sogleich, daß das rätselhafte „Attentat" nur ein Reklametrick der phantasiebegabten Filmdiva war. Denn Schüsse aus einem Revolver auf einen so schnell fahrenden Zug können unmöglich so nahe nebeneinander einschlagen.

Lösung: Naheliegend: Das Rätsel.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 35 — Sonntag, 27. November 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Advent

Wahrscheinlich wird es vielen so gehen, wie mir: daß ihnen seltsam eigen zumute wird, wenn sie an einem Novembersonntag in der Kirche das Evangelium von den „Greueln der Verwüstung" hören. Dann erschauert man bei dem Gedanken, wie lange Jahrhunderte schon dieses Evangelium vom Ende der Welt den Menschen verkündet wird, — und wie wenig die Menschen darauf geben, daß unzählige der Prophezeiungen aus den Evangelien schoneingetroffen sind. Auch diese Weissagung vom Untergange der Welt wird einmal eintreffen. Die Menschen mögen nichts davon hören und machen sich gerne lustig über die unbequemen Mahner. Aber auch über den Erzvater Noe hat man sich seinerzeit lustig gemacht, als er daran gegangen war, ein wahres Ungetüm von Arche zu bauen; wer das seltsame Fahrzeug zu Gesicht bekam, der hat geschrieen vor unbändiger Lachlust und gewiehert. Aber der Tag kam, an dem die Menschen nicht mehr über die Arche schrien, sondern über sich selber, weil sie sich nicht ebenfalls ein Rettungsboot gebaut hatten und hilflos zugrunde gehen mußten. Auch Erzvater Lot ist seinerzeit wüst ausgelacht worden, als er die Bewohner von Sodoma und Gomorrha zu warnen suchte und vom Untergange sprach. Er kam ihnen unsagbar komisch vor in seiner Bigotterie oder wie man das damals nannte. Aber der Tag kam, an dem niemand mehr über ihn zu lachen vermochte, weil alle Einwohner dieser beiden Städte durch Feuer und Schwefel vernichtet waren. Und auch, als Christus der Herr den Einwohnern von Jerusalem voraussagte, ihre Stadt werde zerstört und verwüstet werden, lachten sie ihm ins Gesicht; denn Jerusalem hatte die stärksten Festungsmauern der damals bekannten Welt und galt bei allen Sachverständigen als schlechthin uneinnehmbar. Aber die Mauern und Wälle sind dennoch gestürzt und geschleift worden, schon wenige Jahre nach der Ermordung des Gottessohnes, und es waren nur ziemlich wenige Juden übrig geblieben, um den Untergang ihrer Stadt zu beweinen.

***

Die Bibel ist schwer zu lesen. Man muß sehr viel gelernt haben, um es zu können, — unendlich viel mehr, als die allermeisten Menschen sich vorstellen können. Man muß insbesondere sehr viel davon wissen, wie die Menschen beschaffen waren in jenen Zeiten, in denen die Bibel entstanden ist und wie es sich mit der Auffassungsgabe jener Menschen verhalten hat. Man muß insbesondere sehr viel von der Sprache wissen, in der man damals gesprochen und nach Formen des Ausdrucks gesucht hat. Aber ist schon das bloße Lesen der Bibel ungemein schwer und für den Durchschnittsgebildeten von heute trotz allem Schulzwang, den wir kaum seit den letzten hundert Jahren haben, fast unmöglich, so soll und muß sich der Unberufene noch viel mehr hüten vor dem Erforschen- und Ausdeuten-Wollen der Bibel, vor allem bezüglich jener Stellen, die die dunkelsten und schwerstverständlichen sind.

Das haben alle jene nicht beachtet, die sich um die Ergründung des Adventsgeheimnisses bemühten und den Weissagungen der Evangelisten einen Sinn zu geben suchten, wie er ihnen selber beliebte. Das gilt namentlich inbezug auf die religiöse Sekte der Adventisten und ihrer Nachläufer, die sich seit mehr als neun Jahrhunderten wichtig zu tun suchen mit ihren Voraussagungen über den Untergang der Welt und mit dem kuriosen Wirrwarr, den sie aus der Bibel herausgelesen haben wollen. Begriffen haben sie lediglich, daß in der Menschheit eine große Advents-Sehnsucht lebt, eine Sehnsucht nach dem Erlöser, — aber zu allermeist nach einem Erlöser, wie sie ihn auffassen. Für die einen ist es ein großer General oder Heerführer, der ihre Gegner mit Waffengewalt und strategischen Künsten unterjocht. Für die anderen ist es ein Politiker, der sie und ihre Kaste oder Schicht endlich zu der ersehnten Herrschaft über die anderen bringt. Für die dritten ein Wirtschaftsführer, der dafür sorgt, daß wieder flott darauf los produziert werden kann und jedweder Unternehmerbetrieb wieder die erhofften Gewinne abwirft. Und für die vierten und fünften ist es einer, der den Besitz an Erdengütern „besser verteilt", ihn also denen wegnimmt, die ihn haben und ihn denen gibt, die ihn haben wollen, — oder es ist einer, der ihnen den „eigentlichen Sinn des Lebens" offenbart, nämlich denjenigen Sinn, der ihnen paßt und möglichst wenig Selbstüberwindung von ihnen fordert. Deshalb laufen sie allen möglichen und selbst den abenteuerlichsten Arten von „Propheten" nach, suchen in den Sternen zu lesen, lassen sich Horoskope stellen, treiben jegliche Art von Okkultismus oder Geheimwissenschaft, suchen Geister zu beschwören, in den Handlinien zu lesen, in den Geburtsdaten, — und hinter ihnen steht nichts als die furchtbare Angst, es könnte mit ihrer Sehnsucht nach Erlösung von dem Weltelend nicht so bestellt sein, wie sie sich's selber wünschen, sondern so, wie es diejenigen für gewiß halten, die an einen dreieinigen Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an ein Weltgericht, an eine Hölle und eine ewige Seligkeit glauben. Hinter all diesem irrgläubigen und ungläubigen Trachten nach dem Wissen um die letzten Dinge steht nichts anderes als die in sich selbst verkehrte Advents-Sehnsucht unserer Zeit.

***

Hört man in der Kirche das Evangelium von dem „Greueln der Verwüstung", dann weiß man: der letzte Sonntag im alten Kirchenjahr ist gekommen, und am nächsten Sonntag beginnt die Kirche das neue Jahr. Für Christen, die mit ihrer Kirche leben, ist also um diese Tage Veranlassung, beginnlich darüber nachzudenken, was das alte Jahr gebracht hat, und was vom neuen Jahr zu erwarten ist. Vertei Betrachtungen, wird man sagen, gehören in die Zeit um Silvester, in die Zeit der bürgerlichen Jahreswende; denn unser Leben sei vorzugsweise beherrscht von der bürgerlichen Zeitrechnung, — das kirchliche Jahr trete nur in der Kirche in Erscheinung. Aber die meisten, die so sagen, wollen auch um die Tage des bürgerlichen Neujahrs nicht gerne daran erinnert werden, daß eine Jahreswende keine Veranlassung ist zu ausgelassenen Gelagen, sondern zu ernster Besinnung auf sich, auf das Leben und auf das Schicksal, das allmächtig über uns waltet.

Betende Frauen — Dr. A. Delner

Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der man das bürgerliche Jahr ruhig am 1. Januar beginnen ließ, aber den Neujahrstag feierte man mit der Kirche, am ersten Advents-Sonntag. Forscht man in den alten Schriften, um dahinter zu kommen, wie es damals in der Welt ausgesehen hat und wie die Menschen damals gelebt haben, als sie sich noch innig mit ihrer Kirche verbunden fühlten, dann findet man, daß selber zwar vieles anders, aber nicht besser geworden ist. Es hat auch damals Arme und Reiche gegeben, Mächtige und Geringe; ein Paradies war die Erde auch damals nicht. Man hat sich mit vielen grimmen Zeitnöten und Uebeln herumquälen müssen, und man durchlebte auch damals eine Adventszeit; denn man sehnte sich nach Erlösung. Aber dringt man tiefer in die Bücher und Schriften ein, dann findet man: die seelische Not kann zu jenen Zeiten nicht so hart und wüst gewesen sein. Die Menschen von damals hatten sich mit ihrem Tun und Denken nicht so weit von der rechten Lebensbahn entfernt, daß sie kein Zurück mehr fanden; sie klammerten sich nicht mit ganzer Verzweiflung an die irdischen Dinge, und sie versuchten nicht mit aller Gewaltsamkeit, ohne Gott auszukommen. Mit Luftschiffen und Flugzeugen fahren konnte man damals nicht; wer zu seinen Mitmenschen wollte, mußte die Entfernungen zu Fuß zurücklegen, oder je nachdem zu Roß oder Wagen. Aber dennoch waren die Menschen einander näher. Angst vor Gasangriffen oder Bombengeschwadern brauchte man damals nicht zu haben. Man konnte nicht durch bloßes Drehen an einer Kurbel um den halben Erdball sprechen; aber dennoch verstanden die Menschen einander besser. Die Arbeit war hart und mühselig, nicht selten grausam und lebensfeindlich; denn es waren noch keine Maschinen erfunden, und man konnte weder die Dampfkraft noch die geheimnisvolle Kraft des elektrischen Stromes. Aber die Menschen waren einander noch nicht mit solcher Unerbittlichkeit Feind geworden, und die Maschine war noch nicht der Feind des Menschen. Gott hat es zugelassen, daß die Menschen viele verborgene Kräfte entdeckten, durch die sie sich das Erdendasein erleichtern und verbessern konnten; aber die Menschen haben die Fortschritte nicht benutzt, um ihren Daseinszweck besser und wirksamer zu erreichen, sondern um ihren Mitmenschen das Leben schwerer zu machen. Nun schreien sie nach dem Erlöser, lauter und sehnsüchtiger, als je, und nicht nur in der Adventszeit, sondern das ganze Jahr hindurch. Sie hängen sich an jeden „Führer" und an jedwedes Programm, von dem sie sich eine Erlösung versprechen, und müssen sich ewig enttäuscht sehen, weil sie, wie damals die Völker Israels, unter dem Erlöser einen gottähnlichen Uebermenschen verstehen, der ihr irdisches Trachten nach Macht und Herrschaft, nach Gewinn und Besitz befriedigen soll. Oder schon, wenn er ihnen Arbeit verschaffen könnte, wären zwanzig oder mehr Millionen Menschen bereit, ihn mit Inbrunst als den Erlöser zu feiern, — dieselbe Arbeit, die ihnen vor noch nicht vielen Jahren als etwas Fluchwürdiges erschienen ist, das sie an dem vollen Genuß des Lebens behinderte.

Das Advents-Sehnen der Menschheit hat einen anderen Inhalt erlangt, als vor wenigen Jahren noch, und vielleicht erleben es viele von uns Heutigen, daß sich dieses Sehnen binnen kurzem wiederum und abermals ändert, — so lange, bis die Menschen nach nichts anderem mehr trachten als nach dem einzigen und wahren Erlöser.

Der Weihnachtsbaum im Walde

Weihnacht! Klingt das nicht wie das milde Läuten von Glocken aus einer anderen Welt hinein in unser irdisches Leben voll Arbeit, Mühe und Plage, voll Enttäuschung, voll Wirtschaftsnot und Arbeitslosigkeit? Weihnacht! Jauchzt nicht das Hinterberg mit voller Freude; denn vor seinen Augen steht der brennende Lichterbaum, ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung. Eine alte Legende erzählt, daß das Christkind selbst vom Himmel herabgekommen sei und unseren Vätern selbst den Christbaum entdeckt habe. Seitdem gibt es Weihnachtsbäume auf Erden; Bäume, die uns das Leben verschönern, wenn es auch friert und schneit.

*

Der Forstmann ist der Betreuer unserer Weihnachtsbäume, die draußen im rauschenden Walde aufwachsen, um viele Tausende weihnachtsgläubige Menschenherzen zu erfreuen. Es gehört aber die Arbeit von Jahren dazu, bis die schlanke Tanne auf unseren Weihnachtstischen stehen kann.

Der Same ist der Ursprung alles pflanzlichen Wachstums. Es ist etwas Kostbares und muß eine seiner Kostbarkeit angemessene Wohnstätte haben, um sich entwickeln zu können. Die erste Wohnstätte im Walde ist das Kamp; der Forstgarten. Durch sorgfältige Bearbeitung und Düngung ist Boden von bester Beschaffenheit hergestellt. Er enthält Nahrung in Fülle für die kleinen Pflanzen. Die Samen werden in Reihen gelegt. Die Hoffnung des

Der Wald kommt in die Stadt

Der Transport der Weihnachtsbäume aus den Waldgebieten in die Städte hat bereits in vollem Umfange eingesetzt. Bald werden sie als Lichterbaum das Weihnachtsfest verschönen.

Sämanns geht unter dem Segen des Himmels der Sonnenschein und Regen sendet, in Erfüllung. Auf den ordnungsmäßigen Beeten stecken die Pflänzchen in Reih' und Glied ihre Köpfchen in die Höhe. Dann bleiben sie stehen, bis sie reif sind zum Verpflanzen.

*

Der Schlag, auf dem die Weihnachtsbäume ihre zweite Heimat erhalten sollen, ist gerodet. Alle Stöcke und Wurzeln sind entfernt. Kunstdünger wird gestreut. Der Boden wird aufgerissen. Lockerer Boden, der Wasser, Luft und Wärme leicht eindringen läßt, soll die jungen Pflänzchen gastfrei aufnehmen. Das Pflanzen ist eine heitere Beschäftigung. Mit Gesang zieht die frohe Schar aus, um Weihnachtsbäume zu pflanzen. Schon liegen sie in Reihen dicht nebeneinander. Mit dem Stichel werden Löcher in den Boden gestochen, welche die Wurzeln aufnehmen sollen. Der Boden wird nicht festangetreten, damit Luft zu ihnen gelangen kann. Nun entwickelt sich auf der Wöße Kahr für Jahr kraftvolles Leben. Die Bäumchen wachsen. Sie strecken ihren Leib höher und höher, setzen Quirl an Quirl, breiten die Zweige aus, trinken Regen und Sonnenschein . . .

*

Der November fällt ein und bedeckt den Forst oftmals mit Schnee. Der Forstmann schreitet vorüber: „Schöne Weihnachtsbäume." Der Wind heult in den Kronen. Da stampfen wuchtige Tritte durch den knirschenden Schnee. Wirtige Männer mit Säge und Beil. Das Fällen beginnt. Die Säge reißt sich mit ihren scharfen Zähnen in den Stamm. Der Baum ächzt. Es geht ihm ans Leben. Entsetzt sinkt er um. Aber er stirbt gerne, weil er dazu berufen ist, das Weihnachtsfest zu verschönern. Der Wagen knarrt durch den Forst. Dachhoch laden schwankt er auf den Waldwagen dahin. Der Stadt zu, dem Markte entgegen. Baum steht neben Baum. Der Verkauf beginnt. Die Menschen strömen herbei. Jeder möchte den schönsten Baum für sein Stübchen haben.

Einer wandert auf einen großen freien Platz. Er wird aufgerichtet. Als Weihnachtsbaum für alle.

*

Der Abend senkt sich nieder. Des Lichtes Flamme entzündet die Kerzenpracht. Alt und jung erfreut sich an seinem Glanze. Die Kinder stehn mit hellen Blicken, das Auge lacht, es lacht das Herz. Weihnachtsglocken klingen durch die Lande. Die Wunden in den zerrissenen Menschenherzen schließen sich, aller Jammer wird gestillt, fröhlich Menschenstimmen singen: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Präriepferd / Von Heinrich Leis

In einem der südwestlichen Staaten der amerikanischen Union, wo zwischen Ackerland und Baumwollfeldern noch weite Prärie sich dehnt als Tummelplatz zumal für Herden wilder Pferde, geschah es, daß ein Farmer, von Festlichkeit am Hofe eines Nachbarn heimkehrend, in seinem Bemühen, den Weg zu kürzen, sich in der einförmigen Steppe verirrte und von rings knisternden dürren, doch geschlossenen Gras umgeben, nicht mehr zur Richtung des eigenen Gehöfts zurückfand. Ein wenig nachlässig erst dahingaloppierend, ohne des Wegs zu achten, war er schon einige Stunden geritten, als ihm zu nicht geringem Aerger sein Fehler ins Bewußtsein trat. Er verhielt sein Pferd, nun verspätet Ausschau haltend, den Horizont nach einer Baumgruppe absuchend, die ihm heimatliche Nähe ankündigte. Die Sonne neigte sich schon; es war brennend heißer, schwüler Sommertag gewesen, und das Empfinden von Durst weckte den Farmer zuerst aus seinen der bevorstehenden Ernte und mancherlei Dingen des Alltags zugewandten Gedanken.

Aus dem Stand der Sonne suchte er neue Richtung zu gewinnen. Nach kurzer Ueberlegung glaubte er, den rechten Weg gefunden zu haben, riß das Pferd scharf, fast zornig an den Zügeln, doch das Tier, sonst jedem Schenkeldruck gehorsam, tat nur wenige, zögernde Schritte, als wittere es in der Ferne irgendwo eine Gefahr. Immer wieder wollte es umwenden, den Kopf freimachen, stand auf gespreizten, heftig zurückgestemmten Beinen. Der Reiter schrie die Sporen ein, doch nur Boden und Bäumen war die Antwort. Solchen Widerstand nicht gewöhnt, versuchte der Farmer mit hartem Griff erst, dann mit tätschelndem Liebkosen seinen Willen zu erzwingen, aber verdrießlich blieb das rauhe wie das sanfte Mittel. Und während er noch bedachte, ob nicht das Pferd, ein Abkömmling jener prärieentstammten, in wilder Freiheit aufgewachsenen Herden, vielleicht besser als er selbst den Heimweg wisse, trabte das Tier schon an, nach wenigen Sprüngen in Galopp verfallend, der einer atemlos gehetzten Flucht gleichkam. Umsonst griff der Reiter schärfer in die Zügel, das Tier hatte sich der Fesselung entwunden, es schien wieder wie einst unabhängig, dahinsausend als ein Bruder des Sturms. Der Farmer ergrimmte, sich solcherart von der stärkeren Kraft des Pferdes geschlagen zu bekennen, denn nicht ohne Stolz war er als sicherer, sattelfester Reiter gerühmt. Nun bezwang die Dehnung des rundgebogenen Pferdehalses den Haltedruck seiner Arme, unter ihm klapperten die Hufe, die Schollen aufklaffen ließen.

Irgend ein fremdes, elementares Ereignis hatte den Sinn des Pferdes plötzlich verwandelt. War mit der Weite der Prärie wieder jener alte Freiheitsdrang erstanden, der die Form gezähmten Gehorsams sprengte? Der Mensch empfand es wie Entthronung seiner Macht. Das Tier sollte das Geschöpf seines Willens sein, er kämpfte erbittert um Rückgewinnen der verlorenen Herrschaft. Heftig hin und her geschüttelt flog der Pferdekopf unter dem peinigenden Druck der Kandare; in den Blüseln rückgestemmt, mühte sich der Reiter, die Spannkraft des Pferdenackens zu zerbrechen, doch kaum um ein Geringes verlangsamte er die Schnelligkeit der wilden, zielverlorenen Jagd. Da ging es durch seine Gedanken wie ratloses Staunen, noch immer fand er nicht Klarheit, ob er das seltsame Gebaren des Pferdes als ein Wiederaufleben längstentfesselter Freiheitstriebe deuten oder ob er nach einer Ursache tasten solle, die das Pferd erschreckt und aller üblichen Zähmung entrissen hatte. Wie auf einer kreisenden Scheibe abgerollt, flog die Landschaft vorüber, einförmige Prärie voll wogenden Grases, und während der Widerstand des Reiters erlahmte, kam in seine Sinne etwas von traumhaftem Benommensein. Anstrengung aller gesammelten Kraft, mit der singenden Hitze des Sommertages vereint, ließ Haar und Gesicht von Schweiß sich feuchten, die Zunge klebte am Gaumen, trocken von Durst. Und mit einem Wirbel säh anbrandenden Windes geschah ein neuer Einbruch.

Ein Rauch zitterte in der schwülen Luft, brandig, wie von versengtem Tuch. Nur halbbewußt war die Wahrnehmung, denn noch immer gingen alle Gedanken auf Kampf mit der entfesselten Wildheit des Pferdes. Aber schon wurde der Brandgeruch stärker, der wachsende Sturm schien ihn mit Flocken schwelenden Qualms über die Steppe zu blasen, er fündete plötzlich etwas von benommungslos herandrausender, ungeahnter Gefahr. Den Kopf zurückgerissen, fand der Reiter schnelles, dunkel schauerndes Erkennen: Die Prärie brannte! Irgendwo war in das dürre Gras der Funke gefallen, wildfressend zündete die Lohe, schon alomm hinter ihm kilometerbreit, sturmgeschwind vorrückend, eine feurige Wand; flammender Tod hetzte auf seiner Spur. Früher schon als der Mensch hatte das Tier mit der feinen Witterung des Wildgeborenen die furchtbare Drohung begriffen. Darum seine jagende Hast, sein haltloses Vorwärtsstreben. Mit greifenden Sprüngen floh es einer Ferne zu, wo es Rettung wähnte. Der Reiter ließ die Zügel schießen, er wußte, an den Pferdebeinen hing sein Leben. Mit eingeschlagenen Sporen suchte er die atemlos schwirrende Schnelligkeit noch zu steigern, und gehorsam gab das Tier die letzte Kraft.

Kein Kampf war mehr, sondern gemeinsame Flucht, verzweifelte Mühe des Entrinnens vor der grausigen Verfolgung von Feuer und Sturm. Dichter, brandiger, wälzten Rauchschwaden sich heran, Funken sprangen schon aus zischender Lohe. Fast körperhaft spürbar wurde der Gluthauch der Hitze, im Gras lag Purpurschein, roter flammend als vom Abglanz der sinkenden Sonne. Hufgetrappel schwoll ringsumher. Herden der Wildpferde tauchten aus Rauchwolken, vorwärtsgepeitscht von gleicher Lebensangst. Die wildflatternden Mähnen, schnaubenden Nüstern, wildjagenden Flüge, von Qualm umflockt, sah der Reiter wie Schreckbild eines quälenden Traumes. Fischen und Prasseln knatterte über sie hin, himmelan stieg der Funkenwirbel, ein Feuermantel war der Sturm, alles Leben in seine tödliche Umarmung zu reißen. Wie Gespenster flogen die Wildpferde vorbei, sein eigenes Tier fühlte der Farmer keuchend erlahmen, im Kampf der Flügel aufzureiben, schlitternd glitten die Hufe des müden Galopps: da stand bestimmend in der Landschaft das breite Silberband eines Stromes, darin die Köpfe der schwimmenden Pferde wie Wellenringel waren. Und nach kurzem Schenkeldruck ins Wasser watend, trug auch das treue Reittier den Farmer, unter doppelter Last schleppend, zum sicheren Ufer, während hinter ihm machtlos die Wut des feurigen Todes verbrauste.

Schon klapperten die Hufe der erschreckten Herde neuer Ferne zu, da verbeißt der Reiter, stieg aus dem Sattel und wandte auf die Flammenlohe, die am Flußufer sich brach, einen letzten Blick, Dampfend, schwer keuchend und zitternd stand das Pferd, einen Ausdruck hilfloser Trauer in den Augen und am Maul blutig gesprenkelter Schaum. Die Arme des Mannes schlossen sich um den Pferdehals mit dankbarer Zärtlichkeit; und während die Schnauze des Tieres sich an seinem Rockärmel rieb, schaute der Farmer tief in die guten, treuen Augen, streichelte das feuchtglänzende Fell, und etwas von bitterer Beschämung stand in ihm auf. Denn er wußte, er lag im feurigen Kerker gefangen ohne die flinken Beine, die ihn aus der Gefahr getragen hatten, gegen den Herrn sich auflehnend und doch ergeben selbst, da sie Gehorsam weigerten, schmerzlicher Mißhandlung ungeachtet den Reiter retteten zugleich mit dem eigenen Leben.

Dem Gedenken der Toten des Weltkrieges

Am Totensonntag fanden überall Gedenkfeiern der militärischen und politischen Verbände für die Toten des Weltkrieges statt. Im Ehrenmal Unter den Linden zu Berlin legte im Auftrage des Reichswehrministeriums der Stadtkommandeur, Generalmajor von Witzendorf, einen Kranz nieder, welchen Augenblick unser Bild festhält.

Wochenrundschau

Mittwoch, 16. November: Der Reichskanzler sagt seine Staatsbesuche in Südwestdeutschland ab, da die Parteiführerbesprechungen ihm den Ernst der Regierungskrise zeigen. — Prälat Kaas und Joos vom Zentrum und Staatsrat Schiffer legen dem Kanzler die Auffassung ihrer Parteien dar: Zusammenfassung aller aufbauwilligen Kräfte zur Notgemeinschaft. — Staatsrechtlicher Streit der Preußenkabinette wegen Verleihung der Staatsmedaille an Hauptmann. — Broccardo-Guimbretiere siegen im Berliner Sechstagerennen.

Donnerstag, 17. November: Reichskanzler von Papen bietet dem Reichspräsidenten die Gesamtdemission des Kabinetts an. Hindenburg nimmt sie an und beauftragt Papen mit der Weiterführung der Geschäfte. — Simon spricht in Genf: Deutschland muß qualitativ den anderen Mächten gleichgestellt werden. Alle Staaten müssen sich feierlich verpflichten, keinen Streit mit Gewalt zu lösen. — Der Kleppervaueschuß tritt auf, da man Klepper nicht auf der Regierungsbank sehen lassen will. — Veröffentlichung der neuen Rundfunkrichtlinien.

Freitag, 18. November: Der Burgfriede zur Sicherung der Ruhe und Ordnung wird bis zum 2. Januar verlängert. — Hindenburg empfängt Hugenberg, Kaas und Dingeldey zu Einzelbesprechungen. — Notverordnung des Reichspräsidenten zur Gewaltenteilung in Preußen. — Der Reichsrat beschließt: Die Nichtannahme des Reiches vom 29. und 30. Oktober gehen weit über die Julinotverordnung hinaus; sie sind aufzuheben. — Unsere Fußballnationalelf lost Prof. Werner-hold, ist allein durch die Warenmenge bedingt, die man sich abnimmt.

Samstag, 19. November: Hindenburg bespricht sich mit Adolf Hitler unter vier Augen. Die Unterredung brinnt noch kein endgültiges Ergebnis. — Die Verhandlungen zwischen Nationalsozialisten und Zentrum dauern an. Auch sie werden streng geheim gehalten. — Hugenberg lehnt eine Einladung Goerings rundweg ab. — Braun will im Landtag sprechen. — Der Völkerbundskommissar greift in den Danzig-Polen-Konflikt ein.

Sonntag, 20. November: Von Papen spricht bei Hindenburg vor und weilt längere Zeit in geheimer Besprechung im Präsidentenpalais. Die Unterredung wird vor der Oeffentlichkeit geheimgehalten. Nach der Aussprache wird beschlossen, Hitler am Montag zu einer zweiten Unterredung bei Hindenburg zu bitten. — Im Morgengrauen entdeckt ein Wärter einen Anschlagsversuch auf Ministerpräsidenten Herriot: Auf der Strecke nach Nantes, die Herriot kurz darauf passieren sollte, waren die Schienen weit aufgerissen. Man spricht von einem Anschlag bretonischer Autonomisten.

Montag, 21. November: Halbstündige Unterredung Hitler–Hindenburg. Der Reichspräsident ersucht den Führer der NSDAP, seitzustellen, ob und inwieweit eine von ihm geführte Regierung eine stärkere, arbeitsfähige Mehrheit erhalten könne. Hitler antwortet noch nicht, sondern legt gegenüber den Bedingungen Hindenburgs neue Gesetzentwürfe vor. — Am frühen Morgen zeigen sich in ganz Westdeutschland Erdstöße, die aber keinen Schaden anrichten. — Der Völkerbundsrat beginnt die Beratung des Luttonberichtes.

Dienstag, 22. November: Die innerpolitische Lage ist sehr verwickelt: Reichskanzler Weltner beantwortet für Hindenburg die Hitler-Fragen. Adolf Hitler dürfe nur eine parlamentarische Regierung bilden. — Die NSDAP. arbeitet fieberhaft an einer Denkschrift, die statt eines Mehrheits- ein Präsidialkabinett vorschlägt. Hierzu verlautet, daß geheime Kräfte an einer Wiedererrichtung der Harzburger Front arbeiten. — Im Hauptausschuß des Preußischen Landtages deutet Dr. Brecht eine neue Klage Preußens in Leipzig an. — Frankreich lehnt in Genf die deutsche Gleichberechtigung ab.

Mittwoch, 23. November: Hitler antwortet dem Reichspräsidenten in einer Denkschrift auf seinen Auftrag zur Regierungsbildung. Er lehnt die Bildung eines parlamentarisch schlechten Kabinetts ab und fordert eine Präsidialregierung vor. — Amerika will die Kriegsschulden der Alliierten nicht streichen. — Der preußische Staatsrat verlangt Klage vor dem Staatsgerichtshof wegen der letzten Preußenverordnungen. — Gerüchte über Riesendefizitzahlen bei der Ob-postdirektion Berlin werden amtlich dementiert.

Streifzug durch die Woche

Advent — Aus dem Wartezimmer — Jagdkalender — Neue Schriften
Kleine Papageien — Die entwurzelte Eiche und ein Quell der Liebe

Advent: Wartezeit, geduldiges Harren auf das Kommende. Früher dachte ich, nur das Leben der Frau sei ein dauernder Advent. Dann nicht mehr, so lange sie noch nicht verheiratet ist, wartet sie auf den Zukünftigen. Ist sie aber verheiratet, so wartet sie wieder, bis er nach Hause kommt. Und dann wartet sie auf das Kind. Und so ist das Leben der Frau mehr noch ein Warten als das Leben des Mannes. Und doch sind wir heute alle auf Wartezeit gesetzt, Jugend und Alter. Wir warten darauf, daß es besser werde. Das ist für viele die Hauptbeschäftigung. Ach, wir warten immer. Daß wir selber besser werden, daß die Welt besser wird, daß die Kirche heiliger wird. Nach den verschiedenen Erwartungen gruppieren sich die Parteien. Das Zukünftige bestimmt uns, da uns die Gegenwart nicht hält, und da wir die Sekunde auch nicht aufhalten können. Warten ist so recht die Stimmung des Geschöpfes, das weiß beim Schöpfer. Das ist das große Warten der Menschheit, die Sehnsucht, die heute wieder mächtig ausbricht.

Daneben gibt es das kleine Warten. Du sucht eine Stelle, ach, wie lange mußt du warten in unsittigen Vorzimmern. Du hättest gern einen Auftrag, wie lange mußt du warten. Jener Bettler wartet auf ein Almosen, jene arme Mutter auf jemanden, der ihr für heute wenigstens etwas Gutes tue, für die Kinder gibt. Jener Angestellte wartet seit Monaten auf ein gutes Wort vom Prinzipal. Jener Schriftsteller wartet immer noch auf ein Echo. Warten, warten . . . Der eine wartet auf einen Pfennig, der andere auf eine Kaiserkrone. Jener möchte Kanzler werden, dieser Straßenfeger. Hat man einmal eingesehen, daß Warten recht eigentlich der Zustand des menschlichen Lebens ist, so findet man sich darein. Man nimmt das Warten für irdische Erfüllung und wartet dann nicht mehr. Man findet es natürlich, daß diese Welt auch nur als Wartezimmer eingerichtet ist. Nicht immer gut geheizt, nicht immer sauber, ein Stelldichein aller möglichen Menschen. Ein Zeitvertreib verschiedener Art. Es ist nicht so wichtig, was man tut. Nur muß man den rechten Zug nicht verpassen. Da muß man vorbereitet sein und sein Gepäck beisammen haben. Denn bei Petrus herrscht Ordnung.

Das neue Jahr scheinen jene gar nicht erwarten zu können, die schon seit Wochen mit neuen Kalendern die Häuser bestürmen. Von allen hat mich bisher am meisten gefreut der Kalender Katholischer Jugend, der bei Herder herauskommt. Es sprechen darin die wichtigsten Führer des katholischen Deutschlands zu der jungen Generation. Gleich der Anfang bringt einen Dreiklang, von dem wir einst als Jungen uns nicht hätten träumen lassen. Der Papst selber hat für diesen Kalender einen Segenswunsch geschrieben, der einem schönen Wort des Staatssekretärs Pacelli vorangeht. Dann folgt Brüning, der frühere Reichskanzler, mit einem vaterländischen Aufruf. Und dann all die anderen, Bischöfe und Professoren, Geheimräte und Generalsekretäre, Philosophen und Dichter, Pädagogen und Wirtschaftsführer, es ist schon eine hübsche Galerie. In der Tat ist es gut, daß die katholische Jugend ihre eigenen Leute kennen lernt. Die aufbauenden Kräfte sind heute so offensichtlich auf Seiten des Christentums, daß es schon deshalb notwendig ist, die wichtigsten Vertreter der christlichen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart im Gedächtnis zu haben.

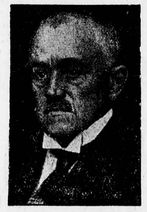
Schon lange wollte ich wieder hinweisen auf einige Hefte, die im Verlag Deutsche Arbeit, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 25, erschienen sind und in der Hauptsache von Dr. Röhr besorgt werden. Die neuesten heißen: Der Rechtsstaat und seine Gefährdung. Die Gesellschaft. Die Staatengebilde der Erde. (Sehr billig.) Das sind ausgezeichnete Vorträge und Materialien für das Selbststudium. Man bilde sich nicht ein, daß man gründliches Wissen auf Versammlungen und überhaupt im Kollektiv einnehmen könne. Nein, wer etwas wirklich wissen will, der muß sich geduldig hinsetzen und sich in eine Frage vertiefen. Hat er so einen inneren Schatz gesammelt, dann lernt er auf den öffentlichen Versammlungen etwas dazu. Gerade diese Heftchen sind dazu prachtvoll geeignet. Sie beschäftigen sich mit den brennendsten Fragen der Gegenwart. Ich rate hier so dringend, weil die Beteiligung christlicher Kreise an der Diskussion der Kulturfragen immer noch viel zu gering ist. Wir wissen nicht, wie die Zukunft sich formen wird. Was aber auch kommen möge, eine Anzahl von wirklich gebildeten Menschen sind eine große Macht. Wissen ist Macht, das gilt auch hier. Wer etwas weiß, wird immer dem Schwätzer überlegen sein. Es wird auch jeder, der die Fragen seiner Zeit studiert, spüren, wie sehr sie mit den ewigen Fragen verknüpft sind. Seine Religion wird lebendig werden, weil eben sein Geist lebt. War es nicht schon im Evangelium so? Es ist jetzt

Dem Gedächtnis der Südtiroler Märtyrer

Der Tirolerklub in München hielt erstmalig am Südtiroler Platz vor dem dortigen Gedenkstein eine Feier zum Gedächtnis der Märtyrer und Helden Südtirols ab. Der letzte Bezirkshauptmann von Bozen, Mumelter, hielt eine Ansprache.

Ein gefährliches Autobusunglück

In Oslo stieß ein Feuerwehrlöschzug mit einem Autobus in voller Fahrt zusammen. Der Autobus wurde gegen eine Mauer gedrückt und zerstört. Wie durch ein Wunder jedoch kam niemand ums Leben. Nur mehrere Fahrgäste und der Führer des Autobus wurden verletzt.



Die Goethe-Medaille für einen Führer des Auslands-Deutschtums

Die Reichsregierung hat durch ihren Gesandten in Lettland dem Chefredakteur der „Rigaschen Rundschau", Dr. Paul Schiemann, die Goethe-Medaille überreichen lassen. Dr. Schiemann ist Vorsitzender der Deutschen Fraktion im Lettländischen Parlament und einer der bedeutendsten Führer des Auslands-Deutschtums überhaupt.

bei Herder ein Leben Jesu erschienen, das Franz Michel Willam herausgegeben hat. Dort wird einmal in einem Werk, das für breiteste Kreise bestimmt ist, gesagt, wie sehr Christus mitten im Leben seiner Zeit stand. Wir erfahren, was für Blumen im Heiligen Lande geblüht haben, was für Flüsse und Berge da waren, was für eine Kultur, wie alles zusammenhing, vom Himmel bis zur Erde. So wie der Herr selber in seinem Volke verwurzelt war, so sollen wir es auch sein. Soeben kommt mir auch noch ein Buch „Um des Reiches Zukunft" von Walter Gerhart auf den Tisch. So weit ich sehe, geht es auch da um die großen aktuellen Fragen. Nur lesen, nur durcharbeiten, dabei sein, hoffen und tun, und so werden wir vertrauen dürfen, daß Gott auch das Seinige beitragen wird.

Wie ich das so schreibe, schreit ein Sittichpaar herüber. Immer, wenn die Maschine rasselt, bekommen die beiden auch Lust, Lärm zu machen. Sittiche sind kleine Papageien, die immer zu zweien sein müssen, weshalb man stets ein Pärchen von ihnen sieht. Das lieben ja nicht nur die Sittiche . . . Sie tun nicht viel. Sie haben ihren kleinen Wirtschaftskreislauf, der im Futternäpfchen beginnt, und sonst, nun, sie haben sich gern. Sie sitzen immer nebeneinander. Jeder von beiden lebt von dem glücklichen Bewußtsein, daß der andere auch da ist. In die Tagesfragen mischen sie sich wenig, sie träumen nämlich immer von einer paradiesischen Ferne. Wenn ich diese Tierchen länger anschaue, dann taucht der ganze tropische Urwald vor mir auf. Ich höre die unendliche Musik der Wälder am Amazonenstrom oder wo sie sonst zu Hause sind. Das hat etwas Beruhigendes. Es ist die Einfachheit des Sittichreiches. Sie wissen, daß es schon deshalb notwendig ist, die wichtigsten Vertreter der christlichen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart im Gedächtnis zu haben.

Regierungsverhandlungen unter Polizeischutz

Anmarsch einer starken Schupoabteilung zum Reichspräsidenten-Palais, das in diesen Tagen politischer Hochspannung unter besonderem Schutz steht. Oft genug kommt es vor, daß die Besprechungen eine große Menge Neugieriger anlocken, so daß Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingesetzt werden muß.

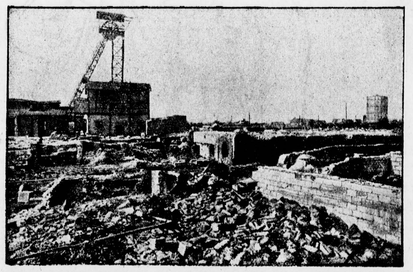
Ein gefährliches Seepferd

Die englische Marine hat in Chatham ihr neuestes U-Boot vom Stapel gelassen, das auf den Namen „Seepferd" getauft wurde.

fen, daß die elektrischen Entladungen in unserer Industrie und Technik Kleinigkeiten sind gegen die Gewitter einer Tropennacht. Boten der Natur sind sie, die immer noch größer ist als alles Menschenwerk. Und so sitzen sie überlegen da. Nur manchmal streiten sie die Federn und gehen wie zum Zweikampf auseinander los. Das tun sie aber nur der Liebe wegen, denn sie wissen schon im voraus, daß jeder Angriff mit einer freundlichen Umarmung endet. Sie führen nur Krieg, um ihre unendlichen Friedensgespräche wieder in Gang zu bringen.

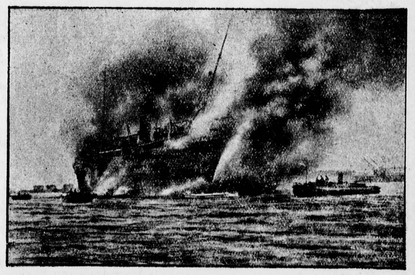
Hast du nicht auch oft ein Gefühl, daß sich die erneuernden Kräfte immer spürbarer regen? Der neue Erzbischof von Wien hat ein interessantes Wappen. Es geht auf eine Sage zurück, die in seiner Heimat umgeht. Ein Sturm entwurzelt eine Eiche, aber siehe, schon bald sprudelt unter dem gefällten Riesen eine Quelle hervor. Für den Bischof war das die Quelle der Liebe, die aus Not und Untergang aufschießt. Darum sein Spruch: Servite in caritate. Dienet einander in Liebe. Der Notwinter jetzt gibt vielen Gelegenheit dazu. Bring in jeden Advent ein Christkindlein, sei gut zu jedem Wartenden . . .

Der Mann im Monde.



Die Wirtschaftsnot im Industriegebiet

Stillgelegte oder gar dem Abriß verfallene Zechen bezeichnen den Weg, den die Wirtschaftskrise mit tiefschürfenden Spuren durch dieses einstmals blühende Gebiet gegangen ist. Unser Bild zeigt die dem Erdboden gleichgemachte Zeche „Vollmond" in Langendreer.



Der Brand im Amsterdamer Hafen

Auf dem Indien-Dampfer „P. C. Hooft" brach im Hafen von Amsterdam ein Feuer aus, das den gesamten Innenraum vernichtete. Da alle Löschungsversuche fehlschlugen, schleppte man das Schiff auf die Reede hinaus, um es ausbrennen zu lassen. Der Dampfer war 22 000 Tonnen groß und wurde im Jahre 1926 erbaut.

Tonfilmarbeit auf der 1. Flugplattform

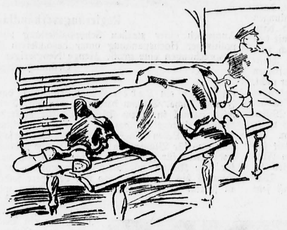
Ein Bericht mit Zeichnungen von Fritz Meisel

Ein paar schöne Herbsttage lang war die kleine Insel in der Ostsee, die Greifswalder Oie — Flughafen. Ein ganz richtiger, mit Flugleiter und weißen Landezeichen und kleinen roten Warnungsflaggen. Ein Stück fliegender Telephonleitung war niedergelegt worden. Allerdings fehlte die G. m. b. H. mit Reichs-, Staats- und kommunaler Beteiligung, auch gab es keinen uniformierten Luftüberwachungspolizisten, aber landen und starten konnte man nach Herzenslust, und zeitweise herrschte lebhafter Flugbetrieb.

Eines Tages landete ein ganz berühmter Weltflieger und bedauerte, er wäre soeben mehr als 3000 Kilometer ohne Zwischenlandung über den Ozean gesegelt, und dann schimpfte er Mord und Braus, weil man ihm die Windschutzscheibe entzweigeschossen hatte. Bei näherer Besichtigung war es Hans Albers, der einer ängstlich dreinblickenden jungen Dame, Sybille Schmitz, aus dem Flugzeug half. Die beiden waren gekommen, weil eine von Paul Hartmann kommandierte, „F. P. 1" genannte Flugplattform nicht mehr antwortete. Es waren da tolle Sachen passiert, und das Ganze gehörte zum neuesten Großfilm der Ufa „F. P. 1 antwortet nicht", den die Erich-Pommer-Produktion nach einem Roman von Stodmak in drei Sprachen (deutsch, französisch, englisch) dreht.

Die Plattform ist wirklich vorhanden, wenigstens ein großes Stück von ihr, mit richtigem Kommandoturm und mit einer pompösen Hotelfront. An hotelmäßiger Unterkunft mangelt es trotzdem: Aufnahmestab, Schauspieler und Komparsen wohnen in Göhren und fahren täglich mit dem braven Dampfer „Ernst Moritz Arndt" hinüber. Bei stürmischem Wetter ist das für zartbesaitete Gemüter nicht immer ein reines Vergnügen.

Während der Ueberfahrt singen die F.P.1-Matrosen ein sentimentales Seemannslied, dessen Refrain: „Ganz dahinten, wo der Leuchtturm steht . . ." deutlich auf die Oie



Auf Deck: Die Regie (Karl Hartl) beim wohlverdienten Schläfchen.

anspielt. Ihr Leuchtturm diente als Ausguck, als eines Tages der Dornier-Wal der Luft Hansa vom geraden Kurs Stettin—Kopenhagen abweichen sollte, um ins Bild zu fliegen. Man hörte die Motoren eher, als man mit scharfem Fernglas das Flugboot als einen feinen Strich sichtete. Alarm auf der Plattform. Die Kameramänner richteten ihre Objektive und ließen den heranbrausenden Luftriesen keinen Augenblick aus dem Filmband. „Der Ton war gut", meldete der Tonmeister. Nah genug gebrummt hatten auch die Motoren.

Zwischen Leuchtturm und Plattform steht ein Zelt, das den Reserve-Lichtwagen vor den Unbilden der Witterung schützt. Davor lagern in der wärmenden Mittagssonne die F. P. 1-Matrosen, die gerade weder zu singen, noch zu spielen, noch beim Szenenumbau zu helfen haben. Filmvolk ist immer zu Scherz und Spiel geneigt, selbst das Faulenzen wird der Situation angepaßt. Einer von den „blauen Jungs" hat umgeschnallt. Patronentaschen am Gurt; mit dem Gewehr im Arm ist er freiwillig auf Posten gezogen. Wohl eine halbe Stunde lang geht er gemessenen Schrittes auf und ab, echt selbst das Mützenband mit dem „F. P. 1". Der Film-Flughafen Oie steht unter militärischem Schutz.

Der Posten horcht auf: Was soll der Lärm vor der Film-Kantine? Eine Ansammlung um einen Fremden, einen der vielen neugierigen Inselsucher, die sich die merkwürdigen Bauten und den Filmbetrieb einmal aus nächster Nähe ansehen wollen. Der Mann hat des Guten etwas zu viel getan und will durchaus mit Hans Albers Brüderschaft trinken. Der Lärm droht die Tonfilmaufnahmen zu stören. Da schreitet der Posten, ganz in seine Rolle hineingewachsen, ein, erklärt den Krakehler für verhaftet. Matrosenfäuste packen zu und bringen den verdutzten Uebeltäter in Dunkelarrest — zum „Lichtwagen" ins Zelt. In der nächsten Spielpause wird der ein wenig ernüchterte Sünder vor den „Schnellrichter" geschleppt. Der Regisseur Karl Hartl spielt ihn selbst. Er ist der herrlichen Sonne wegen milde gesonnen: der „Verhaftete" wird verwarnt und in Freiheit gesetzt.

„Jetzt, bitte, die englische Version!" Das Spiel, die Arbeit geht weiter. Zum 7., 8. und 9. Male muß der Flugzeugmotor auf Stichwort anspringen, und er tut es so geduldig, wie Albers, Boyer und Veidt ihren Weltflieger Ellison „hinlegen" — kein Wunder, sein eigentlicher Herr und Gebieter, der Flugkapitän Förster aus Warnemünde, versteht es so bildschön, ihm gut zuzureden.

H. Bruwe.

Die deutschen Darsteller:
Paul Hartmann, Hermann Speelmann, Paul Westermeier

Abends wird Ping-Pong gespielt. Conrad Veidt-Peter Lorre sind ein gefürchtetes Doppel.

„N Abend, Kinder!" begrüßt Hans Albers die Rügener Jugend. Sie empfängt ihn allabendlich auf der Landungsbrücke mit den Liedern „Das ist die Liebe der Matrosen . . ." und „Hänschen klein . . .". Die Kinder begleiten ihn, am Mantel hängend, bis zum Hotel

Photo wird ein glückliches Land- leben das Tüchtigen ist die schönste Belohnung!!

Aufsichtsratssitzung der Ufa

Die letzte Aufsichtsratssitzung der Universum-Film-Aktiengesellschaft nahm den Bericht des Vorstandes über den Rechnungsabschluß für 1931/32 entgegen. Es werden ausgewiesen: Betriebsüberschuß von 29,01 (i. V. 30,45) Millionen Reichsmark, Steuern 4,20 (i. V. 4,48), Zinsen 1,43 (i. V. 1,65) und Abschreibungen 18,78 (i. V. 18,83) Mill. RM.

Es ergibt sich ein Reingewinn von 2 019 000 (i. V. 3 002 000) Reichsmark. Der Generalversammlung wird die Ausschüttung einer Dividende von 4 Prozent vorgeschlagen. Die Liquidität der Bilanz hat sich nur unwesentlich verändert.

Schläft ein Lied in allen Dingen....

Eichendorff, wie wir ihn nicht kennen

Zum 75. Todestag dieses größten katholischen deutschen Dichters der Neuzeit am 26. November

Von Dr. Erich Wewel

Einen Träumer nennen sie Eichendorff heute, einen Dichter des Waldesrauschens und der verwunschenen Schlösser und geheimnisvollen Marmorbilder. Was weiß die Welt von dem Reichtum an edlen Gedanken in den Dichtungen, in den Romanen, in den politischen und literatur- wissenschaftlichen Schriften Eichendorffs. Politische Schriften Eichendorffs? Ja, kann man es denn auch anders erwarten von diesem Zeitgenossen eines Joseph von Görres. Kann man im Ernste glauben, den ganzen Eichendorff zu besitzen, wenn man die herrlichen Lieder kennt, die unser Volk singt als wären sie sein Erbgut aus der namenlosen Geburtsstunde seiner Volkslieder?

Wohl sind diese Lieder die süßeste Frucht seines Dichtens. Aber dieser ernste Katholik, der die Romantik als Weltanschauung am entschiedensten überwunden hat, konnte sich darin nicht erschöpfen. Dazu stand er viel zu sehr im Leben seiner Zeit, der er ja auch als Beamter des preußischen Staates diente. Welch ernste und hohe Meinung Eichendorff vom Berufe des Dichters hat, sagt er in dem Gedicht „An die Dichter" im letzten Kapitel seines Romans „Ahnung und Gegenwart".

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelste benennt.
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Not auf Gott vertraun.
Daß aller Herzen freier werden,
Eratmend in die Klänge schaun.

Heilig ernst nimmt es Eichendorff mit seinem Dichterberuf. Nur die Mutzeugen des Christentums weiß er mit den Dichtern zu vergleichen:

„Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Flammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn so wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Leiden ausdrücken, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen. Die Menge, nur auf weltliche Dinge erpicht, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenschein und langt rührend nach dem ewigen Lichte, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demut und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, und das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt; die wie Memnons Bild voll stummer Bedeutung nur dann durch und durch erklingt, wenn sie die Aurora eines dichterischen Gemütes mit ihren verwandten Strahlen berührt."

Dichten ist für Eichendorff ein Priesteramt Gottes. Der rechte Dichter ist für ihn immer zugleich auch ein Prophet. In der Dichtung wie in der bildenden Kunst äußert sich die ungestillte ewige Sehnsucht des Menschen nach der göttlichen Heimat. Der Dichter soll aussprechen, was doch schließlich alle meinen, wenn sie, blind für die göttliche Schönheit der Welt, Wahngebilden nachjagen, die sie niemals glücklich machen werden. Er soll den Glauben an die Welt und an die Menschheit bewahren, an ein zukünftiges schöneres Erdendasein, in dem zwar Schmerz und Leid nicht fehlen, in dem aber die Menschen froh die göttlichen Gaben genießen und alles Erdenleid sich in Liebe versöhnt. Diesen hohen Idealismus nicht zu verlieren auch „wenn alles um ihn her zerfällt" und ihn zu verkünden gegen eine Welt von begeisterungslosen, armseligen Tatsachenmenschen, die an ein Aufwärts nicht glauben, weil sie immer rückwärts schauen und weil sie alle Möglichkeiten an ihren eigenen schwachen Kräften und Entschlüssen messen — ihn sich durch nichts hinwegdisputieren zu lassen, das ist die Wesensart des echten Dichters: „Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten, und die anderen mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen."

Indem Eichendorff seine Kunst mit so tiefem Ernst betrachtet, hebt er sie hinauf in den Kreis heiligster Angelegenheiten des Menschen: „Die Poesie liegt in einer vorzüglichen, begeisterten Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, sie liegt ebensosehr in der Gesinnung als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauchs groß werden. Wenn in einem sinnreichen, einfach frengen, männlichen Gemüte auf solche Weise die Poesie wahrhaftig lebendig wird, dann verschwindet aller Zwiespalt: Moral, Schönheit, Tugend und Poesie, alles wird eins in den adeligen Gedanken, in der göttlichen, sinnigen Lust und Freude, und dann mag freilich das Gedicht erscheinen, wie ein in der Erde wohl gegründeter, tüchtiger, schlanker, hoher Baum, wo groß und fein ernste und hohe Meinung Eichendorff vom Berufe des Dichters hat, sagt er in dem Gedicht „An die Dichter" im letzten Kapitel seines Romans „Ahnung und Gegenwart".

Napoleon löste die Universität Halle im Winter 1806 kurzerhand auf, als die Studenten, unter ihnen die Brüder Eichendorff, ein heimliches Freikorps gründeten. Bei Nacht hieß es flüchten. — Joseph und Wilhelm von Eichendorff lockte es nach Heidelberg. Und hier am Neckar, wo gerade Brentano und Arnim des Knaben Wunderhorn ertönen ließen, ward der Student, eben noch voller kriegerischer Gedanken, zum leisen, zarten Dichter. Görres, der „einsiedlerische Zauberer, der Himmel und Erde mit seinen magischen Kreisen umschrieb", wurde der Lehrmeister des jungen Lebens. Der „novalisierende" Graf von Loeben, der zum Sinnbild seiner romantischen Innenwelt anstatt der Blauen Blume den Karfunkel erkoren hatte, weckte den Dichter.

Im „Moten Ochsen" zu Rohrbach fanden sich diese jüngsten Heidelberger Romantiker im „Eleusinischen Bund" zusammen. Droben im Giebelzimmer des Gasthauses, auf die von Hühnern umgackerte einsame Kastanie des Hinterhofes hinabschauend, führten sie ihre tiefgründigen Gespräche, meist an einen Vers von Novalis anknüpfend, der damals schon jung verhaucht in seinem stillen Grab an der Saale bei Weißenfels schlief und hier in den fast noch knabenhaften, stürmischen Seelen wiedererwachte. Dionysius und Astralis nannten sich mit den beiden Dichtern eleusinisch verbündeten Studenten Strauß und Brinde, die zusammen mit Isidorus Orientalis — das war Graf Loeben — an einem schönen Maiabend singend die Landstraße nach Rohrbach entlang marschiert waren. Joseph von Eichendorff taufen sie mit edlem Pfälzer Wein und einem mystischen Kantus auf den Namen Florens.

Und eines Abends im späten Herbst sah er Käthchen. Auf der schnurgeraden Straße nach Schwetzingen, die er einsam entlang ritt, um in dem märchensamsten aller Schloßparke die Knabenträume von Ludwwig aufzerstehen zu lassen. Die Kleine trug auf dem Kopf einen Korb mit Gemüse. Als Joseph sah, daß sie das schönste Urbild der mignonhaften, schwarzbraunen Mädchen des Odenwaldes darstellte, sprach er sie studentenkeck an, durfte ihr im nächsten Augenblick schon den Gemüsekorb abnehmen, um ihn auf sein Roß zu laden. Nur als er die Trägerin selbst vor sich hinsetzen wollte, wehrten zwei schnell mit Küssen bedeckte Hände ab.

Noch fanden sich keine eigenen Verse auf den Lippen des Zwanzigjährigen, aber die Strophe des Novalis verließ ihn nicht die durchwachte Nacht, die dieser Begegnung folgte: „Er heftet unverwandte Blicke — auf diese liebliche Gestalt, — daß er in sein Gemüt sie drücke, — eh' sie zur Nacht hinüberwallt."

Er hätte das Marmorbild der Galathee im Schwetzinger Schloßpark in die Geliebte verwandeln und rauben mögen — ja, unvergeßlich drückte sich die jäh für immer entglückende Gestalt des Mädchens in sein aufrührwildes Gemüt. Als er am anderen Abend bei den Freunden im „Moten Ochsen" zu Rohrbach erschien und der Graf Loeben ihn mit „karfunkelnden" Versen begrüßte, da antwortete Florens mit einem selig dahinsingenden Lied so schön, daß Australis alias Brinde fragte, ob er ein verschollenes Lied des Novalis ausgegraben hätte.

Der Winter brachte das große Liebesleid, dem noch nach Jahren und Jahrzehnten süßeste Liedeslieder entquellen sollten. Käthchen begleitete den schlanken blonden Freiherrn aus Schlesien auf seinen einsamen Spaziergängen willig wie jenes Käthchen des Grafen Wetter vom Strahl, dessen Strahlenburg unfern von Heidelberg an der Bergstraße ragte. Sie führte ihn in ihr Vaterhaus. Und oft saß an Sonntagnachmittagen Joseph zwischen Vater und Tochter bei einem Glase Wein, der aus den Reben des Weinbergleins am Hause gepreßt war; sie führten fromme Gespräche über biblische Dinge. Aber von dem Tag an, da er ihr auf einer Schlittenfahrt nach Neckargemünd die Liebe gestand, ging Käthchen ihm aus dem Wege. „Große, große Schmerzen", verkündet nur des Studenten karg Tagebuch. Und dann: „Nachmittags schrecklich nachgejagen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Hinausgucken bei meinem Hinaufsehen in der langen Straße — —"

Doch das hinausgucken Käthchen rief ihm nicht mehr, der ihren Namen in den Schnee schrieb. Eichendorff flüchtete nach Heidelberg zurück zu Görres und fand den Magier, im Dunkel zwischen Frau und Tochter in seiner gemütlich-stillen Studierstube sitzend, beim Tee. Als Görres Licht anzünden wollte, bat Joseph: „Kein Licht — ich möchte heute über Novalis mit Ihnen reden."

Görres nickte. Die Frauen ließen die Männer allein. Die sprachen über die „Hymnen der Nacht". Als Görres die Worte Hardenbergs zitierte: „Vergebliche Hoffnungen kamen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang", da rannen Tränen über das Antlitz des Liebessüchtigen, er verabschiedete sich unvermittelt, lief nach Rohrbach zurück und sprach mit Käthchens Vater über sein Herzeleid.

„Sie ist seit einem Jahr mit einem Kammerdiener im Mannheimer Schloß verlobt, Herr Baron — mit einem Diener — die Dienerin — wie sich's geziemt", erklärte der Alte das traurige Liebesrätsel.

Das zerbrochene Herz spannte sich Saiten zum Trost. Und horch, die Harfe des Florens erklang mit eigenem Ton. Die ersten Eichendorff-Lieder von Frühling und Liebe erblühten, als der Dichter im Mai 1808 Heidelberg verließ, um es nie wiederzusehen, aber für ewig als Traumbühne seiner Dichtungen mitzunehmen.

Florens und Käthchen

Eine Alt-Heidelberg-Geschichte aus Eichendorffs Leben

Von Alfred Hein

Trost / Joseph von Eichendorff

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

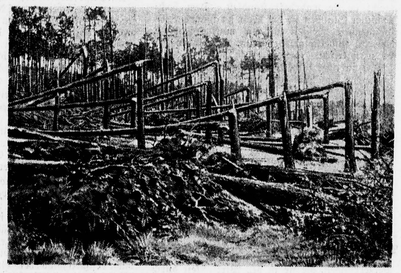
Aus fernen Zonen

Massenmörder Wirbelsturm

Schwer und bleigrau lastet der Himmel über der Erde. Riesige Wolkenfetzen jagen darüber hinweg und verschwinden in einer düsteren Wolke am Horizont, von der phosphoreszierende Giftschwaden auszugehen scheinen. Das Meer, gewöhnlich sonst grün oder blau, hat eine pechschwarze Farbe angenommen. Schmutzfarbene Wellenkämme tanzen darüber hinweg. Von Stunde zu Stunde nimmt die Gewalt des Sturmes zu. Plötzlich hört das gleichmäßige Fauchen des Sturmes auf. Dann knattert es los wie Schüsse. Wirbelsturm! Haushoch türmen sich die Wellen und schlagen donnernd gegen die Brandung. Schon kracht auch das Gebälk. Dächer werden abgerissen. Häuser brechen zusammen. In das Knattern des Sturmes mischt sich das Schreien und Stöhnen zu Tode getroffener, unter Trümmer begrabener Menschen . . .

Das ist das äußere Bild des Wirbelsturmes. Der einer Apokalypse von Tod und Verderben gleich in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen bestimmte Landstriche unseres Planeten heimsucht. Vor einigen Tagen wurde die Insel Kuba durch einen Hurrikan verwüstet. Man zählte 2500 Tote. Jetzt laufen neue Schreckensmeldungen aus Japan ein. Auch dort soll ein Taifun mehr als tausend Menschenleben gefordert haben. Der Name wechselt, aber die Erscheinung ist die gleiche, ebenso das Bild grauenhafter Verwüstung, das der Wirbelsturm hinter sich zurücklässt.

Für den Mitteleuropäer ist es schwer, sich die ungeheure Gewalt eines Zyklons vorzustellen. Von solcher Art Naturkatastrophen bleiben wir glücklicherweise verschont. In Deutschland beispielsweise ist erst ein einziges Mal eine Windhose beobachtet worden. Sie trat 1806 bei Hainichen auf und verwüstete die dortige Gegend im Umfang einer deutschen Meile vollkommen. Ganze Häuser fielen um wie Spielzeug, riesenhafte Bäume wurden wie Streichhölzer geknickt und auf dem Felde wurde ein Bauer samt Pflug und zwei Pferden hoch in die Luft gehoben und mit solcher Gewalt zu Boden geschleudert, daß er sowohl wie die Pferde zerschmettert liegen blieben. Wenn diese Windhose die einzige in Deutschland geblieben ist, so liegt das an bestimmten geographischen und klimatischen Bedingungen, die erst das Auftreten eines Wirbelsturmes ermöglichen.



Ein vom Wirbelwind zerstörter Wald
Wie Streichhölzer sind die Bäume umgeknickt

Die Entstehung des Wirbelwindes läßt sich am besten an einem Waschbecken veranschaulichen, aus dem man den Stöpsel herausgezogen hat. Das gesamte Wasser drängt nach unten in den schmalen Ausfluß und gerät alsbald in eine strudelnde Bewegung. Beim Wirbelsturm liegt der Fall ähnlich, nur befindet sich hier der Ausfluß nicht unten, sondern oben. Eine starke, örtlich begrenzte Sonnenbestrahlung reißt eine Säule erwärmter Luft nach oben, während unten kühlere Luft von allen Seiten nachdrängt, sich gleichfalls erwärmt und dem Zug in die Höhe folgt. Der wachsende Druck erzeugt im Zusammenhang mit der Erdumdrehung einen Strudel und der Luftwirbel ist gegeben, und zwar bewegt sich dieser Luftwirbel stets in der umgekehrten Richtung des Uhrzeigers, also von rechts nach links. Die verheerende Gewalt eines Wirbelsturmes beruht auf der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der die Luftschichten sich umeinander drehen. Man hat bei der Wirbelbewegung Luftgeschwindigkeiten bis zu 200, ja sogar 290 Stundenkilometern festgestellt, was einen Druck von 350 kg auf den Quadratmeter erzeugt. Einem solch ungeheuren Druck kann kaum etwas standhalten, was Menschenhand erbaut hat. Neben dieser drehenden Bewegung führt der Wirbelsturm noch eine andere vorwärtsschreitende Bewegung aus. Die ganze wirbelnde Luftsäule wandert, allerdings mit erheblich geringerer Geschwindigkeit, weiter. Die Wandergeschwindigkeit ist am geringsten bei den Taifunen, die 19 bis 13 Kilometer in der Stunde zurücklegen, am höchsten bei den Hurrikanen, die durchschnittlich 35 Kilometer in der Stunde zurücklegen.

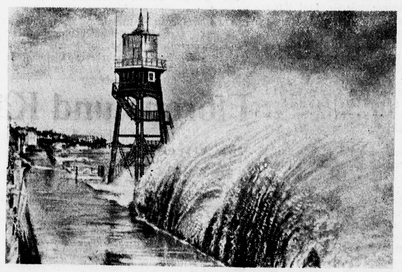
Die meteorologische Wissenschaft unterscheidet drei Arten von Wirbelstürmen, den tropischen, den außertropischen und den Tornado. Der Unterschied besteht in dem Durchmesser des Luftwirbels. Der tropische Zyklon hat einen Durchmesser von etwa 100 Kilometer, der außertropische bis zu 2000 Kilometer, während der Tornado oft nur ein paar Dutzend Meter, selten mehr als einige hundert Meter im Durchmesser mißt. Der Tornado ist der gefährlichste unter ihnen, da die Gewalt eines Wirbelsturmes in demselben Maße wächst, als sein Durchmesser kleiner wird. Die Ursachen, die die Entstehung der Wirbelstürme begünstigen, beschränken diese gefährlichsten Erscheinungen der Atmosphäre auf die tropischen Meere. Die Geburtsstätte der Wirbelstürme, die so oft die Antillen verwüsten, liegt in der Caribischen See und im Golf von Mexiko. Bekannt ist hierfür auch die Gegend westlich von Mittelafrika, sowie verschiedene Meere des Stillen Ozeans. Wenn solch ein Zyklon auf seiner Wanderung die tropischen Meere verläßt, wächst er in die Breite und verliert wesentlich an Kraft. Er ist jetzt ein außertropischer Zyklon, dessen Wirbelnatur sich nicht mehr bemerkbar macht, der aber immerhin noch einen schweren Orkan bedeutet. Gewöhnlich wandern diese Zyklone in einer Kurve über die mittelamerikanischen Gewässer, biegen dann nach Osten ab und erreichen manchmal auch Nordeuropa, wenn sie sich nicht vorher schon im nördlichen Atlantik aufgelöst haben. Dieser Weg erklärt sich mit dem Hochdruckgebiet, das fast stets nördlich der Tropen im Atlantischen Ozean lagert und an dessen Rändern der Zyklon entlang streicht. Im großen und ganzen ist also der Weg eines Zyklons im voraus zu übersehen. Ganz genau weiß man es freilich nie, da natürlich das Hochdruckgebiet stets seine Lage etwas verändert.

Vergleichende Darstellung der einzelnen Windstärken

Oben Windstärke 2—3. Der Wind jagt etwa fünf Meter in der Sekunde zurück, bläht Fahnen auf, treibt den Rauch quer ab usw. — In der Mitte: Windstärke 8. Der Wind hat eine Geschwindigkeit von etwa 15 Meter in der Sekunde. Die Bäume biegen sich, das Gehen ist erschwert und was nicht niet- und nagelfest ist, wird vom Wind mitgerissen. — Unten: Windstärke 10. Hier hat der Wind eine Geschwindigkeit von 20—30 Meter in der Sekunde erreicht. Er entwurzelt Bäume, wirft Schornsteine um und richtet Zerstörungen aller Art an. (Der Hurrikan jedoch legt bis zu 200 Meter in der Sekunde zurück!)

Die große Gefahr der Wirbelstürme liegt nicht nur in ihrer hohen Drehgeschwindigkeit, sondern auch in der Saugkraft, die das im Innern des Wirbels entstehende Vakuum ausübt. Dadurch erklärt es sich, daß die vom Wirbelsturm erfaßten Häuser selten in sich zusammenstürzen, sondern nach außen buchstäblich auseinandergerissen werden, während die Dächer durch den im Hausinnern vorhandenen höheren Luftdruck in die Höhe geschleudert werden. Hat der Zyklon einen größeren Durchmesser, von mehreren Kilometern etwa, dann wird das Zentrum durch die Ruhe, die es vortäuscht, noch besonders gefährlich. Befindet sich ein Schiff im Zentrum eines Wirbelsturmes, so merkt es davon nichts. Glatt liegt die See, die Sonne scheint und alles wähnt sich in Sicherheit. Langsam schiebt sich jedoch die innere Randzone näher und dann bricht der Orkan mit verdoppelter Wucht wieder los. Diese Umstand ist besonders den Bewohnern von Florida bei der letzten Sturmkatastrophe gefährlich geworden. Nachdem der Zyklon über die Halbinsel hinweggegangen war, glaubten die Bewohner, bereits das Schlimmste überstanden zu haben. Alles strömte aus den sicheren Kellern heraus. Aber es war nur das friedliche Zentrum des Wirbelsturmes. Im nächsten Augenblick war der andere Rand herangekommen und vollendete das Werk der Zerstörung.

Die fast völlige Ohnmacht, mit der der Mensch dieser Naturgewalt gegenübersteht, hat den Warn- und Meldedienst gerade auf diesem Gebiete der Meteorologie besonders ausgebildet. So befindet sich u. a. im Karibischen Meere die kleine Insel Swan, auf der ein Observatorium unterhalten wird, das ausschließlich die Entstehung und den Weg der Wirbelstürme beobachtet, um sofort die umliegenden Inseln und die in der Gefahrenzone befindlichen Schiffe warnen zu können. Radio, Telegraph, Telephon hat man in den Dienst dieser und anderer Warnstellen gestellt. Spezialkabel künden das Nahen des Unheils, Motorboote warnen die Küstenorte, Motorradfahrer schwärmen über das Land aus, und doch haben alle diese Vorsichtsmaßregeln nur einen bedingten Wert. Immer wieder ereignen sich die folgenschwersten Katastrophen, eben weil Zyklone Tücken haben, die unberechenbar sind und weil häufig genug auch das stärkste Bauwerk dem Wüten der entfesselten Windsbraut nicht standzuhalten vermag. Immerhin ist gegen früher schon ein wesentlicher Fortschritt erzielt worden. Wirbelsturmkatastrophen fordern heute längst nicht mehr so viele Opfer wie früher. So wurden einst auf mittelamerikanischen Inseln durch den „großen Hurrikan" 20 000 Menschen getötet. Den schauerlichsten Rekord hält Indien. Hier verloren im Jahre 1876 rund 100 000 Menschen und im Jahre 1737 sogar 300 000 Menschen durch einen Wirbelsturm ihr Leben. Aber auch heute noch schätzt man die Zahl der Menschen, die jährlich den verschiedenen Sturmkatastrophen zum Opfer fallen, auf 200 000, womit festgestellt, daß der Zyklon zu den größten Feinden des Menschengeschlechtes zählt.



Die Brandung bei Sturm
Im Zyklon erreichen die Wellen mitunter eine Höhe von 30 Meter!

Wirbelsturm auf See,
hier Seehose genannt. Der Luftwirbel scheint einen Schlauch zu bilden, der Himmel und Wasser verbindet.

Eine Straße, die durch einen Aufzug führt

Kürzlich ist zum ersten Male der Fall eingetreten, daß man einen Großaufzug errichtet hat, durch den der öffentliche Straßenverkehr geleitet wird. Die brasilianische Stadt Bahia erbaute aus Eisenbeton den 60 Meter hohen Lacerda-Turm, den eine Brücke mit einem älteren Gebäude in der Oberstadt verbindet. Die Eröffnung wurde durch einen amtlichen Feiertag begangen. Der Turm enthält zwei Großaufzüge. Sie wurden noch zu demselben Abend von zahlreichen Personen benutzt, trotz darauf von 24 000 Menschen. Der Fahrpreis beträgt etwa 10 Pfennig. Außerdem wird die Anlage einer Pendel-Seilbahn neben dem Lacerda-Turm geplant.

Intrigen um Christina

4. Fortsetzung

GESELLSCHAFTSROMAN VON ACEITUNA GRIFFIN

Berechtigte deutsche Bearbeitung von Wilhelm Entz / Copyright 1932 by Literarisches Büro W. Geppert-Pleau, Salzburg 1

Als Raimund mit Glanz in den diplomatischen Dienst trat und Herbert die juristische Laufbahn einschlug, änderte sich an unseren engen Beziehungen nichts. Wir kamen seltener zusammen als vorher, aber so oft als möglich.

„Obwohl Raimund und Honoria untereinander längst einig waren, bestand doch zwischen ihnen keine formelle Verlobung, bis er als fünfundzwanzigjähriger der Pariser Botschaft zugeteilt wurde. Dann wurde gleich die Hochzeit für den Sommer festgesetzt, und im Frühjahr ging Honoria mit einer Tante nach Paris, um Toiletten einzukaufen. Raimund war voll... Aufmerksamkeiten gegen sie, und sie kam glückstrahlend zurück. Dann aber änderten sich die Dinge nach und nach. Seine Briefe, die sonst immer mit größter Pünktlichkeit anzutreffen pflegten, wurden unregelmäßig. Er hatte eine Woche Urlaub und kam nicht nach England. Statt dessen war er nach Spanien gefahren, wie Honoria zufällig erfuhr. Man war nun im Juni, und in sechs Wochen sollte die Hochzeit sein. Honoria war zu einem kurzen Besuch nach Schloß Morland gekommen, und obwohl sie nichts sagte, konnte man doch deutlich sehen, daß etwas auf ihrer Seele lag. Später erfuhren wir, daß sie schon auf mehrere Briefe keine Antwort erhalten hatte. Dann kam die Katastrophe, und ich werde mich all mein Lebtag an alle Einzelheiten erinnern. Wir saßen im Garten beim Tee, als ein Lakai mit einem Telegramm für Honoria kam. Sie öffnete es, las es und entließ den Mann mit den Worten: „Danke, Sie können gehn." Dann saß sie wie zu Stein erstarrt. Ihr Gesicht erschreckte mich. Ich bat sie, mir zu sagen, was geschehen sei. Sie deutete wortlos auf die Depesche, die vom Wind hin und her bewegt auf dem Rasen lag. Ich hob sie auf: Eine Freundin teilte ihr mit, daß Raimund geheiratet habe. Freundinnen haben manchmal solche Aufmerksamkeiten gegeneinander.

Die näheren Umstände erfuhren wir erst nach und nach. Raimund hatte das Mädchen in Paris kennen gelernt. Sie war die Tochter eines Grafen von Béricord und einer Spanierin. Die Familie war, wie ich glaube, von altem Adel, aber an Besitz und Ansehen herabgekommen. Zur wirklich guten Gesellschaft durfte man sie nicht mehr rechnen. Die junge Dame war von einzigartiger, wunderbarer Schönheit. Aber für einen jungen Diplomaten war sie keinesfalls eine Partie, im Gegenteil hart an der Grenze des überhaupt noch möglichen. Wir alle fanden das sehr beklagenswert und waren entrüstet über Raimunds Vorgehen gegen Honoria. Sie hatte uns nichts von allem gesagt, mochte bis zuletzt noch immer gehofft haben. Uns selbst schrieb Raimund ganz schlicht, er habe bis dahin nicht gewußt, was Liebe sei, und nun sei es mit solcher Macht über ihn gekommen, daß er nicht anders gekonnt habe.

Wir beantworteten dieses Schreiben nicht. Damals hatte man für große Leidenschaften noch kein Verständnis, und einen Kultus der Persönlichkeit, die sich über Sitte und Tradition hinwegsetzt, um sich auszuleben, gab es noch nicht. Dazu war Raimund zu früh geboren, und er wußte das, und ließ sich zwei Jahre lang in England nicht blicken. Dann kam er mit seiner jungen Frau und einem kleinen Kinde nach London, wo er Herbert eines Tages auf der Straße in die Quere lief. Er war noch immer der alte und ließ Herbert nicht los, bis dieser mit ihm in seine Wohnung ging und sich seiner Frau vorstellen ließ. Es war gerade Hochsaison in London, und eine sehr hochgestellte Persönlichkeit mit gutem Blick für Frauenschönheit lernte Raimunds liebreizende Frau bei einem Diplomatenempfang kennen. Sein Beifall räumte die letzten Bedenken, die man hier und da noch hatte, aus dem Wege, und nun wurde Raimund mit seiner jungen Gattin überall eingeladen. Sie war in der Tat ein bestrickendes Geschöpf: sehr südländisches Aussehen, kleiner Kopf, große Augen, entzückende Manieren. Je mehr wir sie kennen lernten, desto mehr waren wir geneigt, Raimund mildernde Umstände zuzubilligen. Dazu kam als Entschuldigung noch die beinahe unvernünftig große Liebe der beiden für einander. Raimund war immer unwiderstehlich gewesen, und wir alle wandten uns ihm wieder zu."

„Und Tante Honoria . . ?" fragte Christina.

„Honoria hielt sich großartig. Man mußte sie bewundern, ob man wollte oder nicht. Sie empfing Raimunds Frau mit vollendeter Höflichkeit, und auch gegen ihn traf sie den richtigen Ton, so daß man beide in dieselben Häuser einladen konnte, ohne peinliche Situationen befürchten zu müssen. Sie hat hervorragende gesellschaftliche Gaben.

Wir waren damals gerade bei den Studlands, als sich das Verhängnis vollzog. Lord Studland ist Honorias Onkel. Außer Manuela Grane und einem Neffen der Lady Studland, einem gewissen Wilfrid Knox, der im Londoner Außenamt eine Anstellung hatte, war unsere ganze alte Clique versammelt: Raimund, Honoria, Frank, Herbert und ich. Wir hielten uns von den älteren Herrschaften, unter denen Raimunds Chef, der Pariser Botschafter, und dessen Sekretär Mr. Ford waren, abgesondert. Der Botschafter war seit einer Woche in England. Es gab damals politische Reibungen mit Frankreich, an deren Beseitigung man arbeitete, und es wurden eifrige Besprechungen geführt. Der Außenminister, ein alter Freund der Studlands, kam am Sonntag zum Lunch heraus, und er und der Botschafter verhandelten den ganzen Nachmittag bei geschlossenen Türen in der Bibliothek. Wir anderen, die wir keine Last der Verantwortung zu tragen hatten, spielten Tennis und bedauerten die Aermsten, die an einem so schönen Tag im Zimmer sitzen mußten. Am Abend fuhr der Minister wieder nach London zurück und Sie Francis Weston, der Botschafter, erschien beim Dinner, sichtlich froh, daß er sein Geschäft hatte zu Ende bringen können. Wir waren alle guter Dinge an jenem Abend, und als wir Jungen die Respektpersonen allein gelassen und uns in das Billardzimmer zurückgezogen hatten, schlug Honoria vor, wir sollten Rätselraten spielen. Lord Studland war duldsam, was Spiele an Sonntagen betraf, nur Karten und Billard erlaubte er nicht. Das Rätselraten ging eine Weile gut vonstatten, dann wurde es uns langweilig und Raimund kam auf den Einfall, wir sollten, wie in der guten alten Zeit, Verstecken spielen. Wir kamen überein, daß der Salon, alle Dienerzimmer und die Bibliothek, wo der Botschafter seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, außen bleiben sollten, und Herbert versteckte sich als erster. Manuela fand ihn hinter einem Eichenschrank in der Bildergalerie, und somit war die Reihe zum Verstecken an ihr. Nach Ablauf der ausbedungenen Frist begaben wir uns auf die Suche, und wir suchten und suchten an allen nur erdenklichen Orten, bis wir ungeduldig wurden. Man schickte mich in den Salon, um nachzusehen, ob sie nicht aus Irrtum die geheckten Grenzen überschritten habe. Im Salon fand ich die älteren Mitglieder der Gesellschaft schon dabei, einander gute Nacht zu sagen. Niemand hatte Manuela gesehen, und wir begaben uns insgesamt in die Halle, wo die anderen noch suchten.

Glückliche Fahrt / *Joseph von Eichendorff*

Wünsche sich mit Wünschen schlagen,
Und die Gier wird nie gestillt.
Wer ist in dem wüsten Jagen
Da der Jäger, wer das Wild?
Selig, wer es fromm mag wagen,
Durch das Treiben dumpf und wild
In der festen Brust zu tragen
Heil'ger Schönheit hohes Bild!

Sieh, da brechen tausend Quellen
Durch die felsenharte Welt,
Und zum Strome wird ihr Schwellen,
Der melodisch steigt und fällt.
Ringsum sich die Fernen hellen,
Gottes Hauch die Segel schwellt —
Rettend spülen dich die Wellen
In des Herzens stille Welt.

„Sie wird doch nicht in der Bibliothek sein," sagte jemand.

„Unmöglich," riefen alle.

„Diesen wir mal hineingucken . . . für den Fall, daß . . ?" wandte sich Honoria, die Hand an der Türklinke, an den Botschafter.

„Sie werden die Tür versperrt finden," bemerkte Mr. Ford, aber Honoria hatte schon an der Klinke gedrückt und die Tür ging auf. Mitten in dem Zimmer saß Manuela.

„Natürlich hatte damals niemand von uns eine Ahnung von dem, was noch kommen sollte, trotzdem gab es uns allen bei ihrem Anblick einen leisen Ruck. Meine Blicke fielen auf einen Tisch mit verschiedenen Papieren und der gespannte Ausdruck auf den Gesichtern einiger der Anwesenden entging mir nicht.

„Ich glaube bestimmt, die Tür abgesperrt zu haben," sagte Mr. Ford in großer Verwirrung. „Hier habe ich den Schlüssel in der Tasche." Er zog ihn hervor und zeigte ihn den Umstehenden.

„Dann haben Sie den Schlüssel eben nicht gehörig umgedreht," sagte der Botschafter trocken.

„Manuela kam ganz unbefangen mit der ihr eigenen Anmut aus dem Zimmer heraus und beklagte sich — sie sprach französisch — daß wir so lange gebraucht hatten, sie zu finden.

„Aber warum in aller Welt bist du denn dort hineingegangen?" rief Raimund vorwurfsvoll und sichtlich verlegen. „Es wurde doch gesagt, daß die Bibliothek draußen bleibt."

„So?" antwortete Manuela. „Dann habe ich euch nicht richtig verstanden. Es tut mir furchtbar leid, dann ihr werdet beim Suchen ebenso ungeduldig geworden sein, wie ich in meinem Versteck. Ich dachte schon, ihr habt mich alle vergessen!"

„Haben Sie denn nicht gewußt, daß die Bibliothek für Sir Francis reserviert ist?" fragte Honoria.

Manuela wandte sich an den Botschafter.

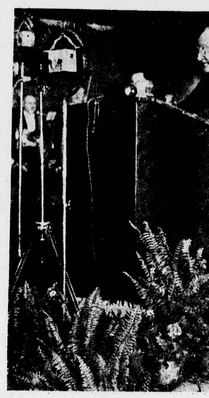
„Ich habe es wirklich nicht gewußt, Exzellenz, und ich bitte Sie tausendmal um Vergebung," sagte sie mit ihrer sanften, siebenzimmer verschwanden. Aus einem soliden Stahlschrank, an welchem keinerlei Zeichen eines Einbruches zu entdecken waren. Die Türen waren alle versperrt und verriegelt, die Fenster geschlossen und die elektrische Alarmklingel vollkommen unversehrt. Der Diebstahl konnte nur vom Innern des Hauses aus geschehen sein.

Es waren furchtbare Augenblicke für uns alle, denn wo ein Verdacht dieser Art in der Luft schwebt, fühlt sich der Unschuldigste unbehaglich. In Anbetracht der Wichtigkeit der Sache waren wir nicht überrascht, als ein Detektiv von Scotland Yard kam. Es tat mir um die Studlands leid, deren frohes Heim durch einen so unheimlichen Schatten zerstört worden war.

Es wurde festgestellt, daß nach der Abreise des Ministers der Botschafter und Mr. Ford noch in der Bibliothek zurückgeblieben waren. Mr. Ford hatte ein genaues Resümé alles dessen, was verabredet worden war, abgefaßt. Dieses Schriftstück war in einem langen Aktenkuvert in den Stahlschrank gelegt und dieser verperrt worden. Den Schlüssel hatte der Botschafter an sich genommen, während Mr. Ford sich noch deutlich erinnerte, daß er die Bibliothekstür abgesperrt hatte. Keiner von beiden hatte seither die Bibliothek wieder betreten, bis man dann vor dem Schlafengehen Manuela darin fand. Außer ihr war niemand in dem Zimmer gewesen, und während sie darin war, befand sich der Schlüssel zu dem Stahlschrank in der Tasche des Botschafters. Er hatte unwillkürlich danach gegriffen, als er sah, daß die Türklinke unter dem Drucke von Honorias Hand nachgab. Als dann alle zu Bett waren, war er noch einmal zurückgekommen und hatte das Schloß des Stahlschrankes untersucht. Da er es wohl verperrt fand, dachte er nicht weiter an den Vorfall, sondern begab sich, nachdem er noch die Bibliothekstür zugesperrt hatte, zur Ruhe.

Am nächsten Tag kehrten wir alle nach London zurück, und noch am selben Abend erfuhren wir, daß die Bombe geplatzt war. Pariser Zeitungen hatten an diesem Morgen den Inhalt des gestohlenen Schriftstückes veröffentlicht.

Dies wälzte den Verdacht von uns ab. Kein Brief aus Studland hätte Paris in so kurzer Zeit erreichen können, und zum Telephonieren war keine Gelegenheit gewesen. Wir waren sechs Meilen vom nächsten Postamt entfernt, und Telephone gab es damals auf dem Lande noch nicht. Raimund war geradewegs zu seinem Freund gefahren, der nur eine Meile weit wohnte, und mit Ausnahme Manuelas, Wilfrid Knox', seines Bruders und des alten Familienkutschers, der sie nach der Bahn fuhr, hatte niemand das Schloß verlassen. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich natürlich auf diese vier und auf ihr Tun. Wilfrid hatte, wie man erfuhr, von Manuela auf dem Bahnhof in London Abschied genommen, mit dem Bemerken, daß er zu Fuß ins Amt gehen wolle, während der Diener sein Gepäck in seine Wohnung in der Half Moon Street bringen sollte. Daraufhin hatte Manuela gebeten, er solle auch ihr Gepäck mitnehmen und unterwegs bei ihr abgehen; sie selbst hatte eine Verabredung mit ihrer Schneiderin, aber es blieb ihr noch eine Stunde Zeit, die sie in der National-Galerie verbringen wollte. Wilfrid traf kurz vor viertel elf im Außenamt ein, und Manuela war, nachdem sie in der Bildergalerie gewesen war, zur verabredeten Stunde bei ihrer Schneiderin. Beide hatten den Diener mit dem Gepäck abfahren sehen, und der Droschkenkutscher bezeugte, daß er ohne Aufenthalt nach den angegebenen Adressen gefahren war. Ich brauche dir nicht erst zu sagen, Christina, in welcher Richtung der Verdacht ging. Manuela war unter uns die Fremde, und sie hatte zwanzig Minuten allein in der Bibliothek zugebracht. Es wurden sofort Nachforschungen über ihr Vorleben angestellt. Es war schrecklich, sage ich dir, denn jeder Umstand, der zutage kam, schien dem Verdacht gegen sie neue Nahrung zu geben. Ich habe schon erwähnt, daß ihre Familie kein besonderes Ansehen genoß. Nun kam es heraus, daß ihr übel beleumundeter Vater zu einer gewissen Zeit Spionage getrieben hatte, und zwar nicht für sein eigenes Land, sondern in russischen Diensten. Du kannst dir denken, daß diese Entdeckung der armen Manuela sehr schadete. Jetzt stellte sich jeder mit Lebhaftigkeit vor, daß sie mit anrüchigen Leuten Verkehr gehabt haben mußte, und so weiter und so weiter. Das Wohlwollen, das man in solchen Fällen von seinem Nächsten erwarten darf, kennst du ja. Es wurde richtig bemerkt, daß der Dieb den Charing Cross Bahnhof leicht vor zehn Uhr erreicht und das Schriftstück einem dort wartenden Helfershelfer eingehändigt haben



Ein Bauer wird Ehrendoktor. Die Universität Upsala hat jetzt einem einfachen Bauern, dem 70jährigen Pettersson, die Ehrendoktorwürde verliehen. Während Pettersson sich der Bestellung seines Ackers widmete, hat er die Muße gefunden, ein wissenschaftliches Werk von großem Wert zu vollbringen, in dem er sich mit seiner heimischen Mundart und dem heimischen Sagenschatz beschäftigte. In langer Arbeit schuf er ein Wörterbuch, das 36 000 Wörter enthält, und sammelte die Sagen, Märchen und sonstigen volkskundlichen Eigenheiten seiner Heimat. Die Ergebnisse seiner Studien legte er den Universitäten Upsala und Lund vor. Während der Verleihung der Doktorwürde wurde dem Bauern ein Lorbeerkranz aufs Haupt gedrückt, mit dem ihn unser Bild (links) zeigt.

Gerhart Hauptmann dankt für die Geburtstagswünsche. In den Ausstellungshallen am Kaiserdamm veranstaltete die Stadt Berlin am Vorabend des Geburtstages eine große Ehrung für den jetzt 70jährigen Gerhart Hauptmann, zu der sich die gesamte Prominenz aus Literatur, Gesellschaft und Diplomatie eingefunden hatte. Gerhart Hauptmann dankte für die vielen Ehrungen mit einer Rede, während der ihn unser Bild zeigt.

konnte. Dieser brauchte dann nur in den Süderpreß, der an den Kanaldampfer Anschluß hat, einzusteigen, um Paris noch am selben Abend zu erreichen. Manuela konnte das getan haben, als sie den Bahnhof verließ. Man debattierte über sie und war mit dem Urteil schnell fertig.

Die Schwierigkeit mit dem Schlüssel des Stahlschrankes fand zum Teil durch den Detektiv eine Lösung, der in der Fabrik nachgefragt und erfahren hatte, daß zugleich mit dem Stahlschrank ein Reserveschlüssel geliefert worden war. Lord Studland, ein gemütlicher alter Herr, der gern fünf gerade sein ließ, erinnerte sich nicht mehr daran, gab aber die Möglichkeit zu, daß dem so sei, und erklärte, in diesem Falle müsse der Reserveschlüssel zusammen mit anderen überzähligen Schlüsseln in einer Schachtel zu finden sein, die in einer Schublade im Billardzimmer stehe. Die Schachtel war auch richtig an dem bezeichneten Orte, aber der gesuchte Reserveschlüssel war nicht darin.

Unterdessen wurden die Gerüchte über Manuela immer giftiger. Ich war wütend, denn ich glaubte nicht einen Augenblick an ihre Schuld. Manuela war durchsichtig wie ein Kind, in ihr war kein Falsch, und sie liebte Raimund. Einige sagten, sie könnte möglicherweise das Opfer der Erpressungen eines früheren Liebhabers sein. Wie töricht und kurzsichtig die Menschen doch sind! Keiner, der sie kannte, durfte so etwas glauben, wie immer ihre Herkunft auch gewesen sein mochte. Ich zerstritt mich mit allen, besonders mit Honoria, die fast von ihrer Schuld überzeugt war, was ich ihr übrigens nicht verübelte, denn wie könnte eine eifersüchtige Frau unbefangen urteilen? Ich ließ es an häufigen Besuchen bei Manuela nicht fehlen und hoffte immer, sie und Raimund würden nach Paris zurückkehren, noch ehe das Benehmen unserer Freunde so auffällig wurde, daß man es nicht mehr übersehen konnte. In wenigen Tagen war ihre Abreise fällig.

Aber es sollte nicht dazu kommen. Raimund war auf einen Tag fort und Manuela ging zu einem Empfangsabend, zu dem sie die Einladung schon vor mehreren Wochen erhalten hatte. Sonderbar genug, sie schien bis dahin nicht das Geringste bemerkt zu haben. Sie war immer ein wenig verträumt, nur mit Raimund und mit ihrem Baby beschäftigt, und es dauerte stets eine Weile, bis die Außenwelt in ihr Bewußtsein eindrang. Man hatte sich von ihr zurückgezogen und die nirgendhin mehr eingeladen, ohne im übrigen deutlich Stellung zu nehmen. Als sie den Salon betrat, wurde sie von der Hausfrau mit stark verlegener Miene begrüßt; aber Manuela schritt mit ihrem seraphischen Lächeln auf den Liveyn weiter. Sie plauderte mit mehreren Herren, und erstickte dann Honoria, die in einer Nische stand. Sie ging auf sie zu und bot ihr die Hand. Ich sah, wie Honoria sich abwandte und Manuela ihr die Hand auf den Arm legte, um sie zurückzuholen.

Was sie sagte, weiß ich nicht, aber Manuela hatte stolzes spanisches Blut in den Adern und wird nicht gezaudert haben. Rechenschaft für den Affront zu fordern. Honoria sprach von oben herab und, wie ich fürchte, grausam. Dann schüttelte sie Manuelas Griff ab und wandte sich hinweg. Ich drängte mich durch die Gäste zu Manuela, die so verstört aussah, daß ich mich entschloß, sie sofort nach Hause zu bringen. Ich war in dem Hause unserer Gastgeber bekannt und beabsichtigte, sie durch eine Seitentür hinauszuführen, um ihr das Spießrutenlaufen durch den Salon zu ersparen, aber das Unglück wollte, daß wir Angesicht zu Angesicht auf zwei Freundinnen Honorias stießen. Manuela raffte sich zusammen und grüßte im Vorbeigehen, aber keine von beiden dankte für den Gruß.

Es waren furchtbare Augenblicke. Ich führte sie in ihre Wohnung zurück und rief die Wärterin des Kindes herbei. Diese, eine Dalmatinerin, die Manuela zur Zeit ihrer Wanderfahre mit ihrem Vater dort unten irgendwo aufgelesen hatte, war ihrer Herrin fanatisch ergeben, sonst aber zu nichts nütze. Uebrigens eine unheimliche Person: sie schien zu glauben, daß ich an dem Zustand ihrer Herrin schuld sei und sah mich an, als wolle sie mich erdolchen. Dann wiegte sie fortwährend ihren Oberkörper hin und her und prophezeite Unheil. Sie hatte es aus den Karten gelesen, sagte sie — schwarzes, schweres Unheil!

Manuela hieß sie fortgehen und saß dann, starr vor sich hinblickend, da. Plötzlich hob sie die Augen.

„Sie haben gehört, was man über mich spricht? Glauben Sie auch daran?"

„Natürlich nicht. Wäre ich sonst hier?"

„Sie glaubt es, Honoria. Sie sagt auch anderen Leuten, daß sie es glauben sollen."

„Es wird sich alles aufklären," sagte ich tröstend.

Inzwischen wird Raimund die Schande und den Schaden haben.

„Cornelia, ich liebe ihn so sehr, und ich bin das unglücklichste Weib auf dieser Welt!"

Ich blieb bis spät in die Nacht bei ihr, und als ich sie verließ, waren wir beide todmüde. Ich zweifelte nicht im entferntesten an ihr und hatte die Gewißheit, daß, wenn sie nur die Geduld nicht verlieren wollte, die Wahrheit ans Tageslicht kommen und sie gerechtfertigt dastehen würde. Aber Geduld war eben die Eigenschaft, die der armen Manuela am meisten mangelte. Am nächsten Tag, als Raimund zurückkehrte, erzählte sie ihm alles. Es schien in der Tat, als ob ein böser Zauber sie verfolgte. Denn während sie noch sprach, kam der Detektiv, um sie zu vernehmen. Schon außer sich durch die Beschuldigungen, die ihr Honoria ins Gesicht geschleudert hatte, und durch die schlaflose Nacht überreizt, geriet Manuela durch die Fragen des Detektivs nun vollends außer Fassung. Sie benahm sich ungeschickt. Sie weinte und leugnete und verweigerte jede Antwort.

Rasend über den Manuela angetanen Schimpf, und sich klar bewußt, worauf der Verdacht des Detektivs hinauslief, sowie auch unter dem niederschmetternden Eindruck der Enthüllungen über das Vorleben seines Schwiegervaters, nahm Raimund unbedachterweise seinen Abschied vom Dienst. Das bedeutete für ihn das Ende seines beruflichen Ehrgeizes. Dennoch war er gegen Manuela voll Zärtlichkeit und ritterlicher Hingabe; sie aber empfing ihn mit hysterischen Vorwürfen. Sie mißdeutete seinen Schritt, und im Verlaufe eines stürmischen Auftritts verlor er die gebotene Vorsicht des Ausdruckes. Aus einer Bemerkung, die er über die unglückselige Wahl ihres Verlobten in der Bibliothek machte, zog sie den voreiligen Schluß, daß auch er Zweifel hege. Jetzt war das Maß voll. Von den Machenschaften ihres Vaters hatte sie nichts gewußt und die Enthüllungen darüber waren für sie ebenso furchtbar, wie für Raimund, denn sie war ein hochsinniges Geschöpf. Raimund verließ heftig das Haus, sie trieb ihn rastlos durch die Straßen, und Manuela, nachdem sich ihr Zorn gelegt hatte, setzte sich hin und brütete. Es schien ihr, daß sie für ihn nie mehr etwas anderes sein könne, als ein Hemmschuh, denn diese Geschichte würde ihm ewig anhängen. Unerbittlich sah sie in die Zukunft, und was sie sah, schrieb sie mir in einem Brief. „Ich wollte ihm Sonnenschein bringen, statt dessen ist es das Dunkel der Nacht. Deshalb gehe ich. Vielleicht kehrt die Sonne für ihn zurück."

Als Raimund nach Hause kam, fand er ihre Tür verperrt und sie hat ihn in einem Briefe, sie ungestört zu lassen, denn sie sei müde. Am nächsten Morgen fand er sie tot. Sie hatte sich vergiftet."

„Was für eine furchtbare Geschichte!" rief Christina.

„Furchtbarer als sie uns damals erschien! Nun zweifelte niemand mehr an ihrer Schuld. Die einen entrüsteten sich, die anderen sagten, daß die Arme schließlich noch das Beste getan hatte, was sie tun konnte. Jedenfalls war es eine gute Lehre für alle, die etwas noch Lust hatten, eine Ausländerin zur Frau zu nehmen."

„Und Raimund?"

„Man mußte mit ihm nichts anzufangen und wir fürchteten, er würde denselben Weg gehen wie sie. Er wollte keinen Menschen mehr sehen, nur mich, denn ich war gut zu ihr gewesen, sagte er. Ich werde diese Tage nie vergessen: Manuela auf der Totenbahre, Raimund dem Wahnsinn nahe, und jenes entsetzliche dalmatinische Weib, düster vor sich hinbrütend wie eine Norne. Mir graute vor ihr. Ich glaube wahrhaftig, daß sie im Besitz irgendwelcher unheimlicher Kräfte war. Sie behauptete steif und fest, das Urteil sei ihrer Herrin von jemand angewünscht worden. Sie schien Honoria im Verdacht zu haben, was ja kein Wunder war, da sie doch sicher durch Dienstbotenklatsch von Raimunds erster Verlobung gehört hatte. Sie hörte nicht auf zu wiederholen, daß das noch nicht alles sei, daß noch mehr geschehen werde, als wir dachten. Wer Wind sät, wird Sturm ernten', fügte sie dann hinzu.

Raimund ließ den Leichnam seiner Frau nach Paris überführen und sagte mir, daß er entschlossen sei, England auf immer zu verlassen. Von denen, die Manuela verdächtigt hatten, durfte ihm niemand unter die Augen treten. Er nahm sein Kind und die Amme und verließ uns. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Das war das Ende des herrlichsten Menschen, den ich je gekannt."

Cornelia schwieg mit allen Anzeichen der Erschütterung. Auch Christina war bewegt. Endlich fragte sie:

„So blieb die ganze Sache ein Geheimnis?"

„Durchaus nicht!" rief Cornelia grimmig. „Zwei Jahre später kam alles heraus. Es waren wieder Nachrichten verraten worden, und diesmal waren die Detektive schlau genug, den wirklich Schuldigen herauszufinden. Wilfrid Knox war es. Er wurde auf frischer Tat ertappt, und nun kam auch die Affäre Studland ans Licht. Als das Leugnen nichts mehr half, war er so freundlich, mit allen Einzelheiten auszupacken. Er war Lady Studlands Neffe, und hatte von dem Reserveschlüssel gewußt, weil er zufällig dabei war, als der Stahlschrank aus der Fabrik geliefert wurde. Damals hatte er sich noch gedacht, daß es seinem Onkel ähnlich sehe, einen solchen Schlüssel unter anderem Gerümpel in einer Schachtel herumfliegen zu lassen, obwohl er noch keinen Gedanken daran hatte, daß er sich die Kenntnis dieses Umstandes einmal würde zunutze machen. Später war er arg in Schulden geraten und man hatte ihm den Antrag gemacht, politische Nachrichten zu verkaufen. Sein Auftraggeber wartete verabredetermaßen auf dem Charing Cross Bahnhof, um bei seiner Rückkehr aus Studland die Lieferung entgegenzunehmen. Aber bis an jenem Sonntag abend hatte er nicht das Mindeste in Erfahrung bringen können. Erst Manuelas Mißverständnis beim Versteckenspiel hatte ihm die Gelegenheit zu einem Zugriff gegeben. Der unpolitische Blick des Botschafters nach dem Stahlschrank war ihm nicht entgangen, und auch nicht sein instinktiver Griff an die Westentasche. Als er dann die Bestürzung auf den Gesichtern über Manuelas Anwesenheit in der Bibliothek wahrnahm, dachte er sich, er könne sie leicht als Schild benützen. Noch bevor die Gesellschaft zur Nachtruhe auseinanderging, war er in das Billardzimmer geschlüpft, hatte dort den Reserveschlüssel gesucht und gefunden, und war dann zu den anderen in die Halle zurückgekehrt. Gegen drei Uhr früh schlich er die Treppe hinab, und jetzt galt es, einen Schlüssel zum Bibliothekzimmer zu finden. Das war nicht so schnell geschehen und erforderte kaltes Blut. Aber es gelang, und hernach ging alles glatt. Er schlich sich in die Bibliothek, öffnete den Stahlschrank, nahm das Schriftstück heraus, sperrte den Schrank wieder zu, ebenso die Bibliothektür, und kehrte in sein Zimmer zurück, wo er sich erinnerte, daß er die Schlüssel hätte wieder dorthin zurücklegen sollen, woher er sie genommen. Doch schien es ihm zu gefährlich, noch einmal die Treppe hinabzusteigen. Am Morgen vor seiner Abreise guckte er in das Billardzimmer, aber es war eine Magd darin, die aufräumte, und er hatte keine Gelegenheit mehr, die Schlüssel in die Schachtel zurückzulegen. Deshalb nahm er sie mit nach London und übergab sie zusammen mit dem Schriftstück seinem Helfershelfer, mit dem Auftrag, sie bei der Fahrt über den Kanal über Bord zu werfen.

Manuelas Andenken war von dem Makel gereinigt. Aber das konnte sie nicht ins Leben zurückrufen. Man bewilligte ihrem Gatten eine Wiedergutmachung, ein wichtiger Gesandtschaftsposten wurde ihm angetragen. Er lehnte ab. Ein Onkel von ihm starb und hinterließ ihm Geld und ein schönes Landgut. Er gab Auftrag, es zu verkaufen und kaufte sich irgendwo im Ausland an. Uebrigens war er die meiste Zeit auf Reisen. Seinen Kindern jedoch ließ er in England erziehen; und als der Krieg ausbrach, rückten beide ein, Raimund gleich bei Kriegsausbruch, sein Sohn im Jahre 1917, als er neunzehn Jahre alt war. Raimund fiel im Sommer 1918. Der Junge kam mit einer Verwundung weg und wurde mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet. Was weiter aus ihm wurde, weiß ich nicht, aber unser Familienadvokat, der auch Raimunds Rechtsfreund war, sagte mir neulich, daß er nach England kommen wolle.

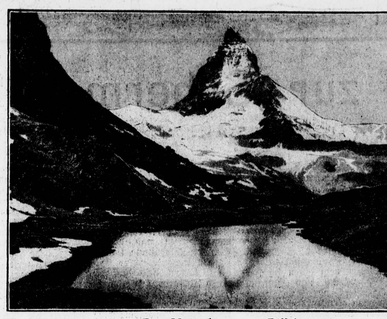
(Fortsetzung folgt)

Vor der Verleihung der Nobelpreise. Am 10. Dezember, dem Todestage Nobels, findet in Stockholm die feierliche Verleihung der Nobelpreise statt. Der Hofbuchbinder in Stockholm, Beck (Bild links), ist bereits damit beschäftigt, die kostbaren Diplome anzufertigen, die allein einen Wert von mehreren hundert Mark haben.

So wird man hundert Jahre alt. Die medizinische Akademie in Paris veranstaltete zu Ehren ihres hundertjährigen Mitgliedes, des französischen Arztes Gueniot, eine Feier, von der unser Bild die Ansprache des Jubilars zeigt. In dieser Ansprache entwickelte Gueniot das Rezept, wie man hundert Jahre alt werden könne. Er sagte, daß eine mäßige, vernünftige und hygienische Lebensweise ihn dieses hohe Alter habe erreichen lassen.

Meine Besteigung des Matterhorns

Das prächtige Bergwetter hatte uns in zweistündiger köstlicher Fahrt durch viele wuchtende Felsengen und über ebensoviele schäumende Wasserfälle von der Rhonestation Visp nach Zermatt hinaufgeankt. Dies ist ein kleines Dörfchen am Fuß des weltberühmten Matterhorns. Schönster, damastener Himmel wölbte sich über dem engen Hochtale, in dessen Abschluß der Schmuckstein aller Bergsteiger und Alpenfreunde, das „Horn" (Horn) farbig aufleuchtete in letzter Sonnenglut. In vielen Bildern war uns dieser Berg begegnet, von seiner Schönheit und seinem Zürnen hatte ich oft mit brennenden Backen gelesen, und in meiner Seele hatte von ersten Fahr aktiven Bergsteigens an als köstlich wärmender Funke der Betätigungswille geglüht. Ich glaubte innerlich vertraut zu sein mit dem Löwen von Zermatt, aber wie fremd, wie göttlich abweisend stand er da plötzlich vor mir und hieß die Zweifel in mein Herz springen. Das würde ich auch trotz besten Bergtrainings nicht schaffen, ich Flachländer aus Deutschlands Norden. nein, dieser klassischen Schweizergipfel nicht. Jetzt begriff ich, warum dieser Berg bei seinen Anwohnern so lange für unersteiglich gehalten worden war. Umso kühner aber erschien mir die Tat des 23jährigen Engländers Eduard Whymper, der in jahrelangem, gefahrvollem und zähem Ringen als erster den Gipfel erkämpfte (1865).



Das Matterhorn vom Riffelsee aus

Bei der Besteigung einiger anderer Zermatter Bergriesen: Breithorn, Rimpfischhorn und Monte Rosa, sah ich den Berg der Berge von mehreren Seiten und in verschiedenster Stimmung und fühlte immer stärker sein dämonisches Locken. Ich mußte hinauf und ich stieg. Mit einem 18jährigen Zermatter Jungen namens Aufdenblatten, der in der Saison als Träger tätig war. Das Verlangen des Vaters, die Uebernahme der Verantwortung für seinen Sohn schriftlich zu dokumentieren, erfüllte ich kurzerhand, da ich mich in wirklich solider bergsteigerischer Form fühlte. Es war am Sonntag, den 15. August. Die bekannte Schneehaubhahne an der Ostseite des Berges war verschwunden und allgemein war gutes Wetter prophezeit worden. Um 19 Uhr waren wir endlich auf dem Wege zur Matterhornhütte. Rundum herrlichste Sicht auf die Eiswelt von Zermatt. Immer erdrückender türmt sich das Matterhorn auf. In der Mitte der Schwarzsee, gewinnt man den Eindruck, als müsse die ganze Masse des Berges unter eigener Last herabstürzen. Noch auf gebahnten, allerdings sehr holprigem Wege, schraubten wir uns im Scheine der Sterne an dem Hörnlifelsen empor und standen etwas vor 23 Uhr bei der Klubhütte (3298 m). Nach einer kleinen halben Stunde duftete unsere Hüttensuppe. Wir sprachen ihr und den anderen Kostbarkeiten der Rucksäcke kräftig zu. Nach Altmeister Purtscheller soll man sich nämlich am Tage vor einer Tour die nötige Kraft essen. Als ich noch einmal vor die Hütte hinaustrat, bemerkte ich an der Oberkante der Schranke die Laterne einer allerdings sehr verspäteten Partie, die anscheinend den richtigen Durchstieg nicht finden konnte. Auf meine Bitte stieg der Bewirtschafter des Hörnlihotels, welches grad über der Hütte steht, den Suchenden entgegen. Aufdenblatten hatte sofort in Erfahrung gebracht, daß zwei Führerpartien und eine solche von drei jungen Leuten aufsteigen wollten. Wir beschlossen daher, vor ihnen, um ½1 Uhr, aufzubrechen. Bis dahin ruhten wir ein wenig. Um 20 Minuten vor 1 Uhr legten wir das Seil an und traten in die sternhelle, kalte Nacht hinaus. In erhabenem Schweigen lag die berühmte Bergwelt unter der weichen, sternbetreuten Decke des Nachthimmels. Schon im Tagesgrau zieht um die Häupter dieser stark individuell ausgeprägten Bergriesen ein eigen-ernster Zug. Wieviel mehr in tiefernster Sternennacht. Wir gingen über die Firnbrücke, die Furgg- und Matterhorngletscher miteinander verbindet und stiegen in die steilen, gutgriffigen Felsen der sogenannten „Schranke" ein. Ein kleines steiles Couloir queren wir stufenschlagend schräg empor und bald darauf ein zweites in derselben Weise. Nach Ueberwindung weiterer Felsen und einer Steilstufe standen wir auf einer kleinen Plattform, dem Platz der „alten Hütte". Auf ein paar Bretter setzen wir uns nieder und aßen etwas Schokolade. Dann kletterten wir mehr dem Nordostgrat entgegen. Plötzlich rissen von unten her trieb uns zu schnellerem und veranlaßte uns zu vorsichtigerem Gehen. Der berühmten Moselplatte, benannt nach einem hier tödlich abgestürzten Amerikaner, schenkten wir alle Aufmerksamkeit. Zwar hatte ich in den Dolomiten weit schwierigere Platten überwunden, aber auch hier muß man gut acht geben, zumal in der Nacht und mit der hinderlichen Laterne. Letztere hielt ich beim Klettern an dieser Stelle in den Zähnen. Der kleine Eisenhaken am Ende der Platte gestattet ein gutes Sichern des Nachkommenden. Je näher wir der Solvay-Hütte kamen, desto steiler und vereister wurde der Felsen. Endlich war die Hütte erreicht. Wir löschten die Laternen und betrachteten das hehre Schauspiel des Sonnenaufgangs, das so oft bewundert und so viel beschrieben worden ist. Jedesmal, wenn ich das Naturgeschehen sah, war es mir, als hätte ich es nie und nie so schön gesehen. Immer aber wogte ehrfurchtsvolles Erschauern durch mein Fühlen wie bei sühnender Weihe von heiliger Hand. Seliges Schauen! Lichtboten zünden mit goldener Fackel Gipfel um Gipfel. Dämmerung erstirbt im Licht. Schattendüfte strömen aus in blau und grün und violett. Unwirkliche Ferne klart auf zu schönsten Gegensätzen. Greifbare Nähe gebiert sich aus nebelichter Weite. Ueber seidig glänzende Himmelswiesen fließt Urlau der Farbe. Eine klaräugige Welt legt dem ureirten Stern des Planeten, dem Lichte, ihren Morgengruß zu Füßen.

Luftig steht das neue, von einem Belgier gestiftete Häuschen in dieser ausgesetzten Höhe von 4000 Meter da. Es dient zur Notunterkunft bei plötzlichen Wetterstürzen und ist mit Pelzmänteln, Decken und Rettungsgegenständen ausgerüstet. Wir schrieben uns ins Hüttenbuch ein, ruhten ein wenig und aßen etwas. Als nächste Partie erschien ein Führer mit einem Herrn aus meiner Pension. Da sich diese Herren nur sehr kurz aufhielten, nahmen sie die Spitze, während wir in kurzer Entfernung folgten. Die Vereisung der Felsen nahm stark zu. Der Wind packte uns. Gerade zu unrechter Zeit, denn die unmittelbaren Tiefblicke am Blockgrat messen 1200 Meter und mehr. Dann kam die sogenannte Schulter, eine blanke, in die Tiefe abschiessende Eisfläche. Jedes Ausgleiten muß hier zum Verhängnis werden. Die Zermatter Bergführer haben an dieser Stelle mehrere Eisenstifte eingerammt, um die gegensetige Sicherung zu erleichtern. Nach Ueberschreiten der Schulter gings in die Nordwand, wo wir bald die permanenten Seile erreichten. Ohne diese würden hier diese tödliche Unglücke vorfallen, denn die 50 Grad steilen Felsen sind dachziegelartig abwärts gestuft und häufig mit Eisglasur überzogen. Die Vereisung war in dem nassen Sommer 1926 allgemein stark. In trockenen und heißen Sommern wird sie weniger auftreten. Selbst die Seile waren in diesem Jahre von einer dicken Kruste von Schnee und Eis überzogen, so daß man kräftig zufassen mußte, um nicht abzugleiten. Auf die Seile allein habe ich mich in keinem Moment verlassen, immer hatte ich auch Felsen in der Hand; denn wer weiß, ob diese Seile fest sind. Endlich betraten wir harten Firn und gingen leicht zum Gipfel hinauf, der keine Spitze, sondern ein langgestreckter First ist. Mein erster Blick glitt in die italienische Tiefebene hinab, deren Klüfte und Städte deutlich zu sehen waren. Abwärts im Süden und Zermatt im Norden liegen fast 3000 Meter in schaurriger Tiefe unter uns. In südwestlicher Richtung wird eine riesige Firnmasse sichtbar. Es ist der Monarch der Alpengipfel, der Mont Blanc. Von den Walliser Gipfeln entzückte mich besonders die Dent Blanche in dem glühenden Spitzenkleid ihrer Firnbänder und Eisfelche. Da vom Aufgestell unseres Berges nichts zu sehen ist, hat man das Gefühl, als stehe man auf einem frei in der Luft schwebenden Balkone. Alle die herrlichen Gipfel von Zermatt bleiben ehrfürchtig in der Ferne, königlich einsam steht der Löwe von Zermatt.

Trotz der begreiflichen Müdigkeit (ich war innerhalb von acht Tagen auf dem vierten Hochgipfel) war ich in festlicher Stimmung. Ich stand, ein Sohn des deutschen Flachlandes, auf dem berühmtesten und eigenartigsten Gipfel der ganzen Alpen, mit voller Verantwortung und ebenso voller Gipfelfreude.

Um 6¼ Uhr gingen wir an den Abstieg. Die Firnsirtschen am Blockgrat waren hier und da bereits weich geworden, weshalb alle Vorsicht bringend am Platze war. Haben doch zwei gute Genfer Touristen, die den schwierigen Zmuttgrad herausgekommen waren, an dieser Stelle zwei Tage später ihr junges Leben lassen müssen. Im oberen Couloir, eine halbe Stunde von der Hütte entfernt, hätte um Haaresbreite unsere letzte Stunde geschlagen. Als wir die etwas angeschmolzenen Stufen ausbesserten, hörte ich über mir plötzlich heftiges Donnern. Wie ich auffuhr, sprangen auch schon mehrere schreibtischgroße Blöcke aus dem Felsen in das Couloir, um uns im nächsten Moment zu treffen und hinabzuschlendern. Wir hatten ganz einfach Glück. Die Steine sausten etwa vier Meter an uns vorbei der Tiefe zu, wo sie anspringend immer mehr zersplitterten und schließlich rauschend auf den Gletscher und in seine Spalten fielen. Wir waren beide leichenblaß geworden. Aufsenblatten zitterte in den Knien und schlug ein wildes Tempo an. Neue Steinlawinen könnten jeden Moment losbrechen. Ich sah die Gefahr, die uns weitere Steinfallen bringen konnte und ließ bei allem Tempo keine Sicherheitsmaßnahme außer acht. Zuerst murrte er, nachher aber sprach er sich sehr dankbar aus. Ich habe an mir immer beobachtet, daß ich in schwierigen Situationen bei erhöhter Aufmerksamkeit ruhiger und sicherer werde, an kleinen Widerwärtigkeiten dagegen trug ich immer schwer. Müde und noch etwas verstört standen wir kurz nach 10 Uhr vor dem Hörnlihotel. Ich war dem Berge wirklich gram, daß er uns unsere festliche Freude so jäh entrissen hatte. Trotzdem und trotz des berühmten Mangels an Mitteln bestellte ich etwas Feines — es mußte wohl doch vor Freude sein. Hei, wie die Gläser klangen! Wir waren stark geblieben am Berg der Berge, am Löwen von Zermatt, der uns in letzter Stunde noch seine Pranken gezeigt hatte. Ich muß gestehen, als Gleichwertige waren wir am Seil gegangen, der stürmische Zermatter Jungmann und ich. Ich grüße meinen Begleiter im fernen Zermatt, und wenn ich wieder in das gesegnete Land komme, dann wollen wir um Dent Blanche und Weißhorn ringen. Zwei Stunden dauerte der Abstieg nach Zermatt. Ohne Pausen hatten wir für die Besteigung rund 16 Stunden gebraucht.

Andern Tages früh war ich auf dem Wege zum Bahnhof, mit verhaltenen Schritten. Wieder und wieder mußte ich rückwärts schauen. Das Erlebte, das Erstiterne, das kraftgespannte Wollen, das herrliche Siegen, alles flutete um und um.

O wie die Berge ihre Stirnen heben,
wie sie die sich hüllen in Unnahbarkeit,
wie sie die Schrecken in die Tiefe senden,
wie sie der Wälder und der Matten Weben
In Lieblichkeit an ihre harten Lenden
Und Siegesgruß an ihre Scheitel heben.

Ich stand auf der Plattform des letzten Wagens. In ehrfürchtiger Hochachtung winkte ich dem Matterhorn meinen Abschiedsgruß zu, und auf baldig Wiedersehen geliebte Hochwelt, rief mein Herz!

G. Gruttmann.

Bild links:
Im lockenden Firnenglanz
Die Zwillinge in den Zermatter Bergen

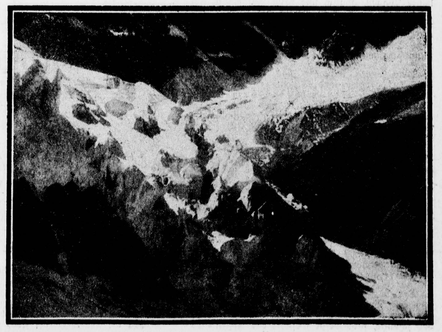


Bild rechts:
Der Eisbruch des Matterhorn-Gletschers

Vom Zwangslauf zur „Silbermaus"

Die Geschichte des „Schienenzepp"

Seit dem denkwürdigen 28. Oktober 1903, als der elektrische Siemens-Versuchswagen die Zossener Militärbahn im Rekordtempo durchraste, war der Gedanke einer Schienenschnellbahn nicht mehr aus den Köpfen grübelnder Fachleute herauszukommen. Tausend Köpfe zermarterten sich im Suchen nach dem dahinbrausenden Schienenschiff, und zweitausend Gehörtenaugen schauten im Traum seine Vollendung. Und doch kam anfangs nie etwas Rechtes dabei heraus.

Der Grund? Jeder Fachmann schüttelte überlegen lächelnd sein Haupt, wenn ihm einer etwas von „Strömungsverlauf am luftumspülten Körper" oder kraftverzehrenden Luftwiderstand erzählen wollte. So kamen denn anfangs Modelle zustande, die — vorn wie ein gut gespitzter Bleistift die Luft „durchschneidend" — rechts und links und überall tausendfache Luftwirbel erzeugten und alles andere taten als den Widerstand zu verringern.

Aber bereits zur Zeit dieser „Primitiven" des Schnellbahnbaues gab es deutsche Gelehrte, deren kühner Gedankenflug dem ihrer Fachkollegen um vieles voraueilte. Bei Ausarbeitung ihrer Ideen waren sie sich von Anfang an darüber im klaren, daß es nicht der gesamte Oberbau der Bahnen in Grund und Boden gestaucht werden — nur entsprechende Gewichtsmassen bei zunehmender Geschwindigkeit der Wagen eine Dauerbiegung bringen konnten. Anstatt die Wagen also — wie die noch im Normalgleis fahrenden Versuchsschlangen — durch hohes Gewicht besser auf den Schienen zu halten, entschloß man sich zum Zwangslauf und konstruierte Modelle mit seitlich oder vertikal angebrachten Leitschienen. Bald erkannte man aber, daß die hierfür notwendigen Gerüstbauten viel zu kostspielig würden und suchte die Lösung durch eine Einschienen-Standbahn (Wiesinger). Diese sollte sich durch schräg nach oben laufende Flossen selbsttätig stabilisieren und so das Gleichgewicht halten. Bei diesem Wagen war im Gegensatz zu den bisherigen Modellen schon die Stromlinienform und der Propellerantrieb verwendet.

Aber auch diese Luftstabilisierung gestaltete sich außerordentlich schwierig. Eine praktische Verwendung des mit seinen langnasigen Stabilisierungsflächen weit in die Luft stoßenden Schnellwagens schien sehr zweifelhaft. Jetzt suchte man auf dem Umweg über den Schienenstrang die Gleichgewichtsfrage zu lösen. Man baute Wagen, ähnlich wie beim Automobil, auf „Stur", d. h. man neigte die Winkel der Räder um 30 Grad nach innen und legte im gleichen Verhältnis die Schienen um. Jetzt konnte man Leichtfahrzeuge herstellen, ohne für die Standsicherheit besorgt sein zu müssen.

Man konnte nunmehr das Hauptaugenmerk auf Verbesserung und Veredlung der widerstandbrechenden Stromlinienform richten. Prof. Wiesinger konstruierte nach dem Kriege einen Schienenzepp, der für eine praktische Verwendung bereits sehr geeignet schien. Das Heck seines Modells zeigt eine Schlappe, die die Schotterbettung der Gleisanlagen vor dem Saugen des Propellers schützen soll. Dieser Wagen bietet 150 Fahrgästen Platz und soll durch 750 PS Motorenleistung getrieben werden. Als Baumaterial verwandte der Konstrukteur größtenteils Duraluminium — also eines der leichtesten Metalle. Neben diesem Schienenzepp arbeitete Prof. Wiesinger auch noch weitere Modelle aus, deren vollendetstes der sog. „Ultra-Schnellzug" darstellt. Er soll Geschwindigkeiten bis zu 500 Km/Std. erreichen und trotzdem nur geringe Veränderungen im „Schienenoberbau (Unterlegung) bedingen.

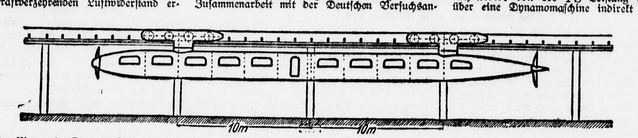
Der Name „Schienenzepp" erhielt aber bei uns erst Volkstümlichkeit, als im August 1931 auf dem Burgwedeler Bahnhof zum erstenmal das schlanke, silberweiße Gefährt des Ingenieurs Kruckenberg, der sog. „Kruckenberg-Schienenzepp", startete. Dieser Wagen erreichte damals bei der Probefahrt eine Geschwindigkeit von 182 Km/St. und erregte durch seine leichte, vornehme Bauart überall größtes Aufsehen. Die eleganten Stromlinien verloren sich in den leicht gewölbten Seitenflächen. Der ganze Wagen war tief herabgezogen. Hinten, auf dem elegant spitzauslaufenden Rumpf, lagerte der Propeller, getrieben von einem 600 PS-Spezialflugzeugmotor. Bequem in Stahlmöbeln saßen im Innern des Wagens Ingenieure und Journalisten und waren begeistert von dem neuen Schienenschiff. Der Wagen Kruckenbergs war in Zusammenarbeit mit der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt und der Gesellschaft für Verkehrstechnik erbaut worden.

Alle Beteiligten arbeiteten fieberhaft weiter an dem Problem einer Schnellbahn. Nun begann die Kleinarbeit, um die kühnen Pläne der Praxis dienstbar zu machen. Und das ist immer das schwierigste Stück des Weges! Schon im September fuhr der Schnellwagen auf Reichsbahnstrecken 250 Km/Std. Am 21. Juni 1933 kam die große Versuchsfahrt Hamburg—Berlin, wobei die „Silberne Maus", wie sie der Volksmund nennt, mit einer Geschwindigkeit von 230 Klm/Std. den Rekord an sich riß. Dann kam die große Fahrt von Berlin nach Düsseldorf, ein Triumphzug des neuen Schienenzepps.

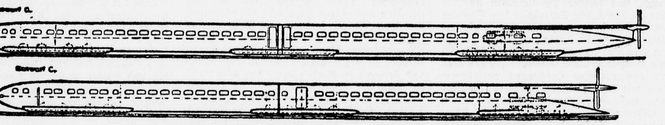
In der Werkstatt Leinhausen (Hannover) wurde jetzt in der Stille emsig konstruiert. Neunzig Versuchsfahrten waren nötig, um das schwierige Problem des Schnellbremsens zu lösen. Denn Dreck hat schnelles Fahren nur, wenn die Möglichkeit schnellen Bremsens besteht. Der Bremsweg wächst mit der Geschwindigkeit mehr als quadratisch. Die Signalanlagen der Reichsbahn, der Unterschied zwischen Vor- und Hauptsignal, sind auf einen Bremsweg von 700 Meter eingerichtet. Dieser wird aber schon bei einer Geschwindigkeit von 120 Klm. überschritten. Die Radbremsen waren bereits voll ausgenutzt. Eine neue Wirkung mußte also aufgefunden werden. Dies würde beim heutigen Fahrpreis zweiter Klasse von rund 25 RM für die einfache Fahrt nur 800 000 Reisende in beiden Richtungen zusammen bedingen, eine wahrlich kleine Zahl. (Bereits 1903 rechnete die Studiengesellschaft für elektr. Schnellbahnen mit 1 Mill. Fahrgästen.) Es ist daher zu erwarten, daß man die Fahrpreise noch weiter wird herabsetzen können, so daß sich in der Einheitsklasse der Schnellbahn ein Massenverkehr entwickeln dürfte.

Nachdem diese grundlegendsten Forderungen für eine praktische Benutzung der Schnellbahnpläne erfüllt erschienen, nahm die Deutsche Reichsbahn selbst einen Schnelltriebwagen in Bau. Dieser „Zeppelin der Schienen" wurde in Görlitz zusammengestellt und ist zur Zeit in Friedrichshafen zum Einbau der Maybach-Motoren und der elektrischen Siemens-Schuckert-Ausrüstung stationiert. Dieser Wagen ist als kurzgekuppelter Doppelwaggon gebaut, besteht also aus zwei Einzelwagen, die durch Faltenbalg miteinander verbunden sind. In jedem der beiden Enddrehgestelle soll ein Maybach-Motor von 410 PS Leistung lagern, der über eine Dynamomaschine indirekt die Achsen mit den mittleren Drehgestells antreibt. Durch langwierige Versuche hat man heute für die FD-Wagen eine denkbar günstige Bauart gefunden, die den Luftwiderstand auf ein Minimum verringert. Das Innere des Wagens bietet insgesamt 102 Sitzplätze und ist geräumig gehalten. Der neue Wagen soll bei 42 Meter Länge 77 Tonnen wiegen. Er soll in nächster Zeit wiederum Versuchsfahrten unternehmen und vielleicht schon im Dezember auf der Strecke Hamburg-Berlin fahrplanmäßig benutzt werden. Da der größte Wert auf Verkehrssicherheit zu legen ist, hat man nur eine Fahrtgeschwindigkeit von etwa 150 Klm in Aussicht genommen, so daß die Strecke Hamburg-Berlin in zwei Stunden zurückzulegen wäre.

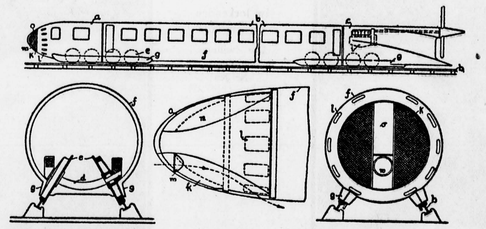
Wie überall ist natürlich auch gegenwärtig dem Schienenzeppelin mit größter Skepsis die Rentabilitätsfrage zu stellen. Es scheint aber, daß hier — schon durch die große Gewichtsverminderung — keine großen Hemmisse liegen. Nehmen wir einmal kurz eine von Prof. Wiesinger in einem Vortrag gemachte Rechnung. Es heißt da über die Rentabilität u. a.: Die aus den mittleren Drehgestells bestehende Konstruktion (ähnlich dem Reichsbahn-Schnellwagen) befördert 150 Personen und erfordert nur 700 PS-Leistung. Da die Motorleistung bis auf 1000 PS gesteigert werden kann, ist für Steigungen, Anfahren und Gegenwind reichliche Reserve vorhanden. Die Zuglänge beträgt 60 Meter gegenüber dem bedeutend länger als der Reichsbahnwagen), der Brennstoffverbrauch 120—180 PSe/h und die Fahrleistung für eine Person bei 250 km/h etwa 5 PS, während der D-Zug etwa 4 PS/Person bei nur 60 km/h Reisegeschwindigkeit benötigt. Das gesamte Anlagekapital für eine fast 280 Klm lange Strecke dürfte bei doppelgleisiger Ausführung nur rund 100 Mill. RM oder etwa 350 000 RM je Klm betragen. Es müssen dagegen jährlich 20 Mill. RM eingenommen werden. Dies würde beim heutigen Fahrpreis zweiter Klasse von rund 25 RM für die einfache Fahrt nur 800 000 Reisende in beiden Richtungen zusammen bedingen, eine wahrlich kleine Zahl. (Bereits 1903 rechnete die Studiengesellschaft für elektr. Schnellbahnen mit 1 Mill. Fahrgästen.) Es ist daher zu erwarten, daß man die Fahrpreise noch weiter wird herabsetzen können, so daß sich in der Einheitsklasse der Schnellbahn ein Massenverkehr entwickeln dürfte.



Der Wagen der Propeller-Schwebe-Schnellbahn nach Professor Wiesinger, Entwurf 1909, zeigt die Stromlinienform der heutigen Luftschiffe



Wiesingers geplantes Propeller-Geländesch neilbahnwagen-Entwürfe aus dem Jahre 1920.
Das Heck des unteren Wagens zeigt eine die Schotterbettung gegen den Propellersog schützende Schleppe.



Abbildungen zum D. R. P. Nr. 427 240, das Wiesinger am 1. März 1926 erteilt wurde.
Oben: Seitenansicht des mehrteiligen propellergetriebenen und in Leichtbau (Aluminium und Magnesium-Legierungen) gedachten Wagens. Darunter: Querschnitt, Vertikal-Längsschnitt zwischen den Kühlerhälften und Vorderansicht des Wagens. Besonders beachtenswert die unabhängig voneinander drehbaren Räder. Diese greifen mit ihren hohen Radflanschen unter die Köpfe der nach innen geneigten Schienen, so daß die Fahrzeuge bei jeder Geschwindigkeit eingeleitungssicher auf diesen geführt werden.

Der jüngste Sproß am Stamme Zeppelin

Kleine Kinder werden gern mit einem Gedanke von Mutmaßungen und Hoffnungen umgeben, wodurch das wahre Bild manchmal so verschleiert wird, daß man es nur noch mit Mühe erkennen kann. Der jüngste Zeppelin-Sproß in Friedrichshafen ist zwar kein Säugling und der Entwürfe liegt er noch in der Wiege und schläft. Er schläft sich erst richtig groß, ehe er zu vollem Leben erwacht. Bis dahin reden Onkels und Tanten über ihn so viel Nützliches und Feines, daß es an der Zeit ist, sein wahres Gesicht zu skizieren, sozusagen einen Blick in die amtlichen Eintragungen seines Stammbuchs zu tun.

Er heißt also LZ 129 und wird sich vielleicht schon im Sommer nächsten Jahres in sein Element, die Atmosphäre, erheben. Gegen seinen berühmten Vorgänger LZ 127, ist er mit seiner Länge von 248 Meter nur 18 Meter länger. Im größten Durchmesser mißt er 41,2 Meter, übertrifft also LZ 127 um etwa 11 Meter. Der Gesamtinhalt wird hiedurch fast auf das Doppelte, nämlich auf 200 000 cbm gebracht. Diese Größe ist so bemessen, daß das Luftschiff selbst bei der Füllung mit Heliumgas seine Aufgabe als Verkehrsluftschiff zur Beförderung von Fahrgästen, Post und Fracht über lange Strecken bewältigen kann. Die Verwendung von Helium als Traggas bietet den außerordentlichen Vorteil, daß die Feuergefahr so gut wie gänzlich beseitigt wird; denn dieses Gas ist im Gegensatz zu dem bisher verwendeten Wasserstoff nicht brennbar. Leider ist seine Tragfähigkeit gegenüber dem Wasserstoff um etwa 6,5 % zu gering. Dieser verminderte Auftrieb wird bei LZ 129 eben durch sein größeres Volumen ausgeglichen.

Eine andere wichtige technische Aenderung besteht in der Verwendung von Rohöl-Motoren. Die Maschinenanlage von LZ 129 besteht aus vier Einheiten, wobei jeweils ein Dieselmotor über eine Untersetzung auf eine Luftschraube arbeitet. Die Marschleistung jeder Anlage soll rund 900 PS betragen und dem Luftschiff eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 135 Kilometer in der Stunde geben. Da die Betriebsstoffvorräte an Bord für 100 Stunden ausreichen, so wird das Schiff einen Aktionsradius von etwa 13 000 Kilometer haben.

Die Räume für die Fahrgäste sind in der Hauptsache innerhalb des Schiffes eingeordnet. Die Aufenthaltsräume umfassen einen großen Speisesaal, eine geräumige Halle und ein Schreib- und Lesezimmer und liegen an Backbordgängen, die in hallenartigen Ausbauten mit großen Fensterflächen eingeordnet sind. Auf diese Weise sind die Vorteile der im Schiffskörper ruhenden Fahrgasträume mit der guten Aussichtsmöglichkeit. Die bisherige gondelartige Ausbildung der Fahrgasträume ausgezeichnete, vereinigt. An Schlafkabinen sind einbis zweisitzige Kammern für zusammen bis zu 50 Fahrgästen vorgesehen. Fließendes kaltes und warmes Wasser ist auch vorhanden, so daß alle Bequemlichkeiten zur Verfügung stehen werden.

Die angegebenen Maßänderungen gegenüber LZ 127 bewirken, daß der neue Luftschiffkörper viel gedrungener aussieht. Von Zigarre ist wirklich keine Rede mehr! Es handelt sich bei dieser Formgebung ja auch um ganz andere Dinge, nämlich darum, daß das Schiff eine möglichst große Widerstandskraft gegen Stürme und Böen bekommt, wobei gleichzeitig der Luftwiderstand so gering wie möglich sein soll. Das wird dadurch erreicht, daß der Schiffskörper ausgesprochene Stromlinienform erhält. Das Gerippe wurde aus Duraluminium aufgebaut. Dieses Material hat sich im Bau von Luftschiffen und Flugzeugen besonders bewährt. Als Hauptringe werden verspannte Ringe verwendet. Die Behälter für Betriebsstoff, Schmieröl, Wasser usw. wie auch die Räume für die Mannschaften und Fracht, Post und sonstige Lasten, werden im Fachgerüst untergebracht, das gleichzeitig den Hauptbedienungsgang darstellt. Die Führergondel mit Steuer- und Navigationsraum ist unterhalb des Schiffskörpers im Bug eingebaut. Am Heck befindet sich das Leitwerk, das heißt, die gesamten Steuerorgane. Es besteht aus zwei festen Flächen mit darin unmittelbar angelenkten Seitenflächen Ruderflächen für Höhen- und Seitensteuerung.

Wir dürfen — alles in allem — mit Bestimmtheit erwarten, daß die Serie triumphaler Erfolge, die LZ 127 für sich buchen darf, von seinem Nachfolger LZ 129 würdig fortgesetzt wird.

Swr.

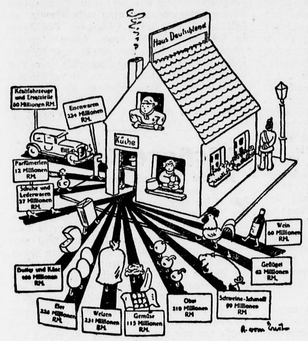
Womit sollen wir uns kleiden?

Das ist eine Frage ganz nüchterner Art, die reizvoll genug durch die modische Phantasie der Frau gemacht werden kann. Die volkswirtschaftliche Verantwortlichkeit führt auf einen neuen Gedankengang, den uns Frau Dr. Margis, vom Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine entwickelt. Sie sagt ungefähr folgendes:

„Die Wolleinfuhr belastet unsere Außenhandelsbilanz sehr stark, und um das auszugleichen, sind wir auf die Ausfuhr unserer Fertigfabrikate, gewebter Tuche, angewiesen. Wie steht es aber damit? Umgekehrt hat sich die Einfuhr von Fertigfabrikaten, besonders von englischen Tuchen, gesteigert!

Der gedankenlose Einkauf englischer Tuche bewirkt, daß der deutsche Abnehmer von der deutschen Wirtschaft unmöglich niedrigste Preisgestaltung erwarten kann, wenn er selbst durch unnötigen Einkauf ausländischer Ware der deutschen Wirtschaft die notwendige Beschäftigungsmöglichkeit beschneidet. Da die Hausfrauen auch bei der Auswahl der Textilstoffe maßgebenden Einfluß ausüben, müssen sie auf die unbedingte nationale Pflicht hingewiesen werden, deutsches Tuch zu bevorzugen, da es dem ausländischen gleichwertig ist.

Gerade in den besser situierten Kreisen wird ohne einen Schimmer von Berechtigung und Kenntnis des wirklichen Zusammenhanges fremdem, besonders englischem Tuchereugnis bessere Qualität zugesprochen. Tatsächlich aber stellt die deutsche Tuchindustrie qualitativ dasselbe her, wie die ausländische und auch die vielgerühmte englische! Gegen 1926 ist die deutsche Einfuhr in wollenen Tuchen um 310 Prozent gestiegen! Diese Tuchmenge entspricht der jährlichen Normalproduktion von 30 deutschen Tuchfabriken mittleren Umfanges. Da jede drei Meter Tuch, die aus dem Auslande bezogen werden, eine deutsche Arbeiterfamilie für mindestens einen Tag brotlos machen, so bedeutet diese Einfuhr fremder Ware für die deutsche Textilindustrie einen Ausfall von rund 1 650 000 Arbeitstagen! Es muß also heute von der deutschen Hausfrau als dem bedeutendsten Käufer verlangt werden, daß sie nicht ausländische Waren den deutschen vorzieht, wenn diese in gleicher Güte und Preiswürdigkeit zu haben sind."



Ist diese Einfuhr notwendig?!

Weihnachts-Handarbeiten

In der stimmungsvollen Zeit vor Weihnachten sind viele fleißige und geschickte Hände da-heu. hübsche Handarbeiten anzufertigen. In den Schaufensterauslagen und auf den Handarbeitsausstellungen, die die Geschäfte auch in diesem Jahr in den Wochen vor dem Weihnachtsfest veranstalten, erhält die Frau vielfache Anregung, lernt eine neue Technik des Strickens oder Webens, entdeckt neue, reizvolle Möglichkeiten der Materialverwertung und geht mit dem Vorsatz nach Hause, einen lieben Angehörigen mit einer selbst verfertigten Handarbeit zu erfreuen.

Die Handarbeit ist wieder modern geworden. Aber dieses neue Interesse ist mehr als eine vorübergehende Laune oder Reaktion auf die übersättigende Epoche der Vermännlichung der Frau, es entspringt aus dem Wunsch nach einer ruhigen Beschaulichkeit, die dem modernen Menschen verloren gegangen ist, nach Sammlung und wohltuender Entspannung. Die Hetze des Straßenverkehrs ist endgültig vorüber, es wird auch kaum noch vorkommen, daß gänzlich unnütze Dinge angefertigt werden, wie Deckchen, die allen Greifern, Kleidern und Wandbehänge mit mehr oder weniger geistreichen Sprüchen. Die junge Generation entwirft selbst hübsche Muster, hat Freude an eigener schöpferischer Arbeit, und wer weniger künstlerisch veranlagt ist, kann sich nach guten Vorlagen richten. Wie viel Freude macht es, die Farben auszuwählen und zusammenzustellen! Die jungen Mädchen, die sich vor Weihnachten mit einer Handarbeit beschäftigen, tun es nicht, weil das so üblich ist oder weil sie nicht wissen, was sie sonst schenken sollen, sondern aus einem inneren Bedürfnis heraus. Sie haben selbst die größte Freude daran, und wissen, daß der Beschenkte auch den Wert der Arbeit richtig einzuschätzen weiß.

So entstehen unter den fleißigen Fingern aus Wolle in feinsten Pastellönen gefärbt lustige, bunte Schals, reizende Tischdecken, warme Jumper, Westen, Kinderkleidchen, Mützen, Hüte, Schultertücher, Bettschuhe, Kissen, Teewärmer, wertvolle und dabei verhältnismäßig billige Weihnachtsgeschenke.

Man kann sich die langen Winterabende vor dem Fest kaum ohne Handarbeit vorstellen. Wenn die Hausfrau mit einer Handarbeit am Tisch sitzt, unter der kleinen traulichen Lampe, die den übrigen Teil des Zimmers im Halbdunkel läßt, verbreitet sich sofort eine anheimelnde Atmosphäre der Behaglichkeit und Geborgenheit. Und welche stille Vorfreude erlebt die Mutter, wenn sie merkt, daß das Töchterchen, das jeden Abend mit einem geheimnisvollen Paket zu ihrer Freundin geht, an einer Weihnachtshandarbeit arbeitet.

Die Gedanken und Träume, die bei dieser Vorfreude, die mit jeder Handarbeit verwoben sind, geben ihr einen ganz eigenen Wert, den kein anderes Geschenk — und mag es noch so kostbar sein — besitzen kann. Die Handarbeit ist ein Stück von uns selbst, es steckt etwas Lebendiges, Persönliches darin, das selbst für einen Fremden spürbar ist. Und an keinem Geschenk hat der Spender selbst soviel Freude wie an einer Arbeit, die er eigenhändig angefertigt hat. Das junge Mädchen, die berufstätige Frau, die vielbeschäftigte Mutter, die am Tage kaum eine Stunde Zeit haben, sich zu sammeln und still ihren Gedanken nachzuhängen, sehen die Handarbeit als willkommene Entspannung an. Wenn man abends in seiner gemütlichen Ecke sitzt, können die Gedanken spazieren gehen, man schmiedet Pläne und baut Luftschlösser, man freut sich das erfreute Gesicht der Freundin vor, wenn sie das Kissen erhält, dessen Farben und Formen so gut zu dem Stil ihres Zimmers passen. Und währenddessen macht die fleißige Nadel sich um Sich, damit das bunte Kunstwerk rechtzeitig fertig wird. Zu den schönsten Vorfreuden auf das Fest der Liebe gehört das Handarbeiten.

Else Mensch.

Knabenwunsch

von Mia Holm

Nun genug, genug geherzt
Und zu viel, zu viel gescherzt:
Augen zu! artig sein!
Schlaf in Ruh, schlummre ein!
Katze ganz verschlafen schnurrt;
Hündlein wie im Traume knurrt;
Müde auch der Lampe Licht,
Blinzelt trüb mir ins Gesicht.
Steckenpferdchen fraß sich satt,
Senkt das Köpfchen schlummermatt,
Und im Kasten, glaub es mir,
Schnarcht das dicke Trampeltier.
Schlaf nun ein, du glaubst es kaum,
Welch ein wunderschöner Traum
Zu dir kommt, — ich glaube fast,
Kühe, die du gerne hast,
Auch ein Hirt mit hüa hott!
Und vielleicht — der liebe Gott.
Sollt er kommen und dich fragen,
Was du willst, so kannst du sagen:
Lieber Gott ein Schwesterlein
Würde mir das Liebste sein.

Bübchen doch: „Mamachen, nein!
Nein, ein Pferd! Kein Schwesterlein!"

Das neue Kostümkleid

1. Graues Wollkostüm mit schmalen Pelzröllchen garniert
2. Kostüm aus schwarzem Samt, Chinesenkragen und Schleifengürtel aus Krimmer
3. Einfaches Jackenkleid, belebt durch ein kurzes Cape und Pelzkravatte
4. Schneiderkostüm aus gestreiftem Wollstoff, der an der Jacke diagonal verarbeitet wird. Kragen und Revers sind mit Persianer belegt
5. und 6. Kurzes Jäckchen mit Persianerkragen und hierzu passendes Kleid, dessen Taille aus dem grauen Stoff des Kostüms und aus denselben Stoffen in Schwarz und Weiß zusammengesetzt ist. Schwarze Knöpfe an Achsel und Oberärmel schließen das Kleid
7. und 8. Das Bolerojäckchen aus Wollstoff in warmem Violett mit dunkleren Samtbiesen und Schleifenverschluß am Kragen, wird getragen zu einem Kleid aus demselben Stoff; die Taille wird in hellem Lila mit Samtblenden, -schleife und -oberärmeln gearbeitet

Hygiene der Augen / Von Dr. Fritz Hermann, Berlin

Gibt es denn das auch, wird vielleicht ein wenig erstaunt der Leser fragen. Von Hygiene der Zähne, von Hygiene der Haut hat man schon öfters gehört! Mit den immer kürzer werdenden Tagen rückt die Gesundheitspflege der Augen sogar in den Vordergrund, denn Millionen fleißiger Menschen werden in den Wintermonaten gezwungen sein, bei künstlichem Licht zu arbeiten, zu lesen, in ihren Werkstätten und zu Hause, stets körperlich ermüdet, auch noch in den Nachtstunden, um sich ein paar Groschen mehr zu erwerben. Und gerade sie sollten nichts außerachtlassen, ihr Augenlicht nach Möglichkeit zu schonen, denn es gehört auch zu dem Lebenskapital, von dem sie zehren und das einmal nicht mehr zu ersetzen ist.

Heute, wo Ueberlandzentralen auch die kleinsten Bauerndörfer mit elektrischem Licht versorgen, wo auch in den altmodischen Mietskasernen wenigstens die Gaslamme brennt, wird kaum noch ein Handwerker gezwungen sein, bei Petroleumlicht oder der Stearinkerze zu arbeiten, er hat es besser als Eltern und Großeltern, zum mindesten günstiger. Und er der es im Sommer bestimmt vermeidet, im grellen Sonnenlicht zu lesen, weil ihm die Augen schmerzen, sollte jetzt darauf achten, daß er sich nicht durch zu sparsa e Beleuchtung schädigt. Nicht zu wenig Licht und nicht zu viel. Sein Schein soll das Arbeitsfeld voll erleuchten, die Augen selbst aber schonen. Ein dunkler Lampenschirm erfüllt diesen Zweck vollkommen.

Beim Lesen sind in der Körperhaltung von Wichtigkeit. Sie gilt nicht nur in der Schule für die MMG-Schützen. Sie gilt für jeden Erwachsenen. Wenn wir vorgeneigt die Zeitung und nächster Nähe studieren, muten wir unseren Augen eine größere Leistung zu, als wenn wir einen guten Abstand halten. Und die Entfernung ist die richtige, die die Augen keine unnütze Belastung aufmutet, die sich schnell durch Ermüdung kundtut. Das Auge stellt sich selbst auf die richtige Entfernung und den günstigsten Lesewinkel ein. Jede Schrift, die wir von der Seite schief lesen wollten, erscheint uns sofort verzerrt.

Bei vielen ist es geradezu eine Frage der Eitelkeit, keine Brille und überhaupt keine Gläser zu benutzen. Es könnte ihnen ja etwas von ihrer Schönheit abgehen oder sie alt machen! Liebe Leute, wenn ihr erst die Vierzig erreicht habt, sollte ihr nicht mehr so eitel sein. Und der Kundige lacht euch nur aus. Jenseits der Vierzig braucht ihr, oder doch die meisten von euch, eine Lesebrille. Das ist ganz keine Schande. Die Linse im Auge beginnt, ihre Elastizität zu verlieren und ihr könnt ihr die schwerer werdende Arbeit durch das richtige Glas abnehmen. Da besser als in der Jugend sahst und je weitsichtiger ihr waret, um so nötiger braucht ihr im Alter eine Nahebrille für Lesen und Arbeit. Laßt euch vom Augenarzt die richtige Nummer vorschreiben. Er untersucht euch dabei die Augen genau und ihr wißt über ein wichtiges Organ Bescheid. Mit einer falschen Brille schadet ihr euch nur. Und solche Leichtfertigkeit, vielleicht um ein paar Groschen zu sparen, rächt sich sehr.

Wenn ihr gern und viel lest, dann achtet ganz besonders darauf, was ihr lest. Schlechter Druck auf schlechtem Papier ist ein böses Augenpulver. Vorzugt guten, klaren Druck und nicht zu kleine Buchstaben. Jedes Buch eines erfahrenen Verlegers nimmt längst auf die Hygiene eurer Augen Rücksicht. Achtet mal darauf! An schlechten Minderwertigkeit ist meist nicht nur der Inhalt verderblich. So könnt ihr selbst das Beste dazu beitragen, eure Sehkraft zu erhalten und zu pflegen.

Mutti muß auch nicht zu viel zanken

Der Bub ist ein Strick. Ein richtiger Lausbub. Frech ist gar kein Ausdruck. Es gewiß, Mama möchte gar keinen Duckmäuser haben und es ist ihr so schon recht, wenn sie in dem Kinde einen Willen wachsen fühlt. Den will sie ja auch gerne respektieren, und wenn der Bub was vernünftiges will, erkennt Mama das gerne an. Dodwegen aber muß er doch gehorchen und sich benehmen und anlügen auf das, was man ihm sagt. Aber da kommt er aus der Schule und statt einmal zu läuten reißt er fast die Klingel runter. „Bub, was fällt dir ein, solchen Spektakel zu machen?" Wupp, knallt die Vorplatztür ins Schloß. „Man macht die Türe leise zu, weißt du das nicht?" — Pfui, was bringst du für schmutzige Stiefel ins Haus, marsch raus so kommt man nicht ins Zimmer. — Willst du dich nicht frisieren? — Pfui diese Hände, — halte dich gerade, — wie schmutzig du wieder bist und unordentlich angezogen, — was hast du für Noten? — Was eine Drei, na warte bis der Vater kommt! — das wird was setzen! Wie sitzest du bei Tisch — Ellenbogen unter — hält man so Messer und Gabel — was sind das für Klauengeellenbogen — schmage nicht so — man spricht nicht rein, wenn große Leute reden — sei nicht so vorlaut, man hat dich nicht gefragt — schon wieder einen Flecken — so gib doch acht du Tapp — warte bis man dir einschenkt — das konnte ich mir ja denken, daß du nichts fertig bringst — — —"

Und so geht das in der gleichen Litanei tagaus, tagein, vom Morgen bis zum Abend und wo die Mutter ihren Jungen, ihre Kinder sieht und unter die Augen bekommt, da findet sie etwas zu tadeln, etwas, das sich besser machen ließe, das ihr eitles Mutterherz ganz anders haben möchte.. Gewiß, das stimmt ja alles und selbstverständlich soll der Bub — und darf er nicht . . .

Dieses dauernde und unausgesetzte Schelten aber, das ewige Tadeln und Meckern, das stumpft durch Ermüdung und abstumpfen Verweise werden mehr und mehr erfolglos, wenn sich die Mutter nicht darauf besinnt, wie dies auf ihren Jungen wirken muß. Erst tuts ihm weh, er fürchtet sich auch wohl, dann aber mit der Zeit gewöhnt er sich daran. Es macht ihm nichts mehr aus, ja, er hört es kaum noch anders, als eine momentane Störung in seinem Gleichmut. Na ja, es ist doch auch nicht angenehm, in allem, was man tut und wie man sich gibt, kritisiert zu werden. Einen Menschen aber, sich zu bessern und darauf zu hören, was die Mutter sagt, den hat sie selbst in ihrem Kind getötet. Bloß? — Sehr einfach. Ein Kind gewöhnt sich nicht für sich, es tut es sentanten. — es lernt für den Lehrer, es bessert sich für die Eltern. Na schön, wozu es überanstrengen mit Begriffen, die ihm zu hoch sind? Sei lieb mit deinem Kind und gib ihm Verständnis, vielleicht gerade dann wenn es sie am wenigsten verdient. Gib ihm Wärme und mütterlich gütiges Verzeihen, wenn es Fehler erwartet. Verspricht und gib ihm Freuden als Anporn — „wenn du die Arbeit ohne Fehler machst, bekommst du fünf Pfennige, das Notizbuch, den Bleistift, den er sich wünscht — darfst du mit den Kameraden spielen — mache ich dir einen Papierhelm, einen Drachen", — gerade schlechte Mutterhände können so viel — —

Versuchts doch einmal so, ihr vielzuviel schimpfenden Mamas — ihr werdet sehr viel weiterkommen.

M. Halm.

Der Spitz

Von Dr. W. Wieland

Mit zwei Abbildungen

Abbildung 1
Gewöhnlicher Spitz

Von allen Hunderassen hat der Spitz wohl das weiteste Verbreitungsgebiet. Er kommt in seinen verschiedenen Abarten nicht nur in ganz Europa, sondern auch in Asien vor. Sein Urahn ist der Canis palustris, dessen Ursprungsgebiet Mitteleuropa war. Von hier aus ist er nach Süden und Norden gleichmäßig vorgedrungen. Seine asiatischen Verwandten haben sich von Mittelasien bis nach Sumatra verbreitet. Die erste Bezeichnung als „Spitz" finden wir in der Hausordnung des Grafen Eberhard zu Sayn 1450 als Scheltwort. Der Ausdruck „Spitzhund" war den Dienstboten als Schimpfwort untersagt. Auch dem Ausdruck „Spitzhut" für Anstände, wie er sich im „Reineke Fuchs" findet, liegt wahrscheinlich der verdorbene „Spitzhund" zugrunde. Aber auch sonst spielt der Spitz im deutschen Sprachgebrauch eine große Rolle. Man spricht von einem „Spitzel", wenn jemand einen andern genau überwacht („belspitzelt"), da der Spitz die wachsamste Hunderasse ist. Wenn jemand sich einen Spitz kauft, so will man damit die krakeelsüchtige Stimmung kennzeichnen, die vielen Angetrunkenen eigen ist. Wundern muß man sich aber, daß sich nicht der Ausdruck „Rollspitz" eingebürgert hat, da die Rollkutscher viel häufiger „Spitze" als „Möpse" als Wächter ihrer Fuhrwerke bei sich hatten. Dr. Ludwig Reichenbach bringt 1836 eine sehr ausführliche Schilderung des Spitzes. Er nennt ihn Canis pomeranus, chien pomerien und Pomeranian wolldog. In Frankreich wurde er auch chien-loup oder Lou-lou de Poméranie genannt, in Schweden Pommerska Spetzen. Im Jahre 1700 war Pommern besonders wegen seiner weißen Spitze bekannt, wie Mannheim heute wegen seiner schwarzen Zwergspitze. Die Farben waren schon immer vielseitig; Reichenbach erwähnt schon 1836 weiß, isabellfarbig, braun, schwarz oder gefleckt.

Abbildung 2
Zwergspitz

Sein Charakter ist ganz besonders durch seine Eigenschaft als Wachhund bedingt worden. Vor der Einführung des Eisenbahnbetriebes war er der ständige Begleiter der Fuhrleute, wie er es heute noch bei den Fluß-Lahnschiffern ist. Sein holländischer, stockhaariger Vetter hat daher sogar seinen Namen „Schipperke" erhalten. Nichts entgeht seinem feinen Gehör und seinem scharfen Auge. Er ist bald hinten und bald vorn auf seinem Wagen oder Kahne. Er ist die personifizierte Lebendigkeit, argwöhnisch und sehr neugierig. Bei allen Angriffen hält er sich sehr vorsichtig zurück, sodaß oberflächliche Menschen ihn für feige halten. Das ist er aber durchaus nicht, er vermeidet nur schlauerweise, in die Reichweite der menschlichen Hand zu kommen, faßt aber blitzschnell zu, wenn der Feind sich eine Blöße gibt. Häufig hängt der Spitz mehr an den zu bewachenden Sachen als an den Menschen selber. Ist er aber zum Schutz des Menschen bestimmt, dann gibt es kaum einen anhänglicheren Hund als den Spitz; er ist dann auch unbestechlich. Er ist klug, wenn auch nicht so gel-hrig wie der Pudel. Verwahrloste Hunde wildern dagegen sehr gern.

Der Spitz ist wetterhart und anspruchslos. Die schwarzen Spitze sollen sich nach den Erfahrungen des landwirtschaftlichen Zuchtamtes Oskar Wirth besonders schnee-bresserien lassen. Der Spitz besitzt eine kurze, gedrungene Figur, die bei den kleineren Arten noch mehr zum Ausdruck kommt als bei dem großen Wolfsspitz, eine keck Haltung und einen fuchsähnlichen Kopf mit lebhaftem Blick. Der ganze Hund verrät Temperament und etwas Unstetigkeit. Durch seine Quecksilbrigkeit wird er nervösen Personen leicht lästig. Sein Haar ist reich, glatt und steht vom Körper ab, bei kleinen Hunden berührt die stark geringelte Rute fast die Nackenmähne. Die größte, in Deutschland nur noch selten vorkommende Spitzart ist der Schäferspitz, der in Sachsen noch als Hütehund vorkommt.

Der Schäferspitz kommt fast nur in weißer Farbe vor und erreicht eine Schulterhöhe von 55 bis 60 cm. Dann folgt der Größe nach der kraftschwarze Wolfsspitz, der mindestens 45, am liebsten aber 54 cm groß sein soll. Schwarze und weiße Spitze sollen mindestens 40 cm hoch sein. Dieselbe Größe besitzt auch der fuchsrote finnische Spitz, der vor 50 Jahren in der Berliner Gegend ziemlich verbreitet war und sogar einen eigenen Spezialklub besaß. Eine Zeit lang waren in England die Zwergspitze die beliebtesten Damenhündchen, bis sie durch die exotischen Rassen, japanische Chins und Pekingesen aus der Gunst der Damen verdrängt wurden. Wegen ihrer Kleinheit — der Zwerghund soll höchstens 26 cm hoch sein und nicht über 4 Kg. wiegen — ist die Zucht des Zwergspitzes sehr schwer. Es hat daher in Deutschland immer nur wenig Züchter gefunden. Auf die Rassenkennzeichen im einzelnen kann ich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes natürlich nicht eingehen. Die beifolgenden Bilder werden aber eine genügend klare Vorstellung dieser echt deutschen Rasse geben. Zum Schluß möchte ich aber noch kurz den sogenannten Seidenspitz erwähnen, der schon ausgestorben zu sein schien. Er erlebte wieder eine kurze Blütezeit Ende des vorigen Jahrhunderts, als Dr. R. Fischer (Bromberg), Dr. Th. Klingli (St. Gallen) und Korthals (Wiedesheim) sich seiner annahmen. Jetzt scheint diese reizende Rasse wieder im Verschwinden begriffen zu sein. Schuld daran mögen die Schwierigkeiten der Zucht und Aufzucht sein. Der Seidenspitz soll aus einer Kreuzung zwischen Malteser und Zwergspitz entstanden sein. Das prächtige, seidenartige, lange Haar soll wie bei allen Spitzen vom Körper locker abstehen, nicht wellenförmig, gelockt, gerollt oder zottig erscheinen. Die Farbe ist fast immer weiß, nur selten kommen schwarze Seidenspitze vor. Größe und Gewicht sollen dieselben wie beim Zwergspitz sein, doch hat der Seidenspitz schmalere, feinere Pfötchen (Salonpfoten). Die Stehohren, die Figur erinnern an den Spitz, während Kopf und Gesichtsausdruck mehr dem Malteser gleichen.

Bücherecke

Moderne Weihnachtshandarbeiten. Dinge, die sich vom Wirtschaftsgeld bestreiten lassen, sind kleine Handarbeiten, die der Behaglichkeit des Heims, sowie praktischen Zwecken dienen, die leicht von jeder Frau in Stunden der Muße ausgeführt werden können. Will man eine Anleitung zu solchen Handarbeiten haben, so greife man zu den neuen Bücherbänden, die der Verlag Otto Beyer, Leipzig, soeben wieder herausbringt. Wolle im Heim Bd. 362. Wollenes Allerlei Bd. 264, Gestrickte Pullover für Damen und Herren Bd. 335, zeigen, was geschickte Hände aus Wolle für den Weihnachtstisch, für Sport und Reise nach neuesten Mustern und Techniken anfertigen können. Neues Häkelflitzet Bd. 260 und Häkeleien für Bettwäsche Bd. 251 bringen eine reiche Auswahl von geschmackvollen Mustern für Decken, Kissen, Stores, Einsätze und Spitzen in neuer Art. Klare, kurzgefaßte Anleitungen machen das Arbeiten zur Freude. Sämtliche Schnitte für die hübschen Vorlagen sind auf dem dazu gehörigen Schnittbogen zu finden. Die Hefte kosten Mk. 0,50, Mk. 0,90 und Mk. 1,20.

1200 Antworten auf 1200 Fragen. — Verlag Wilh. Köhler, Minden i. W., 1,20 RM. Herausgegeben von Fritze Baumgarten. — Dieser vielseitige praktische Ratgeber für Haushalt und Küche wird allen Frauen willkommen sein. Ein Schlagwortergebnis ermöglicht das sofortige Auffinden jedes gewünschten Ratschlages.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserate-Erfolge. Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1834

Heiratswünsche

Weihnachtswunsch! Geschäfts-Besitzer, aus best. Familie, Jungmeister, mit schuldenfr. Grundstück, u. bedeutend. Kapit. Wünscht sicheres Existenz, Mitte 30, stattliche Fig., gut. Charakt., sucht anfehnliche, kathol. Dame mit Vermög. a. Lebenskameraden. Offert. m. Bild erb. u. 1083 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Witwer 42 Jahre, kathol., ohne Anhang, Landwirtschaft, und Grundbesitz., sucht Lebensgef. d. Lust am Geschäft hat. Frau H. Höller-Hagemeister, Bad Oeynhausen, Marienstraße 8.

Lebens-Gefährten auch Witwer mit Kindern, wünscht sich kath. Mädel, bauss. verständ., treuliebend. zu 3. Nur Waisenkind vorhanden. Offert. mit Bild erb. u. Nr. 1089 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Lehrer, 32 J., endgültig angestellt, wünscht sich mit einem gebildeten, gewandten Mädel zu **verheiraten** Bedingung gute Aussteuer. Evtl. Einzige Tochter bevorzugt. Zuschrift. mit Bild erbeten unter Nr. 1074 „Der 7. Tag", Paderborn.

Katholische Eheanbahnung erfolgreich seit 13 Jahr. Kirchl. Gutheißg. Einheiraten Reuland-Bund 10 Herne i. W.

Heiratswünsche finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung **Der 7. Tag** Auflage 45000 Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Formen, mit denen sich jeder mann u. jed Kind Indianer, Reiter, Tiere u. viele and Figur, selbst anfertigen kann, Gebr. Schneider, Gieß-Fabrik, Leipzig-N. 22/40 Verl. Sie sof. Katal. grat u. portofr. o. jed. Kaufzw

Repetier-Pistole! Waffenscheinfrei mehrschüss. 6 mm M. 3.50 8 schüss. M. 6.60 10 schüss. M. 7.90 Adressen, Nürnberg 4 154

Für die Baumpflege! Drahtgeflechte und fert. Zäune, Drahtbaumschützer geg. Hasen, Bastbaumband „Fertiles" mit Drahteinlage, **Baumwurzelschutzkorb** geg. Wühlmäuse, Stahldrahtbürsten für die Baumrinde. **Drahtwerk Linker** Kassel 187 Katalog umsonst.

Gutherz, liebevoll.

Kathol. Witwe, 30 J., ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Herrn zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1088 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Witwer, 42 Jahre, ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Dame zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1087 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Witwer, 42 Jahre, ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Dame zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1086 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Witwer, 42 Jahre, ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Dame zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1085 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Witwer, 42 Jahre, ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Dame zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1084 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Witwer, 42 Jahre, ohne Anhang, Landwirtschaft, wünscht sich mit strebs. Dame zu verheiraten. Gefl. Zuschriften unter Nr. 1083 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gutherz., liebevoll.

Lebens-Gefährten auch Witwer mit Kindern, wünscht sich kath. Mädel, bauss. verständ., treuliebend. zu 3. Nur Waisenkind vorhanden. Offert. mit Bild erb. u. Nr. 1082 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Lehrer, 32 J., endgültig angestellt, wünscht sich mit einem gebildeten, gewandten Mädel zu **verheiraten** Bedingung gute Aussteuer. Evtl. Einzige Tochter bevorzugt. Zuschrift. mit Bild erbeten unter Nr. 1074 „Der 7. Tag", Paderborn.

Katholische Eheanbahnung erfolgreich seit 13 Jahr. Kirchl. Gutheißg. Einheiraten Reuland-Bund 10 Herne i. W.

Heiratswünsche finden weiteste Verbreitung in kath. Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung **Der 7. Tag** Auflage 45000 Bis Dienstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Einmal nur Preisfrage! **Korbmöbel** Niedrigste Preise, direkt ab Fabrik, franko Lieferg. - 10 Monatsraten. Schlager: 3teilige Polstergarnitur Mk. 30.— Katalog gratis. **Korbmöbelfabr. Böhm** Oberlangenstadt Lichtenfels-Land 527

Rheumakranke - Ein guter Rat! Ich litt schwer und bin heute, Gott sei Dank, vollkommen gesund durch ein einfaches Mittel, das mir eine Krankenschwester verraten hat. Schreiben Sie mir, ich teile es Ihnen gerne kostenlos mit. **Frau Maria Haagen,** Bad Reichenhall, Hallgrafenstraße A 505

Größte Weihnachts-Freude bereitet meine 1a Qualitätspuppe. Sie ist 68 cm groß, läuft, sitzt, schläft, spricht „Mama", hat 2 prächtige Zöpfe (a. Wunsch Bubikopf), hochmod. Jackenkleid z. An- u. Ausziehen. Preis nur 6.50 RM. Dieselbe Puppe 8 cm 5.75 RM, alles einschl. Porto u. Verpack. Kein Risiko, da Geld zurück, wenn nicht gefällt. Versand p. Nachn. Eines der viel. Dankschr.: *„Kisin und Groß ist entzückt von der Schönheit und Billigkeit der Puppe. Sie übertraf alle unsere Erwartung . . . Hch. Schneckenburger, Lambrecht/Pfalz.* Auch Sie werden so zufrieden sein, daher bestellen Sie noch heute, wenn auch später lieferbar, bei der Firma **Emil Zitzmann,** Puppenfabrik, Steinach - A. 16 Thür.

Unglaublich billig! Korb- u. Polstermöbel d. ab Fabrik zu Preisen, die bisher nicht erreicht waren. **Schlafsessel** Nr. 17 w. Bild 17.60 fco. Nachn. Verl. Sie Katalog gts. Cg. Ruft, Oberlangenstadt, Lichtenfels-1.90

Strümpfe Socken ab Fabrik. Preise und Qualität. konkurrenzlos. Nur an Wiederverkäufer! Preisliste und Anleitung gratis. **Gilksel, Chemnitz 1,** Weststr. 64.

Stahl-Betten Hoch- u. Liegefalte, Kinderbetten, Sofas, Chaiselongues, Chaisel. m. Polsterteile, Kinder-Bettstellen, Bettmatratzen, Auszieh-Tische, Kinder-Stühle, Kinder-Sitzbadewannen, Stahl-Möbel, Stahl-Spinde, Stahl-Schränke, Stahl-Kommoden, Stahl-Waschtische, Stahl-Nachttische, Stahl-Klappbetten, Stahl-Liegestühle, Stahl-Gartenmöbel, Stahl-Tische, Stahl-Stühle, Stahl-Hocker, Stahl-Bänke, Stahl-Feldbetten, Stahl-Etagenbetten, Stahl-Doppelbetten, Stahl-Einzelbetten, Stahl-Kinderbetten, Stahl-Möbel, Stahl-Betten

Eine Seite Kurzweil

Ich Jo-Jo-ble nie wieder!

Ein Entschluß von Ludwig Waldau.

Daß man doch nie gescheit wird! Aber da denkt man immer wieder: Nein, so persönlichkeitsentwicklungsrückständig darfst du nicht durch das moderne Leben pilgrimen; hier mußt du mitmachen, da darfst du dich nicht ausschließen. Und dann . . . Genau so ist mir's ergangen mit dem Jo-Jo: ja, ja! Aber ich Jo-Jo-le nie wieder! Das eine Mal neulich hat mir vollauf genügt! —

Ich pendle gemächlich durch die Stadt. Da schreit plötzlich jemand neben mir: „Meinen Sie stehen, Herr Konsistorialrat! Es kann Ihr Glück sein! Nehmen Sie es mit, das alte, wundervolle, neuerstandene Jo-Jo-Spiel! Das Spiel aller Gebildeten, vom zarten Schullerkind bis zum schneeweißen Großpapa! Das Spiel, das die Nerven beruhigt und stärkt, besser als sechs Wochen Ostseesand! Jo-Jo, das Spiel der Spiele! Immer auf und ab, hoch und niedrig! Nur Idioten spielen heute noch kein Jo-Jo! Also bitte, Herr Generalsuperintendent: nur zehn deutsche Reichspfennige! Bitte schön — danke sehr!" — Ehe ich zur Besinnung, zu Worte kommen konnte, hatte der Mann an der offenen Haustür mir die runde Scheibe mit dem Bindfaden in die Hand gedrückt und mir zwanzig Pfennige aus der Hand gerissen. Und unaufhörlich brauste sein Redeschwall weiter, während ich rücksichtslos von anderen Käufern abgedrängt wurde. Hm! Was nun? — Da sah ich drüben, auf der anderen Straßenseite, einige junge Damen plaudernd einherschlendern und — siehe da! — die eine ließ ganz ungeniert im Gehen ihr Jo-Jo ab- und auftrudeln! Und was das Schönste dabei war: kein Mensch fand etwas dabei; die zahlreichen Passanten strömten an ihr vorbei, als ob schon immer Jo-Jo gespielt worden wäre und nicht erst neuerdings wieder. Da schwoll mir der Kamm: ich langte in die Tasche und begann ebenfalls zu Jo-Jo-deln! Ich stülpte verquält die Bindfadenschlinge um den Mittelfinger der rechten Hand, wickelte vorschriftsmäßig den Bindfaden um die bunte Spule und ließ diese dann in die Tiefe rollen. Das sing ganz prachtvoll; nur — blieb sie dann unten. Ach so; um sie wieder hochzukriegen, mußte man ja am Bindfaden einen Ruck nach oben tun! Ich hatte nicht bemerkt, daß sich der Faden mit der Spule unten um die Pendelrute eines niedlichen Dackelchens verheddert hatte. Erschrocken blickte ich mich, um den Mißhandelten zu befreien: es kostete mich eine zerfetzte Hand und eine — gemaßregelte Hose! Darob nicht wenig aus der Fassong geraten, versuchte ich durch einen ergrauten, energischen Ruck das Jo-Jo zum Steigen zu bringen, um es dann enttäuscht in die Tasche versenken zu können. Oh, es kam hoch, das Jo-Jo, nur etwas plötzlicher und intensiver, als ich gewollt. „Mirr!" fuhr es kühn

Aus Sachsen.

„Heidaudage is's wirklich beese! Unächte Bierchirmeister gibt's, falsche Direkter und unächte Dachshunde. Schließlich alooht mersch ooch mir nich mehr, daß ich e ächter Sachse bin!"

in den Speisekarten-Schaukasten des Restaurants, vor dem ich gerade zufällig stand, und blieb baumelnd in den Splittern hängen! — Wütend riß ich an der Schnur, um flüchten zu können und „schwupp!" — sauste sofort die bunte Jo-Jo-Scheibe einer älteren Dame an den Kopf und verfing sich neckisch in deren ehrwürdigem Kapottbütchen! — Und als ich das verflixte Jo-Jo, empört über diese Selbständigkeit, wieder zurückriß, hing an ihm nicht nur das mittelalterliche Kapottbütchen, sondern auch die ehrfurchterheischende Perücke der Dame! — Noch stand ich starr vor Schrecken in all dem Aufruhr, den mein daneben gegangenes Jo-Jo-deln hervorgerufen, da packte mich eine Eisenfaust, und die rauhe Bierstimme des Speisenkartenverfassers donnerte: „Paar hinter die Löffel müssen solch alte Esel kriegen, die noch Kinderspielzeug strafchen!" Und „bruch!" — hatte ich einige Tachteln weg, daß mir der Kopf bald vom Rumpfe Jo-Jo-delte. —

Als gewissenhafter Chronist muß ich noch berichten: während ich die Speisekarten-Schaukastenscheiben berappte, suchte einstweilen der Dackel nachsichtslos mit dem Kapottbütchen und der Perücke das Weite. Die Rechnung hierfür ist mir sicher. Aber daß ich seit jenem ersten Versuch nie wieder Jo-Jo-deln werde, das kann man mir wirklich aufs Wort glauben. Ich habe wirklich keine Lust mehr dazu!

Kinder

/ Von Kurt Mietzke.

Der Schriftsteller las das Zeugnis seines Söhnchens.

„Paul", sagte er, „du solltest dich was schämen, mir so ein schlechtes Zeugnis vorzulegen."

„Ein schlechtes Zeugnis beweist gar nichts", sagte der Sohn.

„Sofo! Jedenfalls beweist es, daß du nichts kannst!"

„Sofo! Na, Papa, ich habe da neulich eine Kritik über dein letztes Theaterstück in der Zeitung gelesen . . ."

„Halt's Maul!" sagte der Papa.

*

Der Lehrer in einer Volksschulklasse unserer Stadt hatte die Schüler beauftragt, lange Wörter zu nennen.

Den Rekord schlug unser Fritz, eifriger Leser aller Artikel und Zeitschriften, die sich mit Auto- oder Motorradangelegenheiten befassen. Sein Wort hieß:

„Zweizylinderluxusbeiwagen-Reisemaschinenfabrikdirektoriumsgattin."

*

Der Lehrer sagte:

„Emil, dein Französisch ist furchtbar. Ich werde an deinen Vater schreiben müssen."

„Da wird mein Vater böse werden."

„Ja! Das verdienst du auch, du fauler, dummer Lümmel!"

„Sie irren. Mein Vater wird böse werden, weil er meine sämtlichen französischen Arbeiten gemacht hat."

„Na, Elli, dein Vater könnte sich auch eine bessere Zigarre leisten, die nicht so feng'rig riecht!"

Haben Sie kriminalistische Begabung?

So schilderte ihn

Raubüberfall. In das Lebensmittelgeschäft der Witwe Müller in der Schulzestraße 11 drangen zwei Räuber ein. Während der eine die Ladeninhaberin und die anwesenden Kunden — einen jungen Mann, eine Frau und deren sechsjähriges Töchterchen — mit vorgehaltenem Revolver zwang, sich ruhig zu verhalten, raubte der andere die Ladenkasse. Beide flüchteten und entkamen unerkannt.

Soweit der Tatbestand. Kriminalbeamte, die mit der Aufklärung dieses dreisten Ueberfalls beauftragt wurden, vernahmen einzeln die Augenzeugen der Tat. Ueber den Vorfall gaben alle ziemlich übereinstimmende Darstellungen. Die Beschreibung des Räubers jedoch, der ihnen kurze Zeit, mit der Waffe in der Hand, Auge in Auge gegenüberstand, weichen sehr wesentlich voneinander ab. Im Protokoll finden wir nachstehende Schilderungen:

Die Ladeninhaberin: „ziemlich groß, zirka 30 Jahre, stechende Augen, brutaler Gesichtsausdruck, starker, schwarzer Schnurrbart, dichte Augenbrauen, vorstehendes [illegible], Ballonmütze." Diese Darstellung entspricht Abbildung I.)

Die Kundin: „etwas kleiner als ich (sie selbst mißt 1,65 Meter), etwa 30 Jahre, blasses, glattrasiertes Gesicht, kleiner dunkelblonder, gestutzter Schnurrbart, Hakennase, Kinn und Mund gewöhnlich, Schiebermütze." (Siehe Abbildung II.)

Der Kunde: „mittelgroß, Anfang der zwanziger Jahre, ohne Bart, vielleicht kleinen Schnurrbart, Nase, Mund, Kinn gewöhnlich, Seglermütze mit Vereinsabzeichen (Fahne)." (Siehe Abbildung III.)

Das Kind: „verstümmeltes Ohr, Ohrläppchen fehlt, Mütze wie Onkel Ernst (Onkel Ernst trägt Seglermütze)." Das Gesicht kann das Kind nicht beschreiben. (Siehe Abbildung IV.)

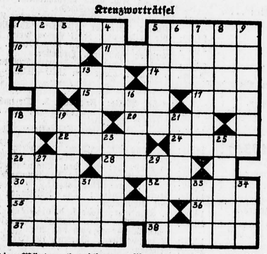
Angesichts so widersprechender Aussagen sind die Beamten bei der Abfassung des Steckbriefes in hohem Maße auf ihren kriminalistischen Scharfblick angewiesen.

Und nun denken Sie sich einmal in ihre Lage!

Wie würden Sie den Steckbrief abfassen?

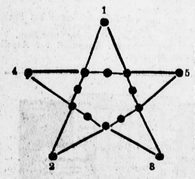
Wie dürfte der Täter aller Wahrscheinlichkeit nach ausgesehen haben? Wie groß ist er ungefähr und wie alt? Welche Merkmale würden Sie als feststehend ansehen?

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Muse. 5. Hochland in Innerasien. 10. Wild. 11. Bedeutender Erfinder auf dem Gebiete des Radios. 12. Bad in Thüringen. 14. Französischer Romanschriftsteller. 15. Schwerlitze. 17. Baumteil. 18. Spitze eines Truppenteils. 20. Soviel wie Klang. 22. Berg in Tirol. 24. Stadt in Ostfriesland. 26. Lateinisch: durch. 28. Römisches Gewand. 30. Türkischer Haupthandelshafen. 32. Wiese, Weide. 33. Strom in Afrika. 36. Erzkönigin von Spanien. 37. Großer See Finnlands. 38. Stadt in Nordfrankreich. — Senkrecht: 1. Mediziner, Erforscher der Nervenheilkunde. 2. Schiffsankerplatz. 3. Nebenfluß des Rheins. 4. Orientalischer Männername. 5. Ungebundene Rede. 6. Ausruf. 7. Teile des Jahres. 8. Spanischer Mädchenname. 9. Mittelalterlicher Stand. 13. Gesteinstrümmer. 16. Gestalt aus „Wallenstein". 18. Edelsteine. 19. Hauptstadt Albaniens. 21. Kavallerist. 23. Stockwerk. 25. Italienischer Königinnenname. 27. Paradiesgarten. 29. Festtracht. 31. Nebenfluß der Warthe in Polen. 33. Wurfspieß. 34. Abessinischer Titel.

Ersatzaufgabe.



Die fünfzehn Punkte der Figur sind durch die Buchstaben a a a b b d d e e f g l n n r s o zu ersetzen, daß fünf sinnvolle Wörter entstehen, welche bezeichnen: 1—3 eine arabische Küstenlandschaft, 1—3 eine Masse, 4—8 den Vater des Rasel und Lea, 4—5 einen Geschäftsraum, 2—5 Vögel.

Kettenrätsel.

Unter Zugrundelegung des Wortes „Heimstätte" bilde man weitere 18 dreisilbige Hauptwörter, und zwar so, daß immer die Endsilbe des vorangegangenen Wortes die Anfangssilbe des nachfolgenden Wortes bildet. Das letzte Wort erhält als Endsilbe die erste Silbe des gegebenen Wortes (also „heim"), so daß eine geschlossene Wortkette entsteht.

Die Wörter bezeichnen: Einen See in Bayern, eine Vogelart, einen römischen Feldherrn, einen Fisch, eine Bezeichnung für Sage, eine Göttin, ein Porzellangefäß, einen nordamerikanischen Freistaat, ein Land in Nordamerika, einen Knabennamen, eine Stadt in Böhmen, eine Polizeitruppe, eine Provinz der Argentinischen Republik, ein Gewebe, Christbaumschmuck, einen Nebenfluß des Po, einen Schriftsteller und eine Stadt in der Rheinpfalz.

Anreihung.

ich	iten	dub	feif
isin	ntau	eftz	toe
rman	uha	ochn	nde

Die Quadrate sind seitlich so aneinander zu reihen, daß die Buchstaben, der Reihenfolge nach gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust" ergeben.

Kettenringrätsel.

Die Silben
a, ben, burg, da, be, bern, gel, goe, ka, le, min, mut, per, re, so, ter, the, tor,
sind so in die Glieder der Kette einzuordnen, daß zweisilbige Wörter entstehen, deren 2. Silbe gleichzeitig die 1. Silbe des nächsten Wortes ist. Die Wörter bedeuten in anderer Reihenfolge: 1. Vortrag, 2. Bescheidenheit, Sanftmut, 3. Freibeuter des Meeres, 4. Jurist und Fachschriftsteller, 5. franz. Flächenmaß, 6. bestimmter Zeitpunkt, 7. ungezogener Junge, 8. deutscher Dichter, 9. Verwandte, 10. holl. Provinz, 11. Dasein, 12. weibl. Kurzname, 13. Bruchstück einer Statue, 14. weiblicher Vorname, 15. künstl. Salz, 16. Reinod, 17. Einfahrt zu einem Bergschloß, 18. Ostseeinsel.

Magisches Kreuz.

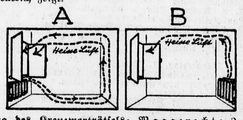
a a a a a d b e e e f g h i l m n n n n p r r s s s s t t u	Werden die Buchstaben des Kreuzes richtig geordnet, so entstehen in den drei waagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung, aber in anderer Reihenfolge: Ein Zeitmesser, eine Stadt in Baden, eine Republik in Europa, eine Fußbekleidung, Früchte und eine Stadt in der genannten Republik.

Auflösungen aus Nummer 34

Lösung: Dick und Dumm. Aus wohlbedachten Gründen pflegt man die Heizkörper möglichst direkt unter dem Fenster anzubringen. Denn wenn man im Winter das Fenster des geheizten Zimmers öffnet, so vollzieht sich gerade das Gegenteil von dem, was Dumm erwartet.

Die eindringende kalte Luft drückt die von der Heizung ausströmende heiße Luft herein und so findet sie erst nach Durchquerung des Zimmers den Weg nach oben und dann ins Freie (Siehe Abbildung A).

Ist die Heizung dagegen an der entgegengesetzten Wand angebracht, so geht der Heizwert fast völlig verloren, so lange das Fenster offen ist, wie Abbildung B deutlich zeigt.



Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 2. Luna. 5. Emil 8. Abel. 9. Leben. 10. Sara. 11. Ares. 13. Elen. 15. Remise. 17. Esel. 19. Liane. 21. Ltoll. 24. Arno. 26. Matala. 29. Rede. 32. Atem. 33. Sieg. 34. Treue. 35. Rose. 36. Bonn. 37. Neun. — Senkrecht: 1. Rate. 2. Lese. 3. Ulanen. 4. Ahare. 5. Edam. 6. Merino. 7. Ines. 12. Seil. 14. Lei. 16. Elan. 18. Seal. 19. Lima. 20. Astern. 22. Lorero. 23. Lid. 25. Rasen. 27. Dito. 28. Amen. 30. Egon. 31. Eden.

Lösung des Zahlenrätsels: B, Eos, Lette, Botanik, Venus, Lid, K. — Botanik.

Lösung des Kreisrätsels: 1. Neger. 2. Lapos. 3. Spree. 4. Asche. 5. Husar. 6. Brett. 7. Kobel. 8. Vogel. 9. Rinde. 10. Feier. 11. Blech. 12. Gnade. 13. Dachs. 14. Hobel. 15. Kreuz. — Große Schätze verderben das Herz.

Lösung des Bilderrätsels: Mit einem Schlage kann man nicht neun Nüsse öffnen.

Lösung der Schachaufgabe:

Weiß	Schwarz
1. Se3—d1!	Ba2 oder Sc2 oder Se2 beliebig
2. Db2# bezw. Dd5#	bezw. Sd4#.

Ein Zugwechselstück.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn